Die

St. Gotthardsblume.

Ein

romantiſches Gedicht in fünf Geſängen

von

Otto Koch.

Schleswig 1822.

Gedruckt im Königlichen Taubſtummen-Inſtitut.

Bibliothèque
Parlementaire

Sr. Königl. Majeſtät

Frederik dem Sechsten

in gebührender Unterthänigkeit

der Verfaſſer.

Wo wären: die dem Fürſten, dem gerechten,
Dem Vater, dem Beſchützer, nah' und fern',
Nicht ihre allerbeſten Gaben brächten?
Und jubelnd bringt ſie Jeder dar, und gern.
Für ihn ſeh' ich den Adel ſiegend fechten!
Für ihn erflehet, im Gebet, vom Herrn
Des Himmels, fromm, mit hocherhobnen Händen,
Der Prieſter Gottes Segens reiche Spenden.

Was auf beſchwingtem Kiel, aus ferner Zone,
Der Kaufmann bringt, das Köſtlichſte, er legt
Es gern und freudig nieder an dem Throne.
Und was der Bergmann aus dem Felſen ſchlägt,
Und was des Ew'gen gnäd'ge Hand, zum Lohne
Des Fleißes, dem getreuen Landmann wägt,
Er bietet's ihm, in deſſen Huld und Milde
Er gräbt, und pflügt die heimiſchen Gefilde. —

Nur ich allein ſtand da in Gram und Schämen!
Zum erſtenmal fühlt' ich der Armuth Zwang.
Da rief's ſo huldig mir in Scham und Grämen!
Das Königswort von Deinem Thron erklang:
Du wolleſt gnädig dieſe Blume nehmen,
Die Gotthardsblume; was der Dichter ſang,
Er dürf' es Dir, als ſeiner Ehrfurcht Zeichen,
Dir, ſeinem hohen König, überreichen.

Und wie das milde Königswort erklungen,
So nah' ich muthig Deinem Angeſicht
Mit meiner Liebe treuen Huldigungen.
Zu Deinen Füßen leg' ich mein Gedicht,
Und preiſe was begeiſtert ich geſungen,
Wenn Deine Huld dem Liede Beifall ſpricht.
Doch konnt' ich nicht den herrlichen erwerben,
So mög' es gern, noch eh' ich ſterbe, ſterben.

Subscribenten.

Sr. Majestät des Königs Handbibliothek. 6 Ex.

Se. Durchlaucht der Herr Landgraf, Prinz Friedrich zu Hessen. 2 Ex.

Se. Durchlaucht der Herzog von Schleswig Holstein Sonderburg Beck.

Ihre Durchlaucht die Frau Herzoginn von Braunschweig Lüneburg Bevern, auf Glücksburg.

Se. Durchlaucht der Prinz Ludwig zu Sayn Witgenstein Berleburg.

A.

Herr Kammerjunker von Abercron in Rendsburg.

" Bürgermeister Adler in Tönning.

" Kapt. von Ahlefeldt, Ritter, in Glückstadt.

" Kammerherr von Ahlefeldt zu Olpenitz.

" Kpat. von Ahlefeldt in Rendsburg.

Herr Ahrens, Stud. Theol. in Kiel.
" Musikdirector Apel.
" Kammerjunker d' Aubert in Glückstadt.

B.

Herr Lieut. von Baggesen in Kiel.
" Artill. Lieut. von Baggesen in Kopenhagen.
" E. Bahnsen, Cand. Theol. zu Loitmark.
" Bahr in Rendsburg.
" Adv. Balemann in Kiel.
" Stadtkassirer Bandix in Rendsburg.
" Adv. Bandix.
" Apotheker Becker in Husum.
" Regmts. Chirurg Beeken in Rendsburg.
" Landvogt Behrens in Husum.
" Kaufmann M. Belix in Kiel.
" Kaufmann Beiersdorf.
" Heinr. von Bergen in Hamburg. 2 Ex.
" H. J. W. Bertram in Eckernförde.
Die Bibliothek des Museums in Altona.
Herr Dr. Birkenstock in Hamburg.
" Justizrath Böckmann, Birkvogt zu Lügumkloster.
" Bodin, spanischer Konsul in Helsingör.
" A. Boldt, conf. Cofiist bei der General-Zollkammer in Kopenhagen.
" Boldten, Pastor in Bünstorf.
" Boldten, Schloßküster in Glückstadt.
" Lieut. von Bonnivet in Eckernförde.
" Oberst von Brackel in Rendsburg.
" Bracklow, Hegereiter im Amte Hütten.
" Rektor Dr. Bremer in Plön.
" Kammerath Bruhn in Husum.
" Kapt. von Bruhn in Rendsburg.
" Heinr. Bruhn, Stud. jur. aus Husum.

Herr Dr. Buchholz in Lübeck.
" Kammerjunker von Bülow in Ratzeburg.
" Major von Bülow in Rendsburg.
" J. A. Bütefisch in Rendsburg.
" J. Butenschön zu Noer.

C.

Madame Rosette C . . . . . in Altona.
Herr J. H. Carlsen, Rektor zu Burg auf Fehmern.
" Kammerrath Carstens in Rendsburg.
Madame de Castro in Altona.
Herr Dr. Chemnitz, Physicus zu Burg auf Fehmern.
" Deichconducteur Lieut. v. Christensen in Rendsburg.
" Senator Clausen in Eckernförde.
" Inspector Claußen in Glückstadt.

D.

Herr Oberstl. von Destinon in Glückstadt.
" Lieut. von Dicke in Eckernförde.
" Kaufmann J. Diederichsen in Kiel.
" Kaufmann F. Diederichsen.
" Ober- und Landgerichtsadvocat Diesler.

E.

Herr Ober- und Landgerichtsadv. Eckermann in Glückstadt.
" Eggers, Lehrer in Eckernförde.
" Dr. Esmarch in Hysum.
" O. Esmarch, cam. Stud. aus Rendsburg.

F.

Herr Postmeister Fabrenholz in Husum.
" Lieut. von Fehrsen in Eckernförde.

Herr Zollgevollmächtigter Franck in Rendsburg.
" Kapt. von Frank.
" Oberſt von Fribee.
" Friedberg, Gymnaſiaſt in Altona.
" Paſtor Friderici zu Karbee.
" Doctor Friedlieb, Phyſicus in Huſum.
" Ing. Kapt. von Friis in Rendsburg.
" Poſtmeiſter Früchtenicht in Glückſtadt.
" H. D. Funcke in Altona.

G

Herr Kriegsrath Gadelin zu Lügumkloſter.
" Kammerrath Gardthauſen in Lappeln 2 Ex.
" Paſtor Gerber in Rendsburg.
" Kapt. von Gerſtenberg.
" Kaſſecontrolleur Goldbeck.
" Kapt. von Golowin in Schleswig.
" Obergerichtsadv. Goſch in Rendsburg.
" Etatsrath Gottſchalck in Ratzeburg.
" Adv. Gottſchalck in Tondern.
Frau Juſtizräthinn Grothuſen in Rendsburg.
Herr David Gruel in Hamburg.
" Lieut. von Gullann in Rendsburg.
" Kapt. von Goldenfeldt.

H.

Herr Major von Haack in Rendsburg.
" Ober- und Landgerichtsadv. Hagemeiſter in Kiel.
" Juſtizrath und Ober-Sachwalter Hager in Glückſtadt.
" Adv. Hager.
" Hammerich in Altona.
" Harring in Huſum.

Herr Hartung Rentesekretair in Kopenhagen.
" Paſtor Haſſe in Lappein.
" Amtmann Hantelmann in Ratzeburg.
" Lieut. von Hedde in Rendsburg.
" D. Hellmann, Kaufmann in Hamburg. 2 Ex.
" Henningſen, Beſitzer von Schönhagen.
" Bataillons-Chirurg Henningſen in Eckernförde.
" Profeſſor Henſen in Schleswig. 3 Ex.
" Kammerath Herbart in Eutin.
" Bürgermeiſter von Herberg in Huſum.
" Hertzbruch, Schloß und Garniſonsprediger in Glückſtadt.
" L. S. Herz in Altona.
" Herzog, Volontär in der Gen. Zollkmr. in Kopenhagen.
" Holm, Stud. Theol. zu Olpenis.
" Paſtor Horſt zu Rendsburg.
" C. C. Horſt, Lehrer, Dannebrogsmann.
" J. C. Horſt, Kaufmann.
" P. C. Horſt, Kaufmann.
" Oberſtlieut. v. der Horſt in Hamburg. 12 Ex.
" Lieut. von Howe in Rendsburg.
" Huß, Gerichtshalter, zu Ahrensburg.

J.

Herr Juſtizrath Jasper in Schleswig.
" Jaspersen, Gerichtshalter zu Oeſtergaarde.
" Conrektor Jebſen in Glückſtadt.
" Conrektor Jenzen in Eutin.
" Major von Jeſſ in Rendsburg.
" Obergerichtsadv. Jeſſen in Altona.
" Jeſſen, Copiiſt in der Gen. Zollkmr. in Kopenhagen.
" Kapt. von Jiſſen in Ratzeburg.
" Kaufmann Ilen in Kiel.
" Amtsſekretair J. G. Ingwerſen in Huſum.
" Kammerrath Jochims in Schleswig.

Herr G. H. Jöns in Hasle.
" Lieut. von Irminger in Rendsburg.
" H. J. Justus in Hamburg.
" Subrektor Joerſen in Plön.

K.

Herr Oberſt von Kaalund in Glückſtadt.
" Amts. Chirurg Kaim in Rendsburg.
" Amts. Chirurg Keil.
" Kellner in Kiel.
" Dr. Phyſicus Koch in Glückſtadt.
" Senator Koch in Rendsburg.
" Ober- und Landgerichtsadv. Koch in Glückſtadt.
" J. D. Koch in Rendsburg.
" Ingenieur Pr. Lieut. von Köhle in Kopenhagen 3 Ex.
Madame Köhnke in Nienſtedten.
Herr Adv. Koopmann in Glückſtadt.
" Kapt. von Kove in Rendsburg.
" Landvogt Kramer in Süderſtapel.
" Lieut. W. von Krey in Rendsburg.
" Kroſſing, Stud. Theol. Cantor in der Citadelle Friedrichshafen in Kopenhagen.
" Herr Phyſicus Dr. Kühnel in Rendsburg.
" Pr. Lieut. von Kyerulf in Kopenhagen.

L.

Herr Amts. Q. M. von Lachmann, in Schleswig.
" Pr. Lieut. von Lange in Glückſtadt.
" H. L. Lange in Rendsburg.
" Lieut. de la Porte.
" Kapt. von Langheim.
" Kaufmann Lanzius in Kiel.
" Major von Laub in Rendsburg.

Herr Dr. Lehmann, Professor und Oberbibliothekar in Hamburg 3 Ex.
Frau Pastorinn Lehmann.
Herr Apotheker Lehmann in Rendsburg. 3 Ex.
" Lieut. von Lempfert.
" von Lesser. Oberstl. im Gen. Stabe.
" Landvogtey-Secretair Lesser in Meldorf.
" Kammerherr und Hofjägermeister von Linstow in Ratzeburg
" L. Lorentzen, Hauptpastor in Schwabstedt.
" S. Lorentzen in Husum.
" Kaufmann Lorentzen in Kiel.
" P. Lorentzen auf Rundhof.
" Adv. Lorentzen in Eckernförde.
" Kapt. von Lohse in Rendsburg.
" Lund, Jugendlehrer in Eckernförde.
" Lundt in Eutin.
" Lundt, Königl. Mühlenpächter in Schleswig.
" Lieut. von Lützau in Rendsburg. 2 Ex.

M.

Herr Lieut. von Mackeprang in Rendsburg. 2 Ex.
Madame Magnus in Altona.
Herr Etatsrath Matthiessen in Tondern. 2 Ex.
" Justizrath Man zu Burg auf Fehmern.
" Oberkriegscommissär und Landschreiber v. Mecklenburg zu Süderstapel.
" Meggerle in Rendsburg.
" Mayn, Copist beim Holst. Lauenb. Oberarchte in Glückstadt. 2 Ex.
" Apotheker Meyer in Lappeln.
" Pastor Minder in Curslack.

Herr Möller, Copiſt beim Holſt. Landrd. Obergerichte in Glückſtadt.
" Kanzleyrath Möller in Kopenhagen.
" Kapt. v. Müller in Tappeln.

N.

Herr Kammerjunker von Neergaard in Ratzeburg.
" C. A. F. Neuhaus in Hamburg. 3 Ex.
" D. C. Neve in Eckernförde.
" Nielſen zu Lügumkloſter.
" Dr. Niemann in Altona.
" Polizeimeiſter Niemann in Eckernförde.
" Paſtor Nieſe in Rendsburg.
" Ing. Kapt. von Niſſen.
" Kapt. von Niſſen, Ater Officier des Chriſtians Pflegehauſes in Eckernförde.
" Pr. Lieut. von Normann in Glückſtadt.

O.

Herr Ing. Oberſtl. von Ohlrogge in Kopenhagen.
" Kriegsrath von Oſten zu Lügumkloſter.
" Poſtmeiſter Ottenſen in Tappeln.

P.

Herr Panſen, Cand. Theol. in Kopenhagen.
" Kammerrath und Zollverwalter Peterſen in Eckernförde.
" Hausvogt Peterſen.
" Paſtor Peterſen zu Simonsberg.
" Peterſen auf Rundhof.
Herren Perthes und Beſſer in Hamburg. 3 Ex.
Herr M. Philipſen in Tappeln.
" C. F. Pieſſe in Hamburg 2 Ex.

Frau Generalinn von Prever in Altona.
Herr Adv. Poſſelt in Neuſtadt.
" Amtſ. Chirurg Prahl in Eckernförde.

D.

Herr Hauptpaſtor Quenzel in Glückſtadt.

R.

Herr Kanzleirath und Bürgermeiſter Raben in Glückſtadt.
" Ober- und Landgerichtsadvokat Raben.
" Oberauditeur Räder in Rendsburg.
Frau Kammerherrinn von Rantzau, geb. Blome.
Herr Reck, Kaufmann in Altona.
" Etatsrath Reinhold, Dr. Profeſſor und Ritter in Kiel.
" Graf Heinrich von Reventlow.
" Rheder, Kaufmann in Glückſtadt.
" J. F. Richters in Rendsburg.
" Apotheker Rieſeſtahl in Eckernförde.
" Rönnau, Volontär in der Gen. Zollkmr. in Kopenhagen.
" Kayl. Kammerjunker von Röſſing in Glückſtadt.
" Kammerjunker von Roſen in Rendsburg.
" Amtſ. Q. M. v. Roſenſtand in Glückſtadt.
" von Rumohr auf Rundhof.
" Landrath v. Rumohr.
" v. Rumohr, Auscultant.

S.

" S . . . . in Eckernförde.
Herr Juſtizrath und Deichinſpector Salchow in Huſum.
" Auscultant Saß in Schleswig.
" Oberſt von Schaumberg.
" Scheuermann auf Schwentbre.
" v. Schilden auf Herſt.
" Gehm. Conſg. Rth. und Amtm. von Schlanbuſch in Rendsburg.

Herr Kammerrath Schleep in Schleswig.
" Kapt. von Schloiser in Eckernförde.
" Justizrath Schleth in Rendsburg.
" Adv. Schleth in Schleswig.
" Adv. Schleth in Eckernförde.
" Controlleur Schmidt in Rendsburg. 2 Ex.
" P. C. Schmidt in Husum.
" M. Schmidt.
" Kriegsrath Schou in Rendsburg.
" Schroder, Handlungscommis in Husum.
" Schröder, const. Gevollmächtigter in der Gen. Zollkm. in Kopenhagen.
" Christ. Schultz, Kaufmann in Kiel.
" Pastor Schulze in Jevenstedt.
" Justizrath Seidel, Präsident und Ritter in Glückstadt.
" Kapt. von Seiffarth in Rendsburg.
" Polizeymeister Sibbers in Tondern.
" Pastor Sivers in Rendsburg.
" Senator Sivers.
" Sohrt in Eckernförde.
" Kassegevollmächtigter Söndergaard in Rendsburg.
" Kriegsrath Soosten, Ritter in Husum.
" Oberstl. von Späth in Rendsburg.
" Kapt. von Sprechler.
" Kriegsrath Steemann in Husum.
" Spediteur Steffens in Rendsburg.
" A. Stegelmann in Eckernförde.
" Bataillons Chirurg Stein.
" Ernst Stemann Stud. jur.
" Stieper, Zollgevollmächtigter in Glückstadt.
" Stinzing, Consul Sr. Majestät des Königs der Niederlande, in Rendsburg.
" Kammerath Storjohann in Altona.

Herr Sterjohann, jun.
" Adv. Storm in Husum.
" Kapt. von Stockfleth in Rendsburg.
" P. D. Stoppani, Kaufmann.
" Strickenbach in Eckernförde.
" Kapt. von Sühl, Deichconducteur in Husum.
" Prem. Lieut v. Suhr in Schleswig

T.

Herr Kammerherr und Oberst von Thienen, Präsident der Remonte Commission in Kiel.
" von Thienen, Pr. Lieut. im Schlesw. Cürass. Rgmt.
" Justizrath und Senator Thomsen in Kiel.
" P. Thomsen, Schiffskapitain.
" Landbauverwalter Timmermann in Ratzeburg.
" Kapt. von Torkos in Rendsburg.
" Graf von Trampe.
" Probst Troyel in Helsingör.

U.

Ein Ungenannter für seine Freunde 25 Cr.
" Ungenannter.
" Ungenannter 2 Cr.
Eine Ungenannte in Rendsburg.

V.

Herr Senator Veltheim in Kiel.
" Vincks, Handlungscommis in Husum.
" Studiosus Sibbye in Kopenhagen.
" Obergerichtsadv. Vegler in Altona.

W.

M. W.
Herr Major von Wagner in Rendsburg.
" Rektor Wagner.

Herr Juſtizrath von Wardenburg in Huſum.
" Oberförſter W. v. Warnſtedt auf Eſpenis.
" Kammerjunker von Warnſtedt auf Loitmark.
" Stadthauptmann Wendell in Rendsburg.
" Landſchaftsſekretair Wendt in Ratzeburg.
" Lieut. von Wernich in Eckernförde.
" Kaufmann von der Wettering.
Mamſel Wichmann in Glückſtadt.
Herr Kaufmann Wiggers in Rendsburg.
" Kaufmann Wille in Kiel.
" Oberanditeur von Wilſter in Glückſtadt.
" Kaufmann A. Wille.
" M. G. Witte, Stud. Theol.
" Kaufmann J. C. Witte in Kiel.
" Oberſtl. von Witzendorff in Rendsburg.
" Wriedt in Eutin.
" Candidat Wunderlich zu Wilhelmsthal.
" Paſtor Würger in Brockdorf.

Z.

Herr Kapt. von Zimmermann in Rendsburg.

Die St. Gotthardsblume.

Erster Gesang.

Erſter Geſang.

1.

O ſchöne Zeit der Tapferkeit und Minne!
Als noch der Held den wackern Degen ſchwang,
Zu Lohne nicht, und niedrigem Gewinne,
Zu Schutz den Waiſen, zu der Frauen Dank;
Als er, mit treuem und beſcheid'nem Sinne,
Noch Jahrelang um ſeine Liebe rang;
Und, mocht' er Kälte oder Gluth erwerben,
Ihr eigen blieb, im Leben und im Sterben!

2.

Warum hat jene Zeit mich nicht erſchaffen!
Und warum dieſe Zeit, in der Gemüth
Und Herz ſo ganz gemeinen und erſchlaffen!
Wo nur zu Lohn der Held den Degen zieht,
Wenn die Erob'rung greift nach ihren Waffen!
Wo nie in reiner Gluth das Herz erglüht;
Sich Eide ſchwören, wie ſie leicht ſich brechen;
Nicht Treue Tugend, Untreu' kein Verbrechen!

3.

Bin ich zu ſchwach auch: ſie zurück zu bringen,
Die ſchöne Zeit, bin ich zu arm doch nicht:
Aus tiefem Seelengrunde ſie zu ſingen,
Und zu verklären leuchtend im Gedicht!
So kann ich auch den Unmuth mir bezwingen,
Der mich mit kalten Armen oft umflicht,
Den Unmuth: daß das Schickſal dieſem Leben,
Und dieſen matten Zeiten mich gegeben.

4.

Wie, wo ſich Lieb' und Treue feſt vermählet,
Und Tapferkeit, und frommer Sinn zum Bund',
Der ſüße Sieg nicht ausbleibt, und nicht fehlet,
Ob kalter Zauber auch entgegen ſtund;
Und: wie der ſchmilzt und aufthau't; das erzählet
Euch des Geſanges wohlgeprüfter Mund.
Treuliebende! O möchte Euch vor Allen,
O möchte Euch dies treue Lied gefallen! —

5.

Seht Ihr's nicht dorten in der Ferne blitzen,
Im Sonnenſtrahle, an des Waldes Saum?
Seht Ihr nicht dorten einen Ritter ſitzen,
Geſchlungen um den Arm des Roſſes Zaum?
Seht Ihr nicht trüb' das edle Haupt ihn ſtützen,
Und ſtarren vor ſich hin, als wie im Traum?
Hoch auf dem Helme ruht des Helmes Gitter.
Und Wingolf heiß' ich dieſen ſchönen Ritter.

6.

Wohl ſtrahlen ſeiner Rüſtung helle Ringe,
Wohl blitzt ſein Schild, und aufgeſchirrt ſein Roß;
Wohl an der Seiten blinkt die gute Klinge.
Doch mehr iſt auch nicht ſein. Er hat nicht Schloß,
Nicht Aecker; hat nicht Erbe noch Gedinge;
Nicht Edelknaben und nicht Dienertroß.
Wohl kann er ſo im Kaiſerſaal ſich zeigen,
Doch iſt er auch nur ſo, und ganz, ſein eigen.

7.

Das heil'ge Grab mit ſeinem Blut zu färben,
Vielleicht in Kaiſer Konrads frommen Heer
Sich Glück und Ruhm und Ehre zu erwerben,
Einſt zog er über's blaugewellte Meer.
Doch aber dorten floh ihn Glück und Sterben.
Und wiederum in's Vaterland daher
War er gekommen; ſaß im trüben Sinnen
Am Waldſaum jetzt, und ſann: was zu beginnen.

8.

Da ſaß er auf des Raſens weichem Mooſe,
Auf Kampf und ritterliche That bedacht.
Horch! Plötzlich in der Ferne war Getoſe,
War Roßgetrappel, Hörnerſchall erwacht.
Er ſchlug das Aug' empor, das blaue, große,
Und, ſieh', herangezogen kam die Jagd.
Verborgen halb von Schleedorns weißem Blühen,
Sah er ſie dicht an ſich vorüberziehen.

9.

Und längſt ſchon iſt ſie ihm vorbeigezogen,
Und kaum vernehmbar aus der Ferne ſchallt
Der Hörnerklang, und Hund' und Roſſe wogen
Längſt auf der Fährte raſchelnd durch den Wald.
Doch immer ſchaut' noch, leiſ' hervorgebogen
Aus ſeinem duft'gen Blüthenaufenthalt,
Der Ritter auf die längſt verlaſſ'nen Wege,
Als ob die Jagd noch ſtets vorüberzöge.

10.

Schön war der Zug, und prächtig anzuſchauen,
Als er vorüberzog durch das Gefild',
Vorüberrauſchte durch die üpp'gen Auen.
Vorn an der Spitze ritt ein lieblich Bild,
Ein Wunderbild, die Schönſte aller Frauen,
Auf ſtolzem Zelter keck, der hoch und wild
Sie trug, als wiſſ' er: welche reiche Schöne
Den ſeid'nen Arm auf ſeinen Nacken lehne.

11.

Grün ſtrahlt' ihr Kleid, und goldburchwirkt; es ſchmiegte
Ein güldner Gürtel ſich um das Gewand.
Auf ihrem ſtolzen Lockenhaupte wiegte
Ein Federhut, mit diamant'nem Band
Gekrämpt, ſich ſtattlich. Wie ſie ritt, vergnügte
Sie ſich mit ihrem Falken auf der Hand,
Der ernſthaft ſaß, und ſtill, und ohne Regen,
Bei ihren Neckerei'n und loſen Schlägen.

12.

Ein andres Frauenbild ritt ihr zur Seite,
So ſchön als ſie nicht, aber hold und ſchön.
Zur Linken war ein Ritter ihr Geleite,
Hochmüthig und verwegen anzuſehn,
Gerüſtet ſtolz; dann folgten ihre Leute,
Geſchmükt, die Pracht der Herrinn zu erhöhn;
Und Jäger, hundert, Paar an Paar, zu Roſſe,
Mit Speer und Horn, und blankem Jagdgeſchoſſe.

13.

Schnell, wie vom Blitz, den nur der Brand verkündet,
Wenn ſich die Lohen wälzen himmelwärts,
Wird oft das jugendliche Herz entzündet,
Und lodert, wie für Cynthien Properz.
Wer vor Secunden nicht empfand, empfindet
Mit einemmale, bis in's tiefe Herz
Das Unnennbare, deſſen Seyn und Weſen
Nicht zu erforſchen iſt, und aufzulöſen.

14.

Wingolfens Herzen war es ſo ergangen;
Gezündet hatte ſchnell der heil'ge Strahl.
Es brannte hell ſein Feu'r ihm auf den Wangen,
Der jungen Liebe ſiegereiches Maal!
Weil's alſo ihn ergriffen und befangen,
Was herriſch ſeit Jahrtauſenden befahl,
Drum ſtarrt' er hin auf die verlaſſ'nen Wege,
Als ob noch ſtets die Jagd vorüberzöge.

15.

Und ſpät erſt zu ſich ſelbſt war er gekommen,
Und alſo rief er, jener Gluth erfüllt:
"Iſt's wahr, was ich geſehen und vernommen?
Iſt nicht vielleicht dies wunderhelle Bild
In meiner heißen Phantaſie entglommen?
War nicht lebendig eben dies Gefild'?
Und ſah ich nicht auf ſtolzem Zelter eben
Der Frauen Schönſte mir vorüber ſchweben?

16.

"Wohin gekommen biſt du, und gegangen,
Du Herrliche, in deiner holden Pracht,
Du Himmliſche, in deiner Schöne Prangen?
Was je des Bildners kluge Hand vollbracht,
Was in Begeiſterung jemals Barden ſangen,
Was je des Malers kühner Geiſt erdacht,
Wohl Reines, Hohes, Herrliches und Mildes,
Es iſt ja kaum der Abglanz deines Bildes!"

17.

Und im Entzücken ſprang er auf vom Graſe. —
Da raſch vorüberzog ein Reitersmann,
Noch zum Gefolg' gehörend, ſeine Straße.
Graf Wingolf hielt ihn höflich auf, und ſpann
An Fragen nach dem fernen Jagdgeblaſe,
Wohl zierlich und gewandt ſein Forſchen an:
Wer denn die hohe, reich geſchmückte Dame
Geweſen ſey, und wie der Schönen Name.

18.

"Ihr kenntet nicht" — ſo mit erſtaunten Mienen
Der Reitersmann — "die Herrinn, die dort jagt?
Hat nimmer das Gerücht euch von Blandinen,
Der ſchönen Gräfinn Frankenſtein, geſagt,
Um deren Gunſt viel' edle Ritter dienen,
Und Mancher wohl ſein Leben ſchon gewagt?
Sie war es, die auf hohem weißen Roſſe
Voranzog dem geſchmückten Jägertroſſe.

19.

"Rings ſchauet ihr der Gräfinn reiches Erbe;
Vom Fels hernieder dort blinkt Frankenſtein.
Saht ihr wohl je im fleißigen Gewerbe
Die Bienen ſchwärmen, und im Abendſchein,
Bald nah' bald fern', umſummen ihre Körbe,
Und, wechſelweiſe, fliegen aus und ein?
So ſahen wir Burg Frankenſtein ſeit Jahren
Von Freiern dicht umflogen und umfahren.

20.

"Vergebens doch war aller Ritter Minnen.
Blandinens Herz blieb ungerührt und kalt,
Und Keiner konnte Lieb' ihr abgewinnen.
Drum ſah man auch die Freier ſämmtlich bald,
Und Einen nach dem Andern ziehn von Hinnen.
Und Niemand blieb zurück als Theobald
Von Stauf. Ihr ſahet ihn an ihrer Seiten
Hochmüthig wohl, und reich und prächtig reiten.

21.

"Er zweifelt nicht: es müſſe ihm gelingen,
Die reichen Schätze und die ſchöne Braut
Am Ende doch noch ſiegend zu erringen.
Obgleich ſie ihn wohl ungern um ſich ſchaut,
Will er gewaltſam Herz und Hand erzwingen.
Von Frühe, wann der Morgen kaum gegraut,
Bis, wann in Nacht ſich Berg' und Thäler hüllen,
Quält ſie der Graf mit ſtolzen Liebesgrillen.

22.

"Er iſt ihr ſtrenger, eiferſücht'ger Hüter;
Befiehlt im Schloß, als wär' er ſchon Gemahl,
Als wär' er dort Beherrſcher und Gebieter.
Ihr mächt'ger Nachbar iſt er. Jenes Maal,
Dort oben auf dem Berg', trennt ihre Güter.
Sein Stamm iſt edel, tapfer iſt ſein Stahl;
Drum muß die ſchwache Dame Manches leiden,
Wie gern ſie thät' den Uebermüth'gen meiden."

23.

— "Und wenn er Rolands Stamme angehörte,
Und Durindanen ſchwingend in der Hand,
Gewaltſam einer Dame Lieb' begehrte,
Die von der Seit' ihn gerne ſäh' gebannt,
Ich ſchwöre hoch, ich ſchwör' bei meinem Schwerdte,"
— Alſo Graf Wingolf, lieb- und zornentbrannt, —
"Den kecken Herrn, ich wollt' ihn von ihr bannen,
Und ungeſegnet ſchickt' ich ihn von dannen.

24.

"Unritterlich, ſtrafwürdiges Beginnen!
Das heiß' ich ja um eitel gülden Erz,
Um Schlöſſer und um Aecker heißt das minnen!
Denn nimmer denkt er doch: ein liebend Herz
Im Sturm und mit Gewalt ſich zu gewinnen.
Iſt's wahr, wie du erzählt, nicht albern Scherz,
Und hat die Dame meinen Schutz vonnöthen,
Und will ſie ihn, er ſoll ſich nicht verſpäten."

25.

— Im Walde plötzlich hat das Horn geſchwiegen,
Was eben noch ſo froh die Luft erfüllt.
Sieh': Einzelne der luſt'gen Jagd, ſie fliegen,
Und im Galopp, in's offene Gefild',
Den Tod um ſeine Beute zu betrügen;
Nicht kecke Jäger mehr, gejagtes Wild.
Sie ſprengen aus dem Wald mit lauten Hufen;
Und rings erwacht ein Schreien und ein Rufen.

26.

Da raſchelt's nah' an Wingolf, in dem grünen
Gezweig'; es kracht und bricht! Und ſonder Halt,
Zerrißnes Zügels, raſet mit Blandinen,
Und hochgebäumt, der Zelter aus dem Wald,
Als ſey ihm furchtbar ein Geſpenſt erſchienen!
Entfeſſelt in den Lüften weht und wallt
Ihr blondes Haar; und kaum noch hält die Schöne
Sich an des Roſſes hochgeſträubter Mähne.

27.

Vergebens doch. Das tolle Pferd, es ſchäumet
In des Gebiſſes abgebroch'nen Stahl,
Knirſcht mit den Zähnen, wiehert laut, und bäumet
Sich, höher ſteigend, nun zum andernmal.
Den reichgeſtickten Purpurſattel räumet
Die Dame, ſinkt im moosbewachſ'nen Thal
Zur Erd'; indeſſen über ferne Hügel
Der Zelter fliegt, auf banges Schreckens Flügel.

28.

Zum zweiten Male reißet jetzt der Hecken,
Der dichten Büſche grüngewobner Flor;
Und, mit der Jagd, aus laubigen Verſtecken
Von ſeiner Lagerſtatt gejagt empor,
Bricht aus dem Dickige ein ſchwarzes Schrecken,
Ein großer Eber fürchterlich hervor.
Da läßt der Graf ſein Roß, und mit dem Degen
Eilt er dem borſt'gen Ungethüm entgegen.

29.

Nun wendet ſich von ſeiner ſchönen Beute,
— Wie wäreſt du ſo bitterm Tod beſtimmt! —
Der Keuler; kehrt ſich wüthend auf die Seite,
Von welcher unſer Ritter nah't, und nimmt
Zu dieſem ſeinen Weg, der ſchon zum Streite
Gerüſtet iſt. Es grunzt das Thier ergrimmt,
Und ſtürzt auf ſeinen Feind mit ſcharfen Hauern,
Der ſeiner wartend ſteht, und feſt, und mauern.

30.

Doch, ungewandt, dem eig'nen Tod entgegen
Stürzt ſich das Ungeheu'r in ſeiner Wuth.
Bis an das Heft bringt Wingolfs ſchwerer Degen
Ihm in die Bruſt; in Strömen quillt ſein Blut;
Und ſchon mit einem Stoß iſt er erlegen! —
O Heldenkraft, und ritterlicher Muth,
Die jener Zeit Ruhm, Ehr' und Preis erworben,
Wie ſeyd ihr doch ſo ganz und gar geſtorben! —

31.

Indeſſen nah'te ſich von allen Seiten
Das Jagdgeſinde; und Blandine ſtand,
Umringt von ihren ſchreckerfüllten Leuten,
Dem Boden auf, an Adelheidens Hand.
Auch ſprengte Theobald heran, von Weiten
Laut ſcheltend ſchon der Jäger Unverſtand;
Und ſchlug umher mit roher Fauſt, und pochte,
Wie ihn die Gräfinn auch beſänft'gen mochte.

32.

Der wack're Sieger aber ſtand von ferne,
Und ſchwang von ſeinem Stahl den Eberſchweiß;
Da winkten ihm die hellen Augenſterne,
Da winkte ihn die Dame in den Kreis.
Und ſchüchtern folgte Wingolf, wie auch gerne,
Der ſchönen Gräfinn freundlichem Geheiß;
Und neigte ſich, gar züchtig und beſcheiden,
Mit edlem Anſtand vor den Frauen beiden.

33.

Und alſo redete, und alſo flötete
Der ſüßen Stimme tönender Geſang,
Indem die blaſſe Wang' ſich wieder röthete:
"Nicht, edler Held, verſchmähet meinen Dank,
Ihr, ohne den des Ebers Zahn mich tödtete;
Verſchmäht ihn nicht." Und von dem Nacken ſchlang
Ein Kettlein ſie, und hing es um dem Ritter,
Der lauſchend ſtand in wonnigem Gezitter.

34.

"Euch, Ritter, dank' ich dies mein junges Leben.
Drum Alles was ringsum eu'r Auge faßt,
Was mir verſchwenderiſch das Glück gegeben,
Betrachtet als das Eure. Aber laßt
Die Bitte noch ſich meinem Dank verweben:
Auf meinem nahen Schloſſe kurze Raſt
Zu halten. Denn wie möcht' ich's gerne leiden,
Es ſollte mir ſo ſchnell der Retter ſcheiden."

35.

Sprachlos ſtand Wingulf mit geſenktem Haupte,
— Gebeugt auf ihres Kleides goldnen Saum —
Den jedes Worts der Augenblick beraubte;
Dem allzuſüße Liebeswonne kaum,
Und Liebesluſt den Odem noch erlaubte,
In ſeines vollen Buſens engem Raum!
O, die Ihr liebt und habt geliebt, Ihr kennet
Wohl ſolch Gefühl, was keine Sprache nennet!

36.

Doch Stauf, als ſo die Herrlichſte der Frauen,
Die liebliche Blandine thut und ſpricht,
Zieht tief zuſammen ſeine finſtern Brauen,
Und blicket Wingelf unhold in's Geſicht,
Durchdringend, und mit eiferſücht'gem Schauen,
Der eben ſchüchtern ſich empergericht't;
Und ruft, verbergend nicht ſein inn'res Tollen:
"Ihr werd't euch doch nicht grauſam zeigen wollen?"

37.

Unwillig ob des ſchaalen Witzes, ſendet
Auf Theobalden Wingelf einen Blick,
So glüh'nd, daß er gewiß in Kampf geendet,
Hielt' nicht der Herrinn Nähe ihn zurück.
Dann aber wieder zu der Dame wendet
Er ſich, und ſtottert: wie ein hohes Glück
Sie ihm befehle, wie er heut' und morgen,
Und immer ſey bereit ihr zu gehorchen.

38.

Drauf alß der ſchönen Frankenſtein die Knappen,
Nach ihrem Wink', ein anderes Roß gebracht,
Und Wingolf auch beſtiegen ſeinen Rappen,
Da zog mit muntrem Hörnerſchall die Jagd,
Voran der Reuter, Wingolfs Siegeswappen,
Zur Burg hinauf. Vom Thurme blies die Wacht,
Als ſie ſich fröhlich nahten, ihren Wegen
Ein luſtig Lied mit lautem Klang entgegen.

Zweiter Gesang.

Zweiter Geſang.

1.

Eins möcht' ich gerne wiſſen: ob es möglich,
Es ſey ein zartes Frauenherz ſo kalt,
So eiſig kalt der Lieb', und unbeweglich,
Daß nie die ſüße, heilige Gewalt
Es ſiegend rühren ſollte, wie auch täglich
In mancher ſchönen, rührenden Geſtalt
Getreue Minne ſich entfalten möge,
Daß ſie es ſich erwarme und bewege.

2.

Ich glaub' es nicht, und Unsinn heißt es dichten,
Wenn Herenkünste nicht ihr loses Spiel
Dabei mit stets geschäft'ger Hand verrichten.
Doch aber, dünkt mich, müßte dies Gefühl
Am Ende alle Zauberei vernichten,
Und siegend, triumphirend stehn am Ziel,
Weil sonst die Wahrheit nicht mehr Wahrheit bliebe:
Kein höh'rer Zauber ist als treue Liebe!

3.

Spät saßen noch Blandin' und Adelheide,
Als Alles schon im Schlosse ruhte, wach,
Und sprachen von des Tages Schreck und Freude,
In ihrem weiten duftigen Gemach;
Und von dem wackern Ritter, dessen Schneide
Des Ebers Grimm zur rechten Zeit zerbrach;
Und: wie er, zu Blandinens Schutz und Frommen,
Als ob vom Himmel sey herabgekommen.

4.

Hoch pries die Freundinn ihn mit lautem Loben.
Bald ward beredſam ſeine Tapferkeit,
Sein ritterlicher Muth von ihr erhoben,
Bald ſeine artige Beſcheidenheit;
Und im Vergleich mit Theobaldens Toben.
Bald rühmte ſein geringelt Panzerkleid,
Bald ſeinen Helm die ſchlaue Adelheide;
Die Schärpe bald, gewirkt aus Gold und Seide.

5.

Bald pries ſie ſeiner Augen Himmelbläue;
Wie aus den Blicken Kraft und Adel ſäh'n,
Und Biederkeit, und in der Liebe Treue;
Und wollte das vor Allen klug verſtehn;
Bald ſeiner Zähne weiße Perlenreihe;
Bald: wie ſein lockig Haar ſo ſeidenſchön
Ihm auf den ſtolzen Nacken niederfalle,
Und gülden ringelnd um die Schulter walle.

6.

Dann ſchalkhaft fuhr ſie fort: "Und Blanka hätte
Im Ernſt das nicht ſo gut als ich geſchaut?
Ei, wär' das möglich! Und die goldne Kette
So ganz umſonſt dem Ritter anvertraut?
Mit Ketten ſpielt man nicht, mein Kind! Ich wette:
Bald giebt's im Schloſſe hier noch eine Braut;
Und bald zu Ende geht Geſang und Rede
Von dir, du kalte, nie beſiegte Spröde." —

7.

"Du ſpotteſt meiner! Wahrlich nicht verhehlet
Blandine ihrer lieben Adelheid,
Was dankbar ſie empfindet; doch vermählet
Kein ſolch Gefühl ſich mit der Dankbarkeit,
Als du es mir oft abendlich erzählet;
Was dich, du Treffliche, ſeit kurzer Zeit
Dem fernen Bräut'gam wonniglich verbindet,
Was aber nie Blandinens Herz empfindet.

8.

"Ist's meine Schuld," — so fuhr, und unter Thränen,
Blandine fort — "daß fremd die süße Lust
Mir ewig bleibt? Daß kaum ein leises Wähnen
Des holden Glücks im Busen mir bewußt?
Wohl in dem Herzen fühl' ich oft ein Sehnen,
Und eine öde Leere in der Brust,
Doch nicht: was du, ein süß und zärtlich Lieben,
So oft mir, und so reizend hast beschrieben.

9.

"Wohl preiset mich, weil mich vor vielen Frauen
Vielleicht die gütige Natur geschmückt,
Und reiche Felder meinem Dienst sich bauen,
Die Menge, die nur auf die Fläche blickt.
O könnte Wer hinab tief in mich schauen!
Wohl bin ich reich, doch bin ich nicht beglückt;
Wohl weiß ich, daß mir ewig Etwas fehlet,
Doch bleibt es ewig strenge mir verhehlet."

10.

Jetzt ſo die frohe Adelheide weiter:
"O Kind, viel mehr noch ward mir vergewißt.
Siehſt du denn nicht, wie unſer löw'ge Streiter
Ein ſchüchtern Lamm in deiner Nähe iſt?
Wie er bald trüb' und ernſt, bald froh und heiter,
Wie du bald trüb', wie du bald fröhlich biſt?
Iſt das nicht Liebe, will in Kloſtermauern
Mein ganzes Leben eh'los ich vertrauern!"

11.

"O höre auf, ſonſt muß ich wieder weinen!"
— Blandine ſpricht's — "Es ſey dein loſer Scherz.
Wie würd' ich ſonſt ſo undankbar erſcheinen,
Und Rettung lohnen mit ſo manchem Schmerz;
Denn jeden Wunſch doch müßt' ich ihm verneinen,
Weil kalt geblieben auch für ihn dies Herz.
Laſſ' ab; und das Geſpräch laſſ' uns beſchließen.
Auch meine Blumen muß ich noch begießen.

12.

"Sie ſind ſo ganz vergeſſen heut' geblieben,
Vergeſſen in des Tages Sturm, und ſehn
Mit halbgebroch'nen Blicken, mit ſo trüben,
Mich mahnend an, und duften doch ſo ſchön.
Bin ich denn, Adelheide, ohne Lieben?
Ich kann die durſt'gen Kelche ja verſtehn,
Wie ſie mich anſehn: ihrer zu gedenken,
Und flehen: ſie zu laben und zu tränken!"

13.

"Du Widerſpruch, ich kann dich nicht verſtehen!
Die Blume, die die Thräne im's Auge blickt,
Du Gute, kannſt ſie nicht verdurſten ſehen;
Doch läßt du ewig durſtig, unerquickt,
Und ſollt' es auch verwelken und vergehen,
Jedwedes Herz, was du in Lieb' entzückt.
Und wie es dich auch anſieht, fleh'nd und trübe,
Nicht tränkſt du's mit dem Thau der Gegenliebe!"

14.

Auf's Neue ſtieg Blandinen da die helle
Demant'ne Thrän' in's ſchöne Aug' empor.
Dann langte eine quellgefüllte Kelle
Aus blankem Eimer ſilbern ſie hervor;
Trat an des Fenſters duftiges Geſtelle,
Und labte ihrer Blumen reichen Flor,
Indeß den Marmorbuſen Zähren tränkten,
Und unverſtandene Gefühle kränkten.

15.

Die Nelke erſt, und dann die hohe Roſe,
Die eben aus der Knospe brechend, glüh'nd,
Jungfräulich doch, hervorſah aus dem Mooſe;
Das Veilchen dann, was ſo beſcheiden blüh'nd
Aufduftete; die Lilie; das loſe
Vergißmeinnicht; und tauſend Farben ſprüh'nd
Die Tulpe, die, vergeſſend ihre Mängel,
Herniederblickte ſtolz vom hohen Stengel.

16.

Jetzt aber trat ſie hin an eine Niſche,
Aus Marmelſtein gehauen in die Wand,
Wo, wunderbar zu ſchaun, auf goldnem Tiſche
In goldner Vaſe eine Blume ſtand,
Daß die kryſtall'ne Quelle ſie erfriſche.
Und als ſie ſie getränkt mit zarter Hand,
Da ſchien der Blüthe ſtarres kaltes Leben
Noch ſtarrer ſich, noch kälter zu erheben.

17.

Wie auf des Stengels ſtarrendem Geäſte
Die Blume aus der goldnen Vaſe ſteigt,
Die im beſchneeten Schooß' Decemberfröſte
In eiſigen Umarmungen gezeugt,
Nicht Sonnenſtrahlen, Thau und linde Weſte!
Wie jeder Duft in ihrem Kelche ſchweigt!
Wie kalt ſie ſieht, als ſollen Herz und Nieren
In ihrem Schaun erſtarren und erfrieren!

18.

Als ſolle jedes zarte Liebesbitten
Verſteinen hier im namenloſen Weh'!
Aus klarem Eiſe iſt der Kelch geſchnitten,
Und flockig hängt's um ihn, ein leichter Schnee;
Anſtatt des Staubgefädes, aus der Mitten
Hebt ſich's wie Reif gebogen in die Höh';
Eiszapfen ſind's, die, ohne Farb' und Leben,
Als Blätter zackig das Geäſt umgeben!

19.

So ſtrenge und ſo eiſig, als vermähle
Der Blume Leben, und Blandinens Seyn
Zu einem Weſen ſich, in eine Seele,
So herzlos, ſtehen beide im Verein.
Und zu bewegt, als daß ſie es verhehle,
Ruft Adelheid: "O Blanda, Blanda! Nein!
Verbanne hier aus Florens Heiligthume
Die unempfindliche, die ſtarre Blume!

20.

"Fürwahr, mir ist es oft, als sollt' ich meinen:
Dir sey die Blume wundersam verwandt;
Denn ihre Kälte gleichet fast der deinen.
Und strenger noch, als dich ich je gekannt,
Willst du mir gleich, wenn du sie tränkst, erscheinen.
Als wehe von des harten Kelches Rand,
Unsichtbar, auf ätherischem Gefieder,
Noch kält'rer Geist in deine Seele nieder!

21.

"Sieh', wie die Häßliche, mit ihrer harten
Duftlosen Blüthe auf dich niederblickt!
Wie möcht' ich doch wohl solcher Blumen warten,
Worin kein freudig Leben mich entzückt!
Gewiß, es war ein segenloser Garten,
Woraus dies winterliche Kind gepflückt!
Kaum glaub' ich, daß am Ende unsrer Achse,
Am Nordpol, solch entsetzlich Blümchen wachse.

22.

"O, mir zur Lieb': nicht länger woll' es hegen!" —
Ihr aber Blanda ernſt: "Vergeſſe nicht,
Daß mir die Mutter mit dem letzten Segen,
Als ſchon der Tod verklärte ihr Geſicht,
Gebot: die Blume treulich ſtets zu pflegen.
Und ungern nicht erfüll' ich dieſe Pflicht;
Denn wenn auch kalt, voll Majeſtät und Adels,
Prangt hoch und hehr die Blume Deines Tadels.

23.

"Iſt's nun der frühverklärten Mutter willen,
Iſt's, wie du meinſt, geheime Sympathie,
Ich weiß es nicht, und kann mir's nicht enthüllen.
Doch theuer iſt die Blume mir, und nie
Wird ſich dein vielverwegner Wunſch erfüllen.
Mit kindlichem Gehorſam werd' ich ſie,
Sey ſie entſproſſen welchem kalten Garten
Sie immer wolle, treu und fleißig warten.

21.

"Nicht mehr davon, und nimmer, nimmer wieder;
Schafft's mir doch nichts als Thränen, Schmerz und Leid!
Sieh', dorten brennet schon die Ampel nieder.
Laß uns zur Ruh' gehn, spät ist's an der Zeit;
Schon mahnen mich die müden Augenlieder;
Auch du bist schläfrig, meine Adelheid." —
Und nieversenkte auf die beiden Müden
Sich lau und lind' des Schlafes stiller Frieden.

25.

Doch also nicht erging es unserm Grafen,
Der um dieselbe Zeit noch auf und wach.
Ihn ließ die Liebe ruhen nicht und schlafen,
Vielsinnend schritt er langsam durchs Gemach.
Da, auf die bunte Wand hinstarrend, trafen
Die Blick', im Zufall, ein verborgen Fach;
Denn in der alten ledernen Tapete
Verriethen also es Gefug' und Näthe.

26.

Als er nun ſo der Fugen lang Geviere
Betrachtet, Andres denkend, da erblickt
Er einen Stift, ein güldenes Verziere.
Und als er ihn mit ſtarkem Finger drückt,
Da weicht er ſeinem Druck; und eine Thüre
Springt auf, die, ſicher lange ſchon, geſchickt, —
Seit vielen Jahren wohl — mit treuem Sorgen
Der kecken Neugier einen Schrank verborgen.

27.

Und eine Menge alter Pergamente
Entrollen ihm in ſtaubigem Verein:
Kontrakte, Lehenbriefe, Teſtamente.
Und wieder in das Fach beſorgt hinein
Schiebt Wingolf dieſe fremden Documente,
Und ſchließt es zu; und denket an den Schrein
Mit keiner Sylbe mehr; und wandelt wieder
Im Zimmer, Blanken denkend, auf und nieder.

28.

Sieh' da, am Marmorboden liegt vergeſſen
Ein alter gelber pergament'ner Brief,
Beſtäubt, an manchen Stellen ſchon zerfreſſen.
Der Ritter hebt ihn auf, daß das Archiv
Ihn mit den andern aufbewahr'. Indeſſen
— Weil ihm verbietend hier kein Siegel rief,
Am End' des Briefes — daß er ihn entfalte
Treibt ihn die Neugier, was er wohl enthalte.

29.

Gebleicht ſchon iſt die Schrift, und ſehr veraltet.
Doch wird mit einem Blick ihm vergewißt,
Als er das laute Pergament entfaltet,
Verſtändig, daß es eine Sage iſt,
Die vor ihm auf der Fläche ſich geſtaltet.
Und als er hin und wieder Manches lieſ't:
Von Elſen und Asmond, und treuem Minnen,
Da ſetzt er ſich, von Vorne zu beginnen.

30.

Und alſo ſtand die Sage da geſchrieben:
"Lang' ging Almond, der Fürſt des Berges, ſchon
Der ſchönen Elſe nach mit treuem Lieben.
Sah er die künftige Lawine drohn,
Hatt' ihre Heerde ferne ſich vertrieben,
War eine flücht'ge Ziege ihr entflohn,
So warnt' er ſie vor kläglichem Geſchicke;
So bracht' er ihre Ziegen ihr zurücke.

31.

"So hatt' er ſich in mancherlei Geſtalten
Ihr oft genaht, ſtets Elſen zum Gewinn;
Doch konnt' er keine Gunſt von ihr erhalten,
Nicht einen Kuß, und ſpröde blieb ihr Sinn.
Ob Glanz und Pracht, den herriſchen Gewalten
Des Lebens, ſich die kalte Schäferinn
Vielleicht ergäbe, und in Lieb' zu eigen,
Beſchloß der Fürſt ſich ſelber ihr zu zeigen.

32.

"Einſt als er ſie, umringt von ihren Ziegen,
Im Thale ruh'nd — ſo lieb, ſo lieb und ſchön! —
Erſchaute, unterm duft'gen Baume liegen,
Da kam von des Sanct Gotthards weißen Höh'n
Der Bergesfürſt in Pracht herabgeſtiegen;
Ein hoher Jüngling; ſtattlich anzuſehn,
Wie eine Krone ſeine Schläfe ſchmückte,
Und gülden ſeine braunen Locken drückte.

33.

"Weiß, wie des Schwanes ſchneeiges Gefieder,
Floß, goldgeſtickt, ein helles Atlaskleid
In Wellen um die jugendlichen Glieder;
Und von der Schulter wallte ſtolz und weit
Der Purpur ihm bis auf die Erde nieder.
In ſolcher königlichen Herrlichkeit
Naht' er ſich Elſen, daß er heim ſie führe,
Die Königsbraut, wenn Zärtlichkeit ſie rühre.

34.

"Und Elſe, die mit ſtarres Staunens Blicken
Die nahende Erſcheinung angeſehn,
Sieht demuthsvoll des Königs Haupt ſich bücken;
Und ſanfter Stimme höret ſie ihn flehn:
Mit ihrer Liebe Preis ihn zu beglücken!
"O Elſe, magſt nicht länger widerſtehn!
"O woll' es, ſchöne Elſe, nicht! Denn treuer
"Als ich dich liebe liebt kein Erdenfreier.

35.

" "Weißt du noch, Elſe, als vor wenig Tagen,
"Ein fremder Wandrer eilig dir empfahl,
"Die Heerd' aus jenem Thale dort zu jagen?
"Und wie die Löwin ſtürzte in das Thal?
"Weißt du noch, als mit eignes Lebens Wagen,
"Ein Jägersmann, vom Felſen, ſchroff und kahl,
"Dir deine Lieblingsziege wiederbrachte?
"Ich war es, ich, der deiner ewig dachte."

36.

"So bat Asmond, ſo ſprach, mit ſanftem Tone,
Beſcheidenlich der Bergesfürſt zu ihr. —
"Zu deinen Füßen leg' ich meine Krone,
"Und theilen ſollſt du ihren Glanz mit mir.
"Nur deine Liebe foder' ich zum Lohne;
"Zum Lohn' ein ſüßes Lächeln nur dafür!
"Schau' an, was dieſe Berge mir behüten,
"Und Lieb' und Treu zur Morgengabe bieten."

37.

"Und er ſtand auf, und winkte. Und es ſpaltete
Der Gotthard ſich bis auf die Hälfte faſt.
Und in des Schooßes weitem Raum geſtaltete
Demanten ſich ein köſtlicher Pallaſt.
Und drinnen, in den ſolzen Sälen, waltete
Der Diener Schaar geſchäftig, ſonder Raſt,
Das helle Haus zu bräutlichem Erſcheinen
Zu ſchmücken, und zu putzen, und zu reinen.

38.

"Mit goldnen Stoffen, und mit Seidenſtücken
Sah man ſie hier geſchäftig Diel' und Wand,
Und die kryſtall'nen hohen Säulen ſchmücken;
Geſchmackvoll, und mit ordnendem Verſtand,
Bald Jenes hieher, Dieſes dorthin rücken;
Bald wohlbedächtiglich, und kluger Hand,
Mit neuem Schmuck, mit neuem goldnen Schimmer
Verzieren, vielgewandt, die hellen Zimmer.

39.

"Dort ſah man Andere die Tafel zieren:
Das Trinkgeſchirr aus hellem Demantſtein,
Die Schüſſel ſilbern, gülden und porphiren;
Die Tauſende Gefäße, groß und klein,
Smaragden, und rubinen und ſaphiren;
Faſt wollt' es, und beſtrahlt vom Flammenſchein
Der Millionen Kerzen an den Wänden,
Der ſpröden Elſe müde Augen blenden.

40.

"Und durch die Hallen ließ in Wechſelchören
Der Felſengeiſter lieblicher Geſang
Sich bräutlich, und in manchen Weiſen hören;
Und heller Cymbeln und Drometen Klang.
Als nun auf's Neu', mit heißem Liebesſchwören,
Der Bergfürſt in die ſpröde Elſe drang,
Kam ſie von ihrem Staunen erſt zurücke,
Und ſah ihn graulich an, mit bangem Blicke.

41.

"Nun aber ſchnell, und mit erblaßter Wange,
Sprang Elſe auf, und ſtieß mit raſcher That
Asmond zurück, der, daß er ſie umfange,
Ihr zärtlich, und mit fleh'ndem Aug' genaht;
Dann wie ein Reh entfloh die ſpröde Bange,
Wie ſie der Jüngling auch ſo rührend bat,
— Vergebens ringend ihre Hand zu faſſen —
Ihn nicht zu fliehn, und nicht ihn zu verlaſſen!

42.

"Sie floh davon, das bange Reh. Sein Flehen,
Umſonſt, es rief die Schnelle nicht zurück;
Mit ſeinen Seufzern einſam blieb er ſtehen;
So traurig einſam ſtehn! Da brach ſein Blick
In Thränen und ſein Herz in wunden Wehen.
Und er verflucht' verzweifelnd das Geſchick,
Was Geiſter unverwundbar allen Waffen,
Was endlos und unſterblich ſie erſchaffen.

43.

"O Menſchenkinder, blindgebor'ne Thoren,
"Die uns dies ew'ge Seyn beneiden! Ihr,
"Die endlich ihr und ſterblich ſeyd geboren,
"Ach, tauſchte doch ein Einziger mit mir! —
"Was, Menſch, du Liebes, Theures auch verloren,
"Warum du klagſt und weinſt, — es lächelt dir
"Dereinſtens, wenn du deine Bahn durchmeſſen,
"Im Grabe doch ein ſeeliges Vergeſſen!

44.

"Da enden deine Schmerzen, deine Plagen!
"Da bricht in Ohnmacht jenes Schwerdtes Erz,
"Was tiefe Todeswunden dir geſchlagen!
"Da blutet nicht mehr dein zerſpaltet Herz;
"Und es verſtummen Schmerz und Plag' und Klagen!
"Wir aber müſſen allen unſern Schmerz,
"Durch dieſes ew'gen Daſeyns bange Steppen,
"Von Ewigkeit zu Ewigkeiten ſchleppen!

45.

"Denn nimmer läuten uns die Grabesglocken!
"O du, ein Fluch! daß zur Vergeſſenheit
"Uns nie und nie die Lebenspulſe ſtocken!"
— Alſo Asmond, und riß in ſeinem Leid
Die goldne Krone aus den braunen Locken;
Zerriß im Seelengram ſein Atlaskleid,
Und barg ſich in den Schooß der tiefen Erde,
Daß ſeine Thräne nicht geſehen werde.

46.

"Neun Tage trau'rt' er hier in Qual und Wehe.
Da aber, einſam, hatt' er nicht mehr Raſt.
Daß er die ſchöne Elſe wiederſähe,
Verließ er den demantenen Pallaſt,
Beſteigend des Sanct Gotthards eiſ'ge Höhe. —
Doch wie verwandelt, ſchien ihm Alles faſt.
Und wie er ſich auch mühte, in den Gründen
Konnt' er der Hirtinn Thal nicht wiederfinden.

47.

"Verſchwunden war's, ſammt Weiden und ſammt Hütten!
Und als vergebens ſeine Blicke lang'
Von Thal zu Fels, von Fels zu Thale glitten,
Da fiel's ihm ſchwer auf's Herz, ſo kalt, und bang'.
(Sie war nicht mehr! Mit mächtigem Verſchütten
Fiel die Lawine von des Berges Hang,
Und hatte Hütten, Weiden, Heerd', und Elſen
Begraben, unter ihres Schnees Felſen.)

48.

"Und es begann der Schleier sich zu heben
Von seinem innern Aug'; und plötzlich klar,
Wie sich's hatt' furchtbar mit dem Thal begeben,
Stellt' 's seinem geistigen Gesicht sich dar.
"O Elfe!" — rief er schmerzlich — "wie dein Leben
"So kalt und eisig, und so schneeig war,
"Mit Liebe nie in warmen Bund gegattet,
"So kalt hat auch das Schicksal dich bestattet!" —

49.

"Jetzt reichlich flossen seine heißen Bronnen,
Und er zerrauste seiner Locken Braun.
"Fahr wohl, fahr wohl, du freundlich Licht der Sonnen!
"Nie sollst du, ewig nie, mich wiederschaun;
"Denn mir geraubt sind alle meine Wonnen!
"Wo nimmer deine Strahlen Dämm'rung grau'n,
"Tief unten in des Gotthards finsterm Schooße,
"Da wein' Asmond, der Arme, Freudenlose.

50.

" "Ihr aber, dieſer Berg' und Gründe Geiſter,
"Die ich beherrſche mit dem mächt'gen Stab,
"Gehorchet mir, denn euch befiehlt der Meiſter!"
— Und wo das Thal einſt war winkt' er hinab. —
"Wo ſie in dunkler Kammer, in beeister,
"Die Schöne ſchläft, wo Elſens kaltes Grab,
"Erſt zeigt es mir, weil meine letzten Zähren
"Der, die ich ewig liebe, angehören."

51.

— "Da, auf der rieſigen Lawine Eiſe,
Hob ſchwellend ſich ein Hügel hoch empor!
Und auf dem Hügel, rund herum im Kreiſe,
Sproß Blum' an Blume weiß und licht hervor;
Geſtaltet aber wunderbarer Weiſe,
Und anzuſchauen gar ein ſeltner Flor!
Daß er Asmonden, und bedeutſam künde:
Wo ſich das Grab der ſchönen Elſe finde.

52.

"Wie auf des Stengels starrendem Geäste
Die Blume hoch aus Elfens Grabe steigt,
Die in der Lauin' Schooß Decemberfröste
In eisigen Umarmungen gezeugt,
Nicht Sonnenstrahlen, Thau und linde Weste!
Wie jeder Duft in ihrem Kelche schweigt!
Wie kalt sie sieht, als sollen Herz und Nieren
In ihrem Schaun erstarren und erfrieren!

53.

"Als solle jedes zarte Liebesbitten
Versteinen hier, im namenlosen Weh'!
Aus klarem Eise ist der Kelch geschnitten,
Und flockig hängt's um ihn, ein leichter Schnee;
Anstatt des Staubgefädes, aus der Mitten
Hebt sich's wie Reif gebogen in die Höh';
Eiszapfen sind's, die, ohne Farb' und Leben,
Als Blätter zackig das Geäst umgeben.

54.

"Und ſeine vielen tauſend Thränen floſſen
Noch einmal über's bleiche Angeſicht.
Und als er nun die letzte hatt' vergoſſen,
Da ſprach er dieſes Wort: "Wie Elſe nicht
"Der Liebe Glück gekannt hat und genoſſen,
"So ſoll, die dieſer Blumen Eine bricht,
"Und die ſie pflegt in Warten und Begießen,
"Der Liebe Glück nicht kennen und genießen.

55.

""Auf ſie ſoll Elſens ſpröde Kälte erben,
"Zum ewigen Gedächtniß meiner Pein.
"Und wie auch Lieb' und Liebe um ſie werben,
"Wie dieſe Blume ſoll ſie fühllos ſeyn!
"Nie ſoll Gewährung ihr die Wange färben!
"Ihr ganzes Leben ſey ein ſtarres: "Nein!"
"Daß Andre auch die bittern Qualen fühlen,
"Die mich zerquälen, martern und durchwühlen."

56.

"Alſo Asmond, und ward nicht mehr geſehen! —
Noch ſollen in den Alpen, wie es heißt,
Auf Elſens Grabe dieſe Blumen ſtehen.
Und die ſie pflückt, erkaltet und ereif't;
Und die ſie pflegt, rührt nie ein Liebesflehen! —
Mit Gottes Hülfe, den er lobt und preif't,
Im Jahre unſers Herrn Eintauſend Sieben,
Hat Ebert Walter dieſe Sag' geſchrieben."

Dritter Gesang.

Dritter Geſang.

1.

Nicht Ruh und Raſt hat auf der Lagerſtätte,
Von einem kurzen Schlummer ſchon erquickt,
Wen erſte Liebe an der Roſenkette
Gefangen hält, und zarter Hand umſtrickt!
Wenn Morgens auf ſein einſamliches Bette
Noch kaum der Sonne erſtes Strahlen blickt,
Treibt's ſchon, im Drang der ſchwärmenden Gefühle,
Ihn wach und munter auf vom heißen Pfühle.

2.

Hinaus im's Freie, durch die laub'gen Hallen
Treibt ihn der Liebe zauberiſche Macht,
Und durch die Felder. Wo der Nachtigallen
Liebflötender Geſang ringsum erwacht,
Die Blumendüfte durch die Lüfte wallen;
Der thaugetränkten Gräſer bunte Pracht
So farbig glänzt, ſo hell und güldenſonnig,
Da iſt ſo heimiſch ihm, ſo wohl und wonnig.

3.

So Wingolf auch, der mit der Morgenröthe
Vom Lager ſtand, und in den Garten ſchlich.
Jetzt durch die buntgeſchmückten Blumenbeete,
Jetzt in dem grünen Hain erging er ſich.
Der friſche Duft, der Nachtigall Geflöte,
Der Thau im Morgenſtrahl — wie wonniglich
Bewegt' ihn Alles, und wie wohl unendlich,
Und ſprach zu ihm ſo ſüß und ſo verſtändlich.

4.

Wo dichtes Laub den Liebenden verſteckte,
Zur Laube hatte ihn ſein Weg gelenkt.
Da ſetzt' er ſich, und tauſend Kuß bedeckte
Das Kettlein, was Blandine ihm geſchenkt.
Nur ſie, nur ſie! ſonſt ſieht er nichts! Da weckte
Ihn ein Geräuſch; und Theobald, verſchränkt
Die Arme trotzig, ſtand, ein Ungewitter
Auf ſeiner falt'gen Stirne, vor dem Ritter.

5.

Ihn — deſſen Hochmuth heimlich lodernd Feuer
In Blandens kalter Sprödigkeit erblickt,
Weil ſie ſo ſtrenge alle andern Freier,
Ihn aber nicht, nach Hauſe hatt' geſchickt —
Ihn hatte Eiferſucht, der böſe Geier,
Frühmorgens ſchon vom Lager aufgepickt;
Und dreimal war er ſchon mit lautem Schnaufen,
Im rothen Zorn den Garten durchgelaufen.

6.

Denn nimmer war's dem ſchwarzen Aug' entgangen,
Wie's mit des Fremden jungem Herzen ſtand;
Wie er verwirrte mit erglühten Wangen,
Wenn Blandens Aug' ſein ſtrahlend Auge fand,
Und ewiglich, und ſehnend an ſich hangen;
Wie Wonne ihm die blöde Zunge band,
Als ſie — ein Aergerniß dem rohen Wilden —
Um Wingolfs Nacken hing das Kettlein gülden.

7.

Der Graf ſtand auf; halb Zorn und halb Verwirren,
Vom Raſen auf; als alſo Stauf ihm ſprach,
Und hämiſch lächelte: "Fürwahr, es girren
Die Tauben hier im Laube früh am Tag!
Doch denke, junger Räuber, dran: verirren
Sie manchmal ſich in einen fremden Schlag,
Auf ihren brünſtiglichen Liebeszügen,
So läßt man ungerupft ſie nicht entfliegen.

8.

"Vielleicht kann euch dies kleine Gleichniß nützen.
Ihr ſeyd mein Gaſt; zwei Stunden habt ihr Zeit,
So, lange mag euch noch das Gaſtrecht ſchützen.
Dann aber rath' ich, ſeyd ihr meilenweit
Schon ferne meinen Schlöſſern und Beſitzen.
Sonſt ſteht dem Herrn mein Burgverließ bereit;
Und ich verſpreche gern, für's ganze Leben
Alldort umſonſt das Futter ihm zu geben."

9.

— Wie allzugroße Freude nach Sekunden
Erſt Worte hat, und allzugroße Pein,
So allzugroßer Zorn. Die Zung' gebunden,
Stand Wingolf ſprachlos bei des Grafen Dräun,
Und leblos, ſchien's! Nur in der Augen Runden
Glüht' rollend Leben! Endlich war er ſein!
Die Rede ſprengte ſiegend ihre Pforten,
Und er erwiedert den verwegnen Worten:

10.

"Ich hier dein Gast? Da soll mich Gott bewahr
Heraus den Degen, für dein Gleichniß hier
Sogleich den Lohn, den blut'gen, zu erfahren!
Heraus das Schwerdt! Das Futter will ich dir
Für mich, du Prahler, und für dich ersparen!
Da Lästiger, nicht weich', und stehe mir!
Laß sehn, ob auch dein Stahl im raschen Schwu
So fertig ist und scharf als deine Zunge!"

11.

Er sprach es. Und die hellgeschliff'ne Schneid
Sie blitzte auf, im jungen Morgenroth,
Mit lautem Klang entrasselnd ihrer Scheide!
Und lauter wiederholt' er sein Gebot:
"Heraus das Schwerdt!" Da grimmig standen Z
Im Kampf; und über ihnen stand der Tod.
Die Panzer klirrten und die Degen sprühten;
Die Rede schalt, und Wang' und Auge glühten

12.

Und mächtig, bald des Feindes Schwerdt zu meiden,
Bald ihn zu treffen, trieben rings im Kreis'
Sich rundherum die Streitenden; und Beiden
Rann strömend von der Stirne schon der Schweiß.
Doch wollte noch der Kampf sich nicht entscheiden,
Wie er auch klirrend tobte, scharf und heiß.
Kein Tröpflein Blut vermochten sich die Klingen,
Die flinggeschwung'nen, siegend abzuringen.

13.

Wie Jeder rang, auf daß er ihn erreiche,
Den Siegespreis, es schwankte stets der Sieg;
Und matter fielen schon der Ritter Streiche.
Da höhnte Theobald: "Bereite dich!
Die Raben freu'n sich heut' auf eine Leiche!" —
Und Wingolf ihm: "Es wär' nicht ritterlich
Den Raben ihre Freude zu verderben!
Versammelt euch, das Opfer soll euch sterben."

14.

Und auf des Prahlers Haupt fiel Wingolfs Klinge,
Und ſchwer, und ſo gewaltig, daß um ihn
Der Garten rund ſich dreht' im ſchnellen Ringe,
Und Beet und Baum und Strauch zu tanzen ſchien.
Als ob der Lebensodem ihm verginge,
Als hört' er ſchon die Raben krächzend ziehn,
War ihm zu Muth. Es fiel ſein Helm zerſpalten,
Und aufrecht konnt' er kaum ſich mehr erhalten.

15.

Zerbrochen lag am Boden Staufens Degen;
Und ſchwankend hin und her, ſah bleich und fahl
Graf Theobald, ſo laut ſonſt und verwegen.
Graf Wingolf hob ſein Schwerdt zum andernmal.
Doch ſenkt' er's ſchnell: "Nicht brächt's mir Ruhm und Segen,
Fiel', unbewaffnet, für dein frech Geprahl,
Mein Stahl auf deinen Scheitel mordend nieder.
Erſt waffne dich! — Wir treffen ſchon uns wieder."

16.

So Wingolf, und verließ ihn. Nach Minuten
Vermocht' erſt der betäubte Theobald
Sich wieder zu beſinnen und ermuthen,
Der grimmig ſeine großen Fäuſte ballt',
Zerbeiſſend ſich die Lippen bis zum Bluten;
Bald ſeinen Helm, bald ſeinen Degen ſchalt,
Und ſtampft', indem er ſeinem Schickſal grollte,
Als ob den Boden er zertreten wollte.

17.

Und wie ſich Grimm und Schmerz wohl in ihm ſtritten,
Und Rache um den Sieg, und tolle Wuth,
So eilt' unbändig er, mit raſchen Schritten,
Hinauf in's Schloß, und ſtürzt' im Uebermuth,
Nicht achtend Anſtand mehr und gute Sitten,
Hin zu den Frau'n; die eben, kaum erruh't,
Vertraulich redend von gar manchen Dingen,
Im hohen Saal ſich Arm in Arm ergingen.

18.

Um ihren Falken klagte die betrübte
Blandine eben, den ſie ſtets ſo hoch
Gehalten, und ſo über Alles liebte;
Einſt ſelbſt mit treuer Liebe auferzog,
Und oft in ſeinen ſeltnen Künſten übte.
Denn geſtern, auf der Unglücksjagd, entflog
Der liebe Vogel ihr, und ward noch immer
Umſonſt geſucht. — Da raſ'te Stauf in's Zimmer.

19.

Wie, ängſtlich bange, ſorgend um ihr Leben,
Wann über ihnen hoch der Geier ſchreit,
Nach ihrem Blute lechzend, Tauben beben,
Blandin' alſo, und alſo Adelheid.
Ohn' auch ein einzig höflich Wort zu geben,
Noch ſchmutzig und beſtäubt vom harten Streit,
Spricht herriſch der von Stauf, mit ſtolzer Miene,
Zu der erſtaunten, zagenden Blandine:

20.

"Zwei Worte, Gräfinn, euch! Ihr wißt, wie lange
Ich treu um euch gebuhlt hab' nah und fern,
Und wie ich, ungewöhnt ſonſt jedem Zwange,
Eu'r mägdlich Sträuben bis auf heute gern
Geduldig trug. Jetzt aber wird mir bange,
Es währt zu lang'. Und hier braucht's eines Herrn.
Der es verſteht: gewiſſe junge Laffen
Für immer aus dem Schloſſe fortzuſchaffen.

21.

"Darum entſchließet euch, und gleich zur Stelle:
Damit noch eh' die nächſte Stunde ſchlägt,
Im heiligen Gewölbe der Kapelle,
Der Prieſter eure Hand in meine legt.
Doch muß der abentheu'rliche Geſelle,
Der ſich ſeit geſtern hier gemächlich pflegt,
Zuvor, und das im Augenblicke, reiſen.
Die Sorg' iſt eu'r, den Knaben fortzuweiſen."

22.

Aus sonderm Stoffe ist ein Weib gewoben;
Und leicht zu leiten ist es her und hin.
Doch zarte Klugheit nur, kein wildes Toben,
Kein Herrischthun bringt je dem Mann Gewinn.
Wohl steht sie, wann der Sturm sich toll erhoben,
Erst zagend, bang'; doch wie ihr zarter Sinn
Beleidigt wird, wirft von sich sie die Bürde
Der bleichen Angst, und steht in ihrer Würde!

23.

Drum so ihm Blanda, als er ausgesprochen:
"Wohl oft habt ihr an der Bescheidenheit,
Der Ritter erster Tugend, schon verbrochen.
Doch nie so unanständig noch als heut'!
Dies, Graf, erwiedr' ich eurem lauten Pochen:
Von allen Herr'n, die je um mich gefreit,
Wärt ihr der Letzte, dem ich meine Rechte
Am Altar reicht', und angehören möchte.

21.

"Wie ich's in meinem Hauſ' gedenk' zu halten,
Nicht das bekümmer' eure Ungebühr.
Nur mir allein geziemt's darin zu walten,
Und keines fremden Herrn gebraucht es hier!
Schon längſt beleidigte eu'r rohes Schalten!
Gefällt es euch nicht länger hier bei mir,
So ſteht es ja bei euch; und ſonder Säumen
Erlaub' ich euch, das Roß euch aufzuzäumen.

25.

"Nur ohne Hehle laſſet mich geſtehen,
Wie ſehr ihr mir zuwider und zur Laſt.
Drum werd' ich es von Herzen gerne ſehen,
Wenn ihr, wo möglich, mich ſogleich verlaßt!" —
Sie wandte ſich entrüſtet um, zu gehen;
Und kehrte ihrem ungeſchliff'nen Gaſt
Den Rücken zu. Der aber hielt ſie kräftig
Auf, bei der Hand, und tobte wild und heftig:

26.

"Geduld, ich geh'! Doch sollt ihr von mir hören!
Ich werde fürchterlich den Weiberknecht
Und dich aus süßem Liebestaumel stören!
Nicht wahr, der Bube, der verstand es recht,
Dich von der kalten Spröde zu bekehren?
Doch solche Schmach nicht duld' ich ungerächt!
In deinem Schmerz, in seinem Blute kühle
Ich meiner Rache brennende Gefühle!" —

27.

So sprach er. Und im rohen Grimme drückte,
Wild schüttelnd, er der Dame Liljenhand,
Daß laut im Schmerz sie aufschrie; wüthend blickte
Noch einmal er in's Aug' ihr, und verschwand.
Und als er jetzt nach seinem Rosse schickte,
Und als es seiner jetzt gewärtig stand,
Da schwang er sich gewaltig in die Bügel,
Und jug davon, und mit verhängtem Zügel. —

28.

Indeß hatt' Wingolf von den Dienerſchaaren,
— Ringsum verſendet, nun zurückgekehrt,
Und ohne Blandens Falken, — auch erfahren:
Wie theuer ihr der Vogel und wie werth.
Drauf, ohne ſein Beginn zu offenbaren,
Verlangt' er, und geheim, nach ſeinem Pferd,
Und trabte ungeſehen aus den Thoren,
Dem Walde zu, wo ſich der Falk verloren.

29.

Und er durchſtrich auf ſeines Roſſes Rücken,
Wohl auf und ab, des Forſtes dunklen Raum,
Und lugte aufmerkſam mit ſpäh'nden Blicken,
Wohl überall von Baum zu Baum und Baum;
Durchkroch mit Mühe und im tiefen Bücken,
Vom Pferd geſtiegen, leitend es am Zaum,
Gerank, und Zweiggeflecht der alten Buchen,
Und dorniges Geſtrüpp, mit treuem Suchen.

30.

Und wo es raschelte, und wo's sich rührte,
Bald im Gestripp, bald in der Bäume Grün,
Durchspäht' und spürt' er; aber wie er spürte,
Getäuscht war, oder fruchtlos sein Bemühn.
Waldeinwärts, tiefer nun und tiefer, führte
Also sein treuer Liebeseifer ihn.
Doch immer unbelohnet blieb sein Wandern.
Und eine Stunde folgte schnell der andern.

31.

Wie sich der Forst stets dunkler erst verzweigte,
So ward bald licht und lichter sein Bereich.
Und, siehe da, vor unserm Grafen neigte
— Als er heraustrat aus dem Waldgesträuch —
Sich eine Ebne. In der Ferne zeigte
Ein Hüttchen sich, fast einer Klause gleich,
Vom blüh'nden Garten eingehegt, beschattet
Von zweien Eichen, traut und eng' gegattet.

32.

Als Wingolf hier ſich auf den grünen Matten
Errubte, müde, da gewahrte er
Wie ſich des nah'nden Abends läng're Schatten
Allmählig, von den alten Alpen her,
Im grünen Thal um ihn gelagert hatten.
Schwül war die Luft, ſo drückend und ſo ſchwer.
Hoch oben hing es an der Berge Spitzen,
So dunkelblau, und ferne ſah er's blitzen.

33.

Mit lautem Schrei'n, und bangem Fluge, zogen
Dem Land' die Mewen zu, vom nahen See;
Die Stiere brüllten auf; die Schwalben bogen
Zur Erd'; der Reiher ſchwang ſich in die Höh';
Sein Lager ſucht' der Hirſch; die Krähen flogen
Mit ängſt'gem Krächzen, kündend künftig Weh';
Todt an den Bäumen hingen alle Blätter.
Und näher, langſam, zog das groll'nde Wetter.

34.

Und dunkler ward's. Und näh'r, in ſeinem Grollen,
Zog's von der Berge zackigem Geſpitz
Dem Thale zu; und große Tropfen quollen
Aus naſſem Wolkenſchlei'r. Dem hellern Blitz,
Jetzt ſchneller, folgte ſchon des Donners Rollen!
Graf Wingolf ſtand empor von ſeinem Sitz,
Und eilte fort: das Hüttchen zu erreichen;
Und band ſein Roß an eine der zwei Eichen.

35.

Dann klopft' er an der Klauſe niedre Pforte,
Und bat, und mit beſcheidenem Geziem,
— Denn gute Stätte finden gute Worte —
Daß man die Hütte vor dem Regen ihm
Eröffnen möge, und zum Schutz und Horte
Vor des Gewitters nah'ndem Ungeſtüm.
Drauf in der Hütte höret er's ſich regen,
Und laut geſchäftig nach der Thür bewegen.

36.

Sie schloß sich freundlich auf vor seiner Bitte,
Und ihm entgegen trat ein Greis, und hieß
Willkommen ihn in seiner kleinen Hütte:
Führt' in die niedre Kammer ihn, und wies
Den Ehrenplatz ihm in der Stube Mitte,
Im Sorgenstuhle an. Darauf verließ
Er ihn: aus Brodt und Milch, und süßen Früchten
Dem Gaste einen Imbiß zuzurichten.

37.

Und wünschend, daß es munde ihm und schmecke,
Kam mit dem Mahle bald der Greis zurück.
Da rief Graf Wingolf, und im frohen Schrecke:
— Denn Blankens Edelfalken schaut' sein Blick
Bedächtig sitzen in des Zimmers Ecke —
"Fürwahr, mich hat ein günstiges Geschick
Zu euch geführt, mein Vater, denn, in Sorgen
Such' ich den Falken schon seit heute morgen!"

38.

Wie geſtern ihm der Vogel zugeflogen,
Erzählte nun der Alte; ihm der Held
Von ſeiner Herrinn. Wieder heimgezogen
Wär' Wingolf gleich, der ſo ſein Werk beſtellt,
Und hatt' kaum Raſt; jedoch, gleich Meereswogen,
Goß fluthend ſich der Regen auf das Feld.
Die Blitze zuckten und der Donner brüllte,
Bis Alles ſich in tiefes Dunkel hüllte.

39.

Nun ſaßen beide da, im ſtillen Lichte
Der Lamp', beim Mahle. In Vertraulichkeit
Erzählt' dem Ritter mancherlei Geſchichte
Der Greis bereit, aus alter grauer Zeit.
Dann aber mit geſchwätzigem Berichte,
Auf Wingolfs Fragen alſobald bereit,
Begann er ohne Zögern unſerm Helden
Die Kunde alſo von ſich ſelbſt zu melden:

40.

"Jetzt, edler Herr, ſchon zwanzig Jahr' bewohne
Ich dieſes Thal — es ſey auch einſt mein Grab! —
Was mir die Gräfinn Frankenſtein zum Lohne
Getreuer Dienſte ihres Hauſes gab." —
"Ihr dientet auf Burg Frankenſtein?" — im Tone
Der Ueberraſchung Wingolf ſo. — "Als Knapp'.
Hab' Blanden oft auf dieſem Arm geſchaukelt,
Und Poſſen mancherlei ihr vorgegaukelt.

41.

"Die Mutter, Herr, wohl war ſie aller Frauen,
Im ganzen Gau, erhabnes Muſterbild.
So fromm, ſo gut, ſo voller Gottvertrauen!
Und wie der Graf auch öfters hart und wild
Sie kränkte, tief und ſchwer, mit ſeinem rauhen
Unzarten Sinn, ſtets blieb ſie ſanft und mild. —
Viel hat die Arme wahrlich unverſchuldet
Von ihm erlitten, und von ihm geduldet!

42.

"Doch hing sie an ihm stets mit gleicher Lieb
Erfüllend treulich jede Frauenpflicht.
Ihn aber jagten wilde Liebestriebe;
Sein schönes Weib allein genügt' ihm nicht.
Oft saß in ihrer Kammer, still und trübe,
Sie einsam, mit verweintem Angesicht,
Wenn fern' in frecher Lieb' er sich ergötzte,
Und buhlend seine Treue ihr verletzte.

43.

"Man sah ihn selten heim im eignen Schlosse;
Fast, als wie fremd geworden, war er hier.
Der Gattinn Thräne schalt er Kinderposse,
Die oft ihn heimzubleiben bat bei ihr.
Bald hier, bald dort warb er auf muth'gem Rosse
Um Frauendank, in Fehden und Turnier.
Und Buhlerinnen theilten um die Wette
Der keuschen Gräfinn züchtigliches Bette.

41.

"Da einſt, im nahen Frankenland, entzweite
Der Graf ſich um ein zierlich Angeſicht.
— "Es ſey die Maid des Siegers Ehrenbeute!"
So rief er aus, vergeſſend jede Pflicht,
Und ſtand gerüſtet, und zum letzten Streite.
Nicht länger ſäumte Gottes Strafgericht!
Und ſeiner Gattinn manche Thräne rächte
Des Ritters Tod, im mörderiſchen Gefechte.

42.

"Sie aber trau'rte tief um ihn, und ſchränkte
Allein mit ihrem ſchwarzen Gram ſich ein.
Ließ alle Diener von ſich, und beſchenkte
Sie reichlich. Hier dies kleine Thal ward mein.
Nur einmal noch, bevor man ſie verſenkte,
— Jetzt mögen es beinah' zehn Jahre ſeyn, —
That ich die fromme Dame wiederſehen;
Doch nie vergeſſ' ich, wie das iſt geſchehen.

46.

"Einſt trat ſie Morgens früh in dieſe Hütte,
Allein, und ſprach: "Ich fordere von dir,
"Du treuer Knecht, Erfüllung einer Bitte.
"Du weißt es: einer Kirche fromme Zier
"Erhebt ſich in der Alpen rieſ'ger Mitte.
"Ein heiliges Gelübde will von mir,
"Das ich das ragende Gebirg beſteige,
"Und im Gebet mich vor der Jungfrau neige.

47.

" "Ich bin des Wegs nicht kundig; drum bereite
"Dich, mit mir nach dem heil'gen Ort zu gehn,
"Und ſey dahin mein ſchirmendes Geleite." —
Der frommen Pflicht nicht durft' ich widerſtehn,
Da ſelber ſie den langen Weg nicht ſcheute.
Und wir beſtiegen wandernd jene Höh'n.
Und in des zweiten Tages Morgenhelle
Erreichten wir des Gnadenbilds Kapelle.

48.

"Ich kniete an des Gotteshauſes Pforte,
Indeß ſie betete am Gnadenbild.
Und als ſie aufſtand vom geweihten Orte,
In ihrer Wehmuth naſſen Schlei'r gehüllt,
Sprach ſie zu mir mit faſt gebrochnem Worte:
"Noch hab' ich halb erſt mein Gelübd' erfüllt.
"Jetzt durchs Gebirge folge du mir weiter.
"Die Gnade Gottes ſey der Schwachen Leiter!

49.

" "Doch, treuer Alter, was auf unſerm Wege
"Auch immer ſeltſam ſich, und wunderlich,
"Und unerklärbar dir, begeben möge,
"Nicht werde laut, und nimmer frage mich;
"Das iſt die Pflicht, die ich dir auferlege.
"Daß nicht dereinſt mein einzig Kind, wie ich
"So elend und ſo unglückſeelig werde,
"Iſt mir die theu'rſte Sorge auf der Erde."

50.

— "Wie ich sie damals nicht verstand, verstehe
Ich noch ihr seltsamlich Beginnen nicht.
Doch folgt' ich ihr, was immer auch geschähe.
Gehorsam ist des treuen Dieners Pflicht!
So stiegen wir hinan wohl manche Höhe,
Hinab wohl manches Thal. Des Tages Licht,
Bald war's erblichen; endlich ganz verglommen;
Und silbern kam der Mond herangeschwommen.

51.

"Kalt war die Nacht! Wie, durch die öde Weisse,
Nicht fehl zu treten, mit gemess'nem Schritt,
Wir langsam zogen unsre stumme Reise,
Und unsrer Körper lange Schatten mit;
Wie um uns alles war so still und leise,
Nur laut und hörbar unser eigner Tritt,
Da plötzlich, wie der edlen Gräfinn Wange,
Erbleichte auch die mein', in Grau'n, so bange.

52.

"Und vor uns hob ſich, im verſchneeten Thale,
Ein Hügel ſchwellend, weißes Haupts, empor;
Ein Todtenmaal! Und an dem Todtenmaale
Sproß Blum' an Blume wunderſam hervor,
Doch grauſig anzuſehn im Mondenſtrahle,
Daß kälter mich davor, und kälter fror!
Kaum hielt ich mich, geſtützt, an meinem Stabe
Noch aufrecht, nah' dem fürchterlichen Grabe!"

53.

— Wie auf des Stengels ſtarrendem Geäſte
Die Blume hoch aus Elfens Grabe ſteigt,
Die in der Lauin' Schooß Decemberfröſte
In eiſigen Umarmungen gezeugt,
Nicht Sonnenſtrahlen, Thau und linde Weſte!
Wie jeder Duft in ihrem Kelche ſchweigt!
Wie kalt ſie ſieht, als ſollen Herz und Nieren
In ihrem Schaun erſtarren und erfrieren!

54.

Als ſolle jedes zarte Liebesbitten
Verſteinen hier, im namenloſen Weh'!
Aus klarem Eiſe iſt der Kelch geſchnitten,
Und flockig hängt's um ihn, ein leichter Schnee!
Anſtatt des Staubgefädes, aus der Mitten
Hebt ſich's wie Reif gebogen in die Höh';
Eiszapfen ſind's, die, ohne Farb' und Leben,
Als Blätter zackig das Geäſt umgeben! —

55.

"„Gelobt ſey Gott!" — rief kreiſchend, faſt mit geller,
Mit banger Stimme, da die Gräfinn aus,
Und faltete die Händ', und eilte ſchneller;
Beſtieg des weißbeſchneeten Hügels Graus,
Der bleich ſich wölbte auf dem Todtenkeller,
Und neigt' ſich hin und her, als woll' zum Strauß,
Zum geiſteriſchen Strauß, im ſchnellen Bücken,
Von dieſem bangen Grabesflor ſie pflücken!

56.

"Und langſam, kalt, und mit erfror'nem Blicke,
Der Blumen eine in der weißen Hand,
Kam ſie zu mir vom Hügel her zurücke,
Der ich noch immer wie verzaubert ſtand.
Als ob ein inn'res Grau'n auch ſie bedrücke,
So winkte ſie, doch von mir abgewandt.
Ich folgt' ihr ſtill. Wir ſtiegen lautlos wieder
Zurück, die Berge auf, die Thäler nieder.

57.

"So langten wir in dieſer kleinen Hütte
Faſt ohne Rede an. Mit goldnem Klang
Belohnte reich die Gräfinn meine Schritte.
Vergebens bat ich Anderes zum Dank,
Denn ſtreng' zurück wies ſie des Forſchens Bitte:
Was jener kalte, wunderſame Gang,
Und dieſe weiße Zauberblüthe deute?
Drauf zog ſie heim, allein und ohn' Geleite." —

58.

— Gar viel bewegt, mit ahnendem Gefühle,
Der Asmondsſage denkend, ſaß der Held,
Und blickte vor ſich hin, nach einem Ziele,
Wie, wann man Großes wägend in ſich hält.
"Ihr ſeht euch" — ſo der Alte — nach dem Pfühle,
Ich ſeh's an euren trüben Augen. Gelt,
Wie ſchwatzen doch ſo gerne alte Leute.
Ich eil', daß ich ein Lager euch bereite."

59.

Ihm nichts der Graf. Drauf, als, aus Moos und Decken,
Dem Helden nun der Greis ſein Bett gemacht,
Und höflich bat: ſich ruhend hinzuſtrecken,
Da wünſchte er dem Wirthe gute Nacht,
Der bald entſchlief. Doch manches Traumes Necken,
Und Bland' und Elſ' und Asmond, und die Macht
Der Zauberblume ließ den armen Grafen
Die ganze Nacht nur unterbrochen ſchlafen.

Vierter Gesang.

Vierter Geſang.

1.

Den Edlen ſchmerzet karge Armuth ſelten,
Und blankes Gold, er heißt es nicht Verluſt;
Denn reicher trägt er ja, als aller Welten
Gediegnes Erz, den Schatz in ſeiner Bruſt!
Nur wenn er, treue Dienſte zu vergelten,
Zu arm ſich fühlt, wird's manchmal ihm bewußt:
Des öfters tief Verachteten Entbehren;
Und edler Scham nicht kann er ſich erwehren.

2.

Die fühlt' auch Wingolf in der Brust, das sa
Sein schämiger, sein vielverlegner Blick,
Als er, da es des Morgens frühe tagte,
Sein hochgemähntes Roß bestieg, zurück
Zu reiten mit dem Falken, und kaum wagte
Dem Greis' sein letztes kleines Silberstück
Zu reichen. Dann, halb froh, halb, trübe ritt er
Von hinnen schnell, der arme reiche Ritter.

3.

"So wär' sie mehr als eine hohle Kunde,
Die Asmondssage? Wirklich blühten dort,
Im Alpgebirge, auf dem eis'gen Runde,
Noch solche fürchterliche Blumen fort?
Und, daß die Tochter Liebe nie verwunde,
Erkältend, gleich dem winterlichen Nord,
Hätt' Blandens Mutter sie im Mondenstrahle
Gepflückt, an Elfens bleichem Todtenmaale?

4.

"Nun: ſey es immer Wahrheit oder Lügen,
Mein treues Herz, dich kümmere das nicht;
Kann reine Liebe Alles doch beſiegen!
Vor ihrem ſpiegelhellen Schilde bricht
Jedweder Fluch, und alle Zauber ſchmiegen
Zu ihren Füßen ſich!" — So tröſtend ſpricht
Der Graf ſich ſelber Muth; und kämpft ſie nieder,
Der bangen Sorge und des Zweifels Hyder.

5.

Blankin' empfing aus Wingolfs treuen Händen
Den Edelfalken ſtaunend und erfreut,
Und nahm ihn auf den Arm; ſchalt ſein Verblenden,
Und koſt' ihn doch mit lieber Zärtlichkeit.
Bald droht' ſie: ihn auf ewig fortzuſenden,
Und bald verſprach ſie: wenn in künft'ger Zeit
Aufrichtig er die Flucht ſich laſſe reuen,
Von Herzen ihm, und gerne zu verzeihen.

6.

Es ſtand der Graf beſcheidentlich zur Seite,
Und ſah entzückt dem kindlich loſen Spiel.
In ihm bewegt ſich's mannichfach im Streite;
Faſt überwält'gen will ihn ſein Gefühl!
Und Blanda: "Edler Graf, von Neuem heute,
Bin ich euch tief verſchuld't. Ihr häuft zu viel,
Zu viel auf mich! O möchtet ihr mir ſagen,
Wie ich vermag die Schuld euch abzutragen!"

7.

Und freundlicher als nie zuvor noch, ruh'ten
Auf ihm die holden Augen, lieb und ſchön;
Als wollten ein Geſtändniß ſie ermuthen,
Und Hoffnung in die wunde Bruſt ihm ſehn.
Da ſprengten alle Schranken ſeine Gluthen!
Da konnt' er nun nicht länger widerſtehn!
Da ſank er liebend nieder auf die Kniee,
Bewältiget, und ſtammelte mit Mühe:

8.

"Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht widerſtreben!
Dir ſelber, Blanda, mögeſt du verzeihn!
Der eignen Schöne mögeſt du vergeben,
Wenn meine kecken Worte dich gereu'n.
Mich lohnen willſt du? O ſo laß mein Leben,
Mein Lieben, ganz und ewig dir ſich weih'n!
Nimm dieſes treue Herz zur Morgengabe,
Iſt's Alles auch, was ich zu bieten habe!

9.

"O ſieh' nicht weg, du Holde, einzig Eine!
Verwirf es nicht, das dargebotne Pfand.
Dich engelgleiches Weſen, oder Keine
Hält jemals liebend dieſer Arm umſpannt!
O Blanda, ſüße Blanda, ſey die Meine!
Gieb mir zum Lohn' auf ewig deine Hand! —
Du ſchweigſt?— O rede.— Seeligkeit!— Verderben!—
Dir werd' ich leben, dir; dir werd' ich ſterben!" —

10.

Blandin' erſchrickt. Es mahnt ſie, bang' erſchreckt
An ihr entſetzlich trauriges Geſchick!
Als ob ihr alle Lebenspulſe ſtocken,
So blaß und ſtarr auf Wingolf ruht ihr Blick!
Verneinend ſchüttelt ſie die blonden Locken,
Verbirgt das Aug' und wendet es zurück!
Und wie aus ihm der Thränen Ströme brechen,
Vermag ſie nicht ein einzig Wort zu ſprechen.

11.

Und als des Paladines banges Beben
Noch einmal ihr ſo ſüß und flehend ſpricht,
Da ruft ſie aus: "O fodert gern mein Leben!
Ich geb' es euch! Nur Liebe fodert nicht,
Nur Liebe nicht! Die kann ich euch nicht geben!
Vergeſſ' ich, Graf, des Dankes theure Pflicht,
Verklagt nicht mich! Das Schickſal, Graf, verklaget,
Das mir die Gluth, die euch durchglüht, verſaget."

12.

Sie ſpricht's und geht. Es ſtarrt der Graf der Schönen,
So tief gekränkt, im großen Schmerze nach,
Ausbreitend weit die Arm' im Liebesſehnen;
Und aus der Bruſt ſeufzt manches bange: Ach!
Nicht länger mehr zurück hält er der Thränen
Entdämmte Fluth! Dann aber ſpringt er jach,
Und heftig auf. Eilt durch des Gartens Gänge,
Hochathmend, daß die Bruſt ihm's nicht zerſprenge.

13.

Und ſtundenlang, und ohn' es ſelbſt zu wiſſen,
Eilt auf und ab im Garten ſo der Held;
Das arme Herz ſo wund, ſo wund geriſſen,
Das arme Aug' ſo naß, ſo naß geſchwellt!
Du mehr als Todesqual! (Ach, ſcheiden müſſen,
Wo Lieb' uns feſt in ihren Banden hält,
Wohl iſt es ſchwer!) Doch ſcheiden muß er, ſcheiden,
Das wird ihm licht; auf ewig Blanda meiden!

14.

Fort muß er: fern um schnellern Tod zu werben;
Fort in der Schlachten blutigrothe Grau'n!
Hier würd' er ja im Schmerz, im blassen, herben,
Müßt' er das holde Bild alltäglich schaun,
Hier würd' er ja in Qualen langsam sterben!
"O hätt' ich nimmer diese blum'gen Au'n
Gesehn! Hätt' mich in seinem letzten Krampfe
Des Ebers Zahn besieget auch im Kampfe!"

15.

Doch kann er nicht den heißen Wunsch bezähmen,
Nicht seinem Sehnen kann er widerstehn:
Muß er von dannen ziehn in seinem Grämen,
Und in die weite, fremde Ferne gehn,
Er muß von ihr, von ihr doch Abschied nehmen,
Er muß sie doch zum letztenmale sehn!
So eilt er fort; und tritt mit seinem Jammer,
Gebeugt, bedrückt, gebückt in Blandens Kammer.

15.

Zu ihr dann ſpricht er: — ach ſo ſtill und trübe —
"Verzeih' mir, du; zu gehen komm' ich her,
Zu ew'gem Scheiden! Blanda, wenn ich bliebe,
Ertrüg' ich meine Qualen nimmermehr.
Gieb mir zum Troſt das Wort: daß meine Liebe
Dich nicht erzürnt! Und wie der Kampf auch ſchwer,
Und ſchrecklich iſt, den ich zu kämpfen habe,
Gieb mir ihn mit, den Troſt; und einſt am Grabe — — "

16.

Hier ſtocket plötzlich ſeiner Lippe Sprache,
Und er verſtummt. Denn in die Gegenwart,
Erkältend, tritt die alte Asmondsſage.
Wie ſie die Elfenblume malte, ſtarrt
Ihm, aus der Niſche, eiſiges Gerage
Entgegen, und ſo ſtreng', und kalt, und hart:
So fürchterlich, als ſollen Herz und Nieren
In ſeinem Schaun erſtarren und erfrieren!

18.

Er weiß ſich kaum zu halten und zu faſſen,
In ſeiner Herzenspein und Seelennoth.
Und Blanda: "Jetzt? Nicht wollt mich jetzt verlaſſen,
Da der Verlaſſ'nen Sturm und Fehde droht.
Allein ſonſt ſteh' ich Theobaldens Haſſen."
— Und ſie erzählet ihm. — "Zu Schmach und Tod,
Zu jedem Schmerz und jeglichem Verwüſten,
Vielleicht, daß jetzt ſich ſeine Schaaren rüſten.

19.

"Wollt, Held, das Unabänderliche tragen,
Sammt mir! Iſt's doch nicht meine eigne Schuld.
Muß ich euch, Graf, dies kalte Herz verſagen,
Ich muß es ja; ertragt es mit Geduld.
Es kann nicht warm an Mannes Buſen ſchlagen!
Und ihr verdienet eines Herzens Huld,
Was liebend treu, und glühend heiß wie euer,
Gluth tauſcht um Gluth, in Feu'r erbrennt an Feuer."

20.

— "O nicht davon! Doch dein gehört dies Leben.
Ich kann's für dich im endlos langen Schmerz,
Ich kann's für dich auch im Gefechte geben!
So oder ſo, dir bricht ja dies mein Herz.
Du aber ſollſt erbangen nicht und beben.
So lang' ich ſchwinge dies geſchliffne Erz,
Magſt du dich immer ſicher auf mich ſtützen.
Dein Engel will ich ſeyn, und dich beſchützen.

21.

"Mir ſpricht's von dort: du kannſt ſie nicht erwerben!
Doch eine ſchöne Hoffnung giebſt du mir:
Mein Blut, es darf für dich den Kampfplatz färben.
Und kann ich dir nicht leben, darf ich dir — — —
Heil mir! Heil! — Meiner Blanda darf ich ſterben!"
So ruft er aus, und neigt ſich tief vor ihr;
Zerdrückt der Thräne farbiges Geflimmer,
Mit matter Hand, und ſucht ſein einſam Zimmer.

22.

Da sitzt er, blutend an der Herzenswunde,
Das Haupt gestützt. Da sitzet er, und denkt
Der sondern Mähre aus des Greises Munde,
Die gestern ihm des Zufalls Gunst geschenkt.
Da sitzt er, grübelnd in der Ämonskunde,
Bis spät die Nacht die braunen Flügel senkt.
Und Alles, und die kalte Wunderblüthe,
Erwäget er, im sinnenden Gemüthe.

23.

"Und seine vielen tausend Thränen flossen
"Noch einmal über's bleiche Angesicht.
"Und als er nun die letzte hatt' vergossen,
"Da sprach er dieses Wort: wie Elise nicht
"Der Liebe Glück gekannt hat und genossen,
"So soll, die dieser Blumen Eine bricht,
"Und die sie pflegt in Warten und Begießen,
"Der Liebe Glück nicht kennen und genießen.„

24.

"Was ſäum' ich denn? Was klag' ich hier in Zähren?"
— So ruft empergeſprungen unſer Held. —
"Nicht länger mag der kalte Zauber währen,
Der heißer Liebe ſich entgegenſtellt.
Laß mich die Unglücksblume raſch zerſtören!
Wenn ſie zerriſſen und entblättert fällt,
Vielleicht, daß plötzlich dann, mit einemmale,
Ihr Herz erwarmt im ſonn'gen Liebesſtrahle!

25.

"Doch aber, nein! Gedanke, flieh' von hinnen,
Und werde nimmermehr zur frevlen That.
So will ich nicht die Holde mir erminnen,
Und könnt' ich's auch, durch Liſt und durch Verrath.
Kann treue Liebe nicht den Sieg gewinnen,
Mit reinem Herzen, und auf rechtem Pfad,
Nicht ſtarken Zauber ſtärker überwinden,
So mag der Tod mich, ſeine Beute, finden!"

26.

— So recht, mein Held! So hab' ich auch empfunden,
Als Liebe früh mein junges Herz umwand,
Und jene Zauber mir entgegenſtunden,
Die Dummheit ſind und Vorurtheil genannt.
Doch haben mich die Zauber überwunden,
Weil ich die Lockung heldlich überwand:
Durch Liſt, Verrath, und ſchlangenwebte Lügen
Die ſüße Braut mir ſchelmiſch zu erſiegen!

27.

Doch, Wingolf, dich? Wird dich Gelingen krönen?
Vor ſo beſcheidner Liebe, hoff' ich, bricht
Beſiegt der Zauber endlich: denn gleich jenen,
Unüberwindlich glaub' ich dieſen nicht.
Vielleicht läßt ſich Asmond, der Fürſt, verſöhnen:
Getreue Liebe ſiegt! O mein Gedicht,
Und Wingolfs Leid, dürft' ich's mit dieſer ſüßen,
Und freundlichen Beruhigung beſchließen! —

28.

Horch, welch Getöſ'? Horch, welch Geſchmetter dringet
Jetzt plötzlich gellend durch die todte Nacht?
Recht ſchaurig thut's! Vom hohen Thurme klinget,
Mit lautem Klang, das Horn der wachen Wacht.
Ein banger Laut, kein freudig Lied! So bringet
Der Thürmer Kunde einer nahen Schlacht!
So bläſ't ſein Horn, wann drängende Gefahren
Sich, dräuend, vor des Schloſſes Thoren ſchaaren!

29.

Und niederſchauend aus dem hohen Saale,
Gewahrt, beſtürzt, der treue Paladin:
Mit Fackelfeu'r, und Schwerdt und Speer, im Thale
Viel Reiſ'ger Schaaren und Geſchwader ziehn.
Und Theobald — an ſeiner Rüſtung Stahle,
An ſeinem Schild erkennt der Ritter ihn,
Und an dem ſchwarzen Roſſe, was er reitet —
Iſt's, der den Weg zur Burg die Krieger leitet.

80.

Und schnell ergreift er, und mit beiden Händen,
Den hohen Helm! Des Schwerdtes tapfre Wehr,
Er gürtet rasch sie um die edlen Lenden,
Und faßt den Schild, vom hellen Erze schwer! —
Im Hof wird's laut und laut. Von allen Enden
Stürzt es gemischt, von hier und dort, daher.
Der Burgvogt kommt gerüstet mit den Seinen.
Und dorten auch erglänzt der Fackeln Scheinen.

81.

"Du hast dich nicht, Geliebte, nicht betrogen.
Dein Ahnen täuschte nicht. Der Bube naht.
Gelobt sey Gott, daß ich nicht fortgezogen!
Daß deine Lippe mich zu bleiben bat!
In deine Hand, mein Gott, der mir gewogen
Auch mein Geschick! Du, stärke meine That!
Gefällt es dir, mein Herr, und muß ich sterben,
So laß mit mir die Frevler sammt verderben!"

32.

So hören wir den wackern Wingolf rufen,
Den Helden in der Noth und in Gefahr.
Jetzt in den Hof hinab flog er die Stufen,
Wo Alles ſchon, und bunt, verſammelt war.
Sein kluges Wort, Befehl und Bitten ſchufen
Bald ordnend Leben in die wirre Schaar;
Und weiſe weiß er jeden Kampfgeſellen
An rechten Ort zu ordern und zu ſtellen.

33.

Und Alles hatt' er mit dem Adlerblicke
Rings bald erfaßt, erſchauet und erkannt.
Die Schaar befiehlt er an des Schloſſes Brücke;
Und dort, wo er zu ſchwach die Mauer fand,
Verdoppelt er, daß nicht dem Feind es glücke,
Die Wacht. Dem Vogt vertraut er mit Verſtand
Der Krieger Kern, und giebt ihm auf: zu wachen,
Daß Jeder treu beſtelle ſeine Sachen.

34.

Dann eilt er, mit erlesenem Geleite,
Hinauf der Felsenmauer hohen Wall,
Und ruft hinab: was dieser Anzug deute,
Und dieser räuberische Ueberfall;
Warum, gerüstet kriegerisch zum Streite,
Im Fackelschein, mit wildem Hörnerschall,
Der Friedensburg ein roher Feind sich nähr're,
Und ungekündigt Ruh und Frieden störe.

35.

"Ho! Weiberknecht!" — ruft Theobaldens Stimme
Zu Wingolf auf — "und du bist auch noch wach?
Erkennst du mich an meinem blut'gen Grimme?
Der Graf von Stauf hielt stets, was er versprach.
Mir gieb du Schloß und Braut, denn ich erklimme,
Eh' noch der künft'ge morgenrothe Tag
Das Schloß bestrahlt mit seiner Purpurhelle,
Burg Frankensteins besiegte Felsenwälle.

36.

"Wie du auch magſt ob deines Täubchens ſorgen,
Die Brautnacht fei'r ich heute noch mit ihr.
Und wirſt du mir lebendig nur geborgen,
So räch' ich mich in tauſend Pein an dir!
Erinn're dich an mich und geſtern morgen;
Ich denke auch des Schimpfes noch bei mir.
Und, langſam, fang' ich dich, in Schmerz und Qualen,
Sollſt das Gefühl du martervoll bezahlen!

37.

"Drum rüſte dich zum Streite, girr'nder Täuber!" —
Und Wingolf ruft hinab das zorn'ge Wort:
"Du findeſt mich gerüſtet, nächt'ger Räuber,
Nicht Ritter du; denn der iſt Schirm und Hort
Der Waiſen, und ein Schutz der ſchwachen Weiber!
Zu meinem Gotte hoff' ich ſicher: dort
Wird nicht das Aug' des ſtrengen Richters ſchlafen!
Heran, wenn du es wagſt, er wird dich ſtrafen!

38.

"In Ohnmacht soll dein tolles Wüthen brechen
An dieser Mau'r; an ihrem Felsgestein
Eu'r Hirn den unerhörten Frevel rächen!
Die Sorge, kecke Räuberschaar, sey mein!
Heran, heran!" — Noch mehres will er sprechen,
Doch wehret's ihm der fremden Horde Schrei'n,
Die ihm mit lautem Grimm und rohem Schelten,
Der Rede vielgerechten Zorn vergelten.

39.

Des Unwill'ns rasche Wallung muß er zwingen.
Er steigt herab: den beiden zarten Frau'n,
Die sicher trostlos nun die Hände ringen,
Und ohne Stütze, Tröstung und Vertraun,
Und Muth in drohender Gefahr zu bringen;
Nachdem er nochmals sich mit weisem Schaun
Erst rings herum gesehn; der Veste Werke
Mit klugem Blick geprüft, und ihre Stärke.

Fünfter Gesang.

Fünfter Geſang.

1.

Du goldner Schlaf, du, den in klügern Tagen
Der Alten Weisheit, einen Gott, geehrt,
Wie ließe ſich des Lebens Noth ertragen,
Von dir, zu neuem Kampfe, unbewehrt?
Ja, heilig biſt du, heilig, kaum zu ſagen,
Und heilig iſt dein weicher Opferheerd!
Was immerdar das Leben ſonſt hienieden
Verweigern muß, ſchenkſt du uns: ſtillen Frieden.

2.

Vergeſſen unſrer Noth. Drum doppelt ſündet,
Wer in der Nacht zu ſünd'gen Thaten wacht.
Denn ſchweſterlich iſt die die Nacht verbündet,
Und theilt mit dir die ehrfurchtsvolle Macht.
O freveit nicht an ihr! Drum doppelt ſündet
Der Stauſer, der die heil'ge Mitternacht
Um ihren Schlaf betrügt, um ihre Stille,
Verbrecheriſch ſich mummt in ihre Hülle!

3.

That Euch wohl je von weicher Ruhe Decken,
Des nahen Brandes flammenrother Schein,
Aus erſtem Schlummer nächtlich auferwecken?
Ein Murmeln! Und ein Rufen! Und ein Schrei'n!
Des Thurmes dumpfe Glocken läuten: "Schrecken!"
Es bläſ't: "Gefahr!" des Wächters Horn darein.
Und bang' und hohl, in ſchnellen Wirbeln, raſen,
Wohl auf und ab, die Trommeln durch die Straßen.

4.

So weckte auch Blandin' und Adelheide
Der Fackeln Glanz, des Hofes Lärm. Erfüllt
Mit banger Furcht vom Lager ſtanden beide,
Der zücht'gen Leiber Formen kaum gehüllt
In ihrer Nachtgewänder weiße Seide,
Und ſahn hinab; und ſahn das nächt'ge Bild!
Und ſahen's dort, wie geiſtriſche Geſtalten,
So bleich beleuchtet wogen, ziehn, und walten.

5.

Und als den Frau'n das nächt'ge Bild erſchienen,
Die grauſige Geburt der Mitternacht:
Das Rufen, Schrein, der Fackelglanz, die Kühnen,
Gereihet und geſchaart, als wie zur Schlacht,
Der Waffen Blitz — da war ſchon in Blandinen
Die trübe Furcht vor Theobald erwacht;
Und ſo der Freundinn auch. Und beide ſanken
Sich in den Arm, mit einerlei Gedanken!

6.

Dann ſtürzten, und mit bangen Herzensſchlägen,
Sie in den hellen Hof hinab. Da trat
Den Frau'n der kühne Paladin entgegen,
Der junge Aar, mit blankem Schwerdt, und bat:
Vertraue mir, und wolle Furcht nicht hegen.
Vertraue dieſer Degen tapfrer That,
Des Himmels Gnade wird uns ſiegend ſegnen,
Und nimmermehr dir Schreckliches begegnen!

7.

„Doch aber ſind des Krieges Todesgrauen
Für zarter Damen banges Auge nicht,
Für weicher Frauen Herzen nicht zu ſchauen.
Und wenn auch kräftig unſre Waffe ficht,
Nicht übermüthig darf man ihr vertrauen.
Denn dorten hält der Herr das Kampfgericht,
Und wägt gerechter Wage Tod und Leben.
Drum wollet euch in ſichern Port begeben.“

8.

Ihm Beifall nickt der Vogt, und ſpricht die Worte:
„Von meinem Sohn laßt, edle Frauen, euch
Geleiten zu entfernterm ſichern Orte;
Daß, ſiegt der Feind, — wo Gott vor ſey! — ſogleich
Er aus der Veſte, durch verborgne Pforte,
Euch führen kann. Er kennet jeden Steig.“
Und mit dem Sohne ſpricht der Alte leiſe,
Der horchet aufmerkſam dem edlen Greiſe.

9.

Am End' des Gartens, Felſen eingehauen,
In wüſtem abgelegenen Revier,
War eine Grotte, Kund'gen nur zu ſchauen,
Und dicht verhehlt von einer Eiſenthür.
Dahin geleitete die beiden Frauen
Graf Wingolf und des Vogtes Sohn. Von hier,
Verborgen, aus der Burg, in Schlangenwindung,
Vog ſich ein Gang zu fernes Waldes Ründung.

10.

Jetzt, horch, der Kriegsdromete laut Geſchmetter!
Und Wingolf hebt ſein Schwerdt; ſein Auge flammt.
„Mit euch ſey Gott! Mich ruft der Schlachten Wetter!
Mit euch ſey Gott, ihr beiden Frauen ſammt!
Er iſt der Tugend Schutz, der Unſchuld Retter.
Er haßt, was ſünd'ger Höllennacht entſtammt.
Mit euch ſey Gott! Und meiner denket herzlich,
Trifft mich die Todeswunde, roth und ſchmerzlich!"

11.

Noch einmal: treulich kluge Pflicht zu üben,
Empfiehlt dem Jüngling ſein ermahnend Wort.
„Mit euch ſey Gott! Mit euch ſey Gott, ihr Lieben!"
Er ruft's, er ſchwingt ſein Schwerdt, er eilet fort!
Er eilet fort, von Lieb' und Sorg' getrieben,
Dem ringsumdrohten Schloſſe zu. Alldort
Schon tobte grimmig, und an allen Ecken,
Der Schlachten Blitz, des wilden Sturmes Schrecken.

12.

Im Kampf hinan die Felſenmauern drangen
Die Feinde ſtürmend, wie in toller Wuth.
Die Schwerdter blitzten auf! die Schilde klangen!
Und da und dort verſtrömte ſich das Blut!
Doch wie ſie auch auf hohen Leitern rangen,
Sie warf zurück der Frankenſteiner Muth;
Und Keiner durft', ohn tödliches Verletzen,
Auf ihren Wall die Siegesferſe ſetzen.

13.

„Hinan! Hinan! Und hoch der Fackeln Gluthen.
Und Feuerkränz' in's hohle Schloß geſandt,
Daß weit umher die Flammenſtröme fluthen!“
So hörte man den Stauf, zu Sturm und Brand,
Der Raubgenoſſen ſchnöde Schaar ermuthen.
„Hinan! Hinan!“ — Und über Mauer Rand,
Aus glüh'ndem Pech geflochten, kam in Bogen,
Der Kränze mancher auf das Schloß geflogen.

14.

Indeſſen aber ſtill und müſſig weilte
Auch Wingolf nicht, und war an jedem Ort.
Bald focht er löwig hier, bald wieder eilte
Er dorten hin, und ſtritt, ein Adler, dort.
Und wo er kämpfte war der Sieg. Bald theilte
Er Beifall aus und Lob, bald ſchalt ſein Wort.
So ward des dritten Sturmes keckes Wagen
Zum drittenmal, und ſiegend abgeſchlagen.

15.

Und mancher Edle ſank! Doch manche waren
Der Feinde auch gefallen ſchon im Streit.
Da ward, zum Trotze jeglichen Gefahren,
Zum Trotz der Frankenſteiner Tapferkeit,
Zum viertenmale von den Räuberſchaaren
Mit überleg'ner Kraft der Sturm erneu't.
Nicht feiger ward der Widerſtand, doch ſchwächer.
Und Feuer ſtrömte auf die blauen Dächer.

16.

Dicht um die Brücke drängte im Gedränge
Des Feindes größte Schaar ſich kämpfend her,
Mit lautem Kriegsgeſchrei: daß ihm's gelänge
Mit Kolb und Axt, und langem Eſchenſpeer,
Der aufgezognen kettiges Gehänge
Zu ſprengen. Hier focht unſers Wingolfs Wehr;
Der Burgvogt auch, mit ihm der Kern der Krieger,
Und ſtanden noch im Kampfe da als Sieger.

17.

Jetzt mit dem Vogt bered'te im Geheimen
Graf Wingolf ſich, erkennend die Gefahr.
Dann ſammelt' er geſchwind und ſonder Säumen,
Erleſ'ne Funfzig aus erleſ'ner Schaar,
Und eilte, wo ſelbſt Theobald im Träumen
Kein Ausfallspförtchen ſich verſehen war,
Zur Burg hinaus, hinab: den Feind im Rücken,
Mit unverſeh'nem Andrang, zu erdrücken.

18.

Noch an der Brücke focht mit harten Streichen
Der Feind, mit Kolb und Art, in mächt'gem Drang;
Doch konnt' er nicht ſein ſchlaues Ziel erreichen!
Da hinter ihm, wie Donnerton, erklang
Des Helden Horn, dem Vogt bereb'tes Zeichen!
Und raſſelnd, und freiwillig niederſank
Der Brücke Laſt. Und drüber ſtürmten muthig
Des Vogtes Tapfre, in die Feinde blutig.

19.

Und blutig in die Räuber! Strömend rannen
Die Lebensquellen, purpurn, in den Sand.
Und überraſcht, zu weichen ſchnell begannen
Die Staufer. Doch, ein Rachengel, ſtand
Im Rücken ihnen jetzt mit ſeinen Mannen
Der Paladin! Und jede Hoffnung ſchwand
Dem Feind: das Feld als Sieger zu gewinnen;
Und jede: flieh'nd dem Tode zu entrinnen!

20.

Verzweifelnd ſah man ſeine Schwerdter flammen;
Doch mußt' er, ſo umſchloſſen und umroht,
In Schmach erliegen. Und er brach zuſammen!
Und die nicht fielen in der großen Noth,
Und zu enteilen dachten, die erſchwammen
In Schloſſes Graben ſich den naſſen Tod.
Da ſchaute Theobald, mit ſchwarzem Blicke,
Der Seinen Niederlage an der Brücke.

21.

Und ob auch faſt die Feind' erlegen waren,
Und ſchon beſiegt, erhob noch einmal ſich,
Als grimmig Theobald mit neuen Schaaren
Herbeigeflogen kam, der laute Krieg.
Und wüthend ſtrebt' er: unſerm jungen Aaren
Den ſchon errung'nen und erfaßten Sieg,
Mit friſcher Kämpen Kräften abzuringen.
Und, ſieh', auf's Neu die Degen trieſend ſchwingen!

22.

Und hier und dort, und überall gebärte
Sich neu der Tod. Da ſah der Graf den Stauf
Fern im Gedränge fechten. Und er kehrte
Nach dieſem ſich, und hieb ſich freien Lauf
Hindurch die Krieger, mit dem durſt'gen Schwerdte.
Und manches junge Leben ging zu Kauf.
Und Mancher mußte ſeine Unglücksſtelle
Bezahlen mit des Herzbluts letzter Welle.

23.

Nicht konnte Stauf des Helden Grimmen meiden,
Denn plötzlich ſtand er vor ihm! Kampf befahl
Sein bräu'nder Arm! So ſtanden ſie, die Beiden,
Sich gegenüber, und zum andernmal.
Hier ſollt' es ſich, hier mußt' es ſich entſcheiden,
Der armen Blande Loos. Und Stahl an Stahl
Schlug blitzend ſchon, vergleichbar zweien Flammen,
Mit klirr'ndem Hieb, um Sieg um Tod, zuſammen!

21.

Bald Schild an Schild, und Leib an Leib bald rangen,
Fast als sich eingewachsen anzusehn,
Die beiden Ritter; bald, und plötzlich, sprangen,
Erst andern Vortheil schlau sich zu erspähn,
Sie rasch zurück; und nun von Neuem drangen,
Und riesenhaft, mit erzenem Getön,
Mit vorgeworfnen Schilden, hohen Degen,
Sie wiederum, und gräßlich sich entgegen!

22.

Seit Frankenstein auf diesen Felsenhöhen
Zum erstenmal gegründet ihre Macht,
Wohl hatte nie sie solchen Strauß gesehen!
Unsicher in der düstern Wolkennacht,
Beleuchtete der Fackeln flackernd Wehen,
Bald fern bald nah, der zweien Ritter Schlacht;
Und malte, mit dem rothen Schein, noch wilder,
Noch grausiger des Krieges blut'ge Bilder.

26.

So hatte Wingolf nimmer noch gerungen,
So tapfer nie, ſo rieſig nie als heut';
Denn Blanden galt's! Und Sorg' und Lieb durchdrungen
Führt' er den Stahl. Doch auch zu keiner Zeit
Hatt' alſo ſtark ihn Theobald geſchwungen;
Denn wem er gegenüber ſtand im Streit,
Er wußt' es wohl; und: daß auf dieſer Stelle
Für einen jetzt der Tod den Sarg beſtelle.

27.

Der Felſenboden dröhnte rings im Runde
Von ihrer Ferſentritte eh'rner Wuth;
Und heller noch mit jeglicher Secunde
Entloderte der Fehde helle Gluth.
Schon quoll aus mancher tief geſchlagnen Wunde,
So Wingolfs, als des Staufers heißes Blut.
Und vor der breiten ſcharfgeführten Klinge,
Zerklirrten ihrer Rüſtung blanke Ringe.

28.

Mit rieſ'gem Streich auf unſern treuen Ritter
Gewaltig fiel des Staufers Eiſenhand!
Vom Helm hernieder auf die Schulter glitt er,
Zerſprengte ſcharf der Schienen ehern Band,
Daß durch die Lüfte ſauſten ihre Splitter!
Zur Erde fiel des Schildes halber Rand!
Und Wingolf taumelte. Doch riß er heftig
Sich wieder auf, und traf den Stauſer kräftig.

29.

Da brach durch ſeine düſtre Wolkenſchaale
Der treue Mond, beleuchtend das Gefild',
Das blutgedüngte, mit dem Silberſtrahle,
Und ſah von ſeinem Throne, friedensmild
Den Sieger ſuchend! Stauf, zum letztenmale
Iſt dir das liebe himmliſche Gebild,
Das freundliche, am Himmelszelt erglommen,
Denn deiner Stunden letzte iſt gekommen!

30.

Als jetzt der Held, und wie ein Ungewitter,
Auf Staufen zu, gezückten Schwerdtes, ſprang,
Da, ſieh', durchbohrte es des Helmes Gitter;
Tief in den Schädel grub es ſich, und drang
Bis in's Gehirn! Es ſpie der ſtaufer Ritter
In Blut die Seele aus. Und röchelnd ſank,
Erzpraſſelnd er, verblaſſend, todt zurücke!
Und dunkle Nacht umwölkte ſeine Blicke.

31.

Wie ſchnell die leichten winterlichen Flocken,
Im märz'gen Thau, verſchwinden und zergehn,
Wie Spreu und Staub und Flugſand, dürr' und trocken,
Vor Windeswirbeln fliehen und verwehn,
Alſo die kreid'gen Feinde, die erſchrocken
Den ſtolzen Führer ſchmählich fallen ſehn.
Die Hälfte nur kann feige Flucht erwerben;
Und an die Sohle hängt ſich das Verderben.

32.

Und Alles flieht; und vor dem Sieg ſteht Keiner,
Kein Einz'ger mehr. Und, flieh'nd ereilet, fällt
Dort Einer hin; noch Einer; wieder Einer.
Es ſtirbt die Flucht! So durch das Leichenfeld
Peitſcht ſie der Muth der kecken Frankenſteiner.
Da — Anblick zum Entſetzen! — ſieht der Held
Das ferne Schloß in dichten Wolken rauchen,
Und Flammenblitze auf und nieder tauchen.

33.

Schnell eilt' er nun, ſammt wenigen Elitен
Zur Burg zurück: — die hell in Flammen ſtand —
Das alte Haus der Gräfinn zu behüten;
Mit Menſchenarm der wilden Gluthen Brand,
Der praſſelnd tobte, mächtig zu gebieten.
Und Jeder war bereit und bei der Hand:
Für Blandens Wohl zum andernmal ſein Leben,
Trotz Wund' und Müde, wagend hinzugeben.

34.

Indeſſen ſo, gehorſam ſeinem Munde,
Die Heldenknechte eifrig ſich bemühn
Das Schloß zu löſchen, eilet mit der Kunde
Des Sieges zu den Frau'n der Paladin,
Nicht achtend ſeiner Schulter tiefe Wunde.
Längſt ſahn auch ſie die fernen Feuer ſprühn,
Und prophezeihten aus dem grauſ'gen Schimmer
Sich Flucht und Tod: und Sieg und Rettung nimmer.

35.

O ſüße Luſt! O wenniges Entzücken!
Als Wingolf jetzt, der Held, geſchritten kam,
Und mit den ſtrahlenden, den Siegerblicken
Die erſte Angſt von ihren Herzen nahm!
Als er verkündet: daß des Feindes Tücken
Zu Boden lägen! Und vom letzten Gram
Befreit den Buſen, und vom letzten Zagen,
Als er erzählt: wie Theobald erſchlagen!

36.

Nun aber meldet er des Räubers Schande,
Und: daß in Brand die stolze Burg gesteckt!
Da sieh', erbleicht, da sieh', erzittert Blanke,
Von dieser Kunde bangem Wort erschreckt.
Nicht um das stolze Schloß; doch bei dem Brande
Wird's mahnend ihr, und mahnender erweckt:
Wie ihr die Mutter, auf der Sterbematte,
Der Eisenblume Sorg' empfohlen hatte.

37.

Und in der Aengsten mächt'gem Ueberquillen,
Ergreifet sie, und stürmisch, Wingelis Hand,
Und drückt sie fest, und fleht: „um Gottes willen,
Wenn je für mich ein's edles Herz empfand,
So wollet diese Bitte noch erfüllen:
Errettet mir die Blume aus dem Brand,
Die in des Schlafgemaches Marmornische
In goldner Vase blüht, auf seidnem Tische!"

38.

Da faßt es ihn mit allzugroßen Qualen!
Faſt iſt's: als ob das Leben ihn verläßt.
Sein Aug' verlöſcht, und todtenfarbig malen
Die Wangen ſich, und kaum noch ſteht er feſt.
Soll ſo der Lieben Rettung ſich bezahlen?
Er ſelber ſoll das häßliche Geäſt,
Was zaub'riſch ihn, mit eiſig kalten Ketten,
Von Blanken zwingt, er ſelber ſoll es retten.

39.

Doch er gehorcht. — O Treuer, ohne Gleichen! —
Er ſtürzt davon! Bald ſieht man ohnmächtig,
Ob blutend gleich, den Vorhof ihn erreichen,
Und, als beflügelt, eilt er in das Schloß.
Hoch lodern ſie, die rothen Flammenzeichen!
Gefahr? Nicht gilt ſie ihm, und wie ſie groß.
Gebälk und Mau'r und Giebel kracht zuſammen!
Er achtet's nicht, und ſtürzt durch Rauch und Flammen.

40.

Er ſieht ſie nicht, die hellen Lohen, ſprühen,
Die ihn umlecken mit der Zungen Roth!
Er fühlet nicht die Rüſtung heiß erglühen!
Er fürchtet nicht, er denkt nicht an den Tod,
Der ihm, zum Lohn für alle treue Mühen,
Und da und dort, von allen Seiten, droht!
Er ſtürzt hinauf die Trepp', auf flamm'gem Grauſe;
Zerſprengt die Thür, und tritt in Blandens Klauſe.

41.

Da ſteht ſie nun, die Starre! Von den Flammen,
Die ſie umflechten, kältend, nicht erthaut!
Von der ihm alle ſeine Qualen ſtammen,
Da ſteht ſie nun! Und als er ſie erſchaut,
Da wankt er faſt! Jetzt nimmt er ſich zuſammen;
Und mit dem Loos des Schmerzes ſchon vertraut,
Verzweifelnd doch, entreißt er ſie der Vaſe,
Und ſtürzt zurück durch's flackernde Gerafe.

42.

Er stürzt zurück, hinunter aus dem Zimmer.
Und prasselnd ihm das balkige Gekrach,
Der mürben Mauer steinernes Getrümmer,
Geglühtes Erz, und funck'ger Splitter nach! —
Erst außen, in dem stillen Mondenschimmer,
Wird seiner Sinnen klar Erkenntniß wach.
Da, mit Erstarren, in der eignen Linken
Sieht er die eis'ge Zauberblume blinken.

43.

Und als er nun, im müden Todessehnen,
Sich knieend vor der Gräfinn niederläßt,
Da reicht er, blutend und verbrannt, der Schönen,
In Demuth, doch verblassend, das Geäst.
Sie nimmt es an, doch bebend, und in Thränen;
In Thränen hält sie's an die Brust gepreßt;
Und blickt voll Schmerz auf Wingolfs wunde Maale,
Die blutig klaffen aus zerrißnem Stahle!

44.

Jetzt rauſcht's, als wie ein geiſteriſches Leben!
Aus Mondenſchein und leichtem Morgenduft,
Scheint ſich lebendig ein Gebild zu weben;
Und, leichtgeſtaltet, aus der hohen Luft,
Sieht man es nieder auf die Erde ſchweben.
Es nahet ſich der grott'gen Felſenkluft,
So freundlich und ſo traurig anzuſehen,
Als ob bewegt von Wonne und von Wehen.

45.

Weiß, wie des Schwanes ſchneeiges Gefieder,
Floß lang ein glänzend helles Atlaskleid
Um des Gebildes jugendliche Glieder.
Von ſeiner Schulter wallte, ſtolz und weit,
Ein Purpurmantel auf die Ferſen nieder. —
So naht' es ſich in milder Herrlichkeit,
Und hauchte, auf die Mutter weinend ſchauend,
Sie ſeufzend an, ſo liebewarm und thauend.

46.

Dann aber ſchnell verſchwebt' es, und verglühte.
Da — O des Wunders! O! — zerſchmelzend ſchwand,
An Blandens Bruſt, die kalte Zauberblüthe,
Demanten tröpfelnd auf ihr Nachtgewand!
Und als ſie ſich, ſie feſtzuhalten, mühte,
Hielt ſie ihr glühend Herz in hohler Hand!
Die Zauberblume aber war verſchwunden;
Und ſie empfand was ſie noch nie empfunden!

47.

Es rinnet Wingolfs Blut in heißen Wellen
Zur Erde hin. Und Blanden iſt zu Muth,
Sie weiß nicht wie: als müſſe mit der hellen,
Der rothen, purpurhellen Lebensfluth,
Ihr Herzblut auch verrinnen und verquellen.
Und ſie zerreißt ihr Kleid, und ſtillt das Blut
Des treuen Ritters, der, in Ohnmacht Schauer
Geſunken, liegt an harter Felſenmauer.

48.

Und ſchluchzend beugt ſie ſich auf ihn hernieder,
Wäſcht ſeine Wunden mit der Zähren Bach! —
Da rufen tauſend ſüße Namen wieder,
Und Seufzer tauſend, unſern Ritter wach!
Es öffnen ſich die matten Augenlieder!
Und Blanda ſinkt, mit lautem freud'gen: „Ach!“
Ihm an die Bruſt, zu ſeligem Vereine,
Und liſpelt ihm: „auf ewiglich die Deine!“

49.

— Getreue Minne hat den Sieg errungen
Ob allem Zauberwerk! Es iſt vollbracht!
Es iſt vollbracht! Mein Lied iſt ausgeſungen!
Doch aber: nicht ſo ſchnell als ich's erdacht,
Sey's in den jungen Herzen Euch verklungen!
Und nehmet auch das letzte Wort in Acht:
Nur wer ſo treu — und müßt' er auch erliegen —
Wie Wingolf liebt, kann auch wie Wingolf ſiegen!

Y K 27443

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Sagen

aus

Schleswig, Holstein, Lauenburg, Hamburg und Lübeck.

herausgegeben

von

Otto Mönckeberg.

Erster Band.

H 914 · 1593

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1852.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der Uglei-See.

I.

Wer im schönen Sommer oder zur Pfingstzeit die schönen Gegenden von Plön, Selent, Eutin, u. s. w. zu bereisen gedenken sollte, der darf, wenn er nicht schon da gewesen, keineswegs versäumen, den Uglei aufzusuchen, den er nicht allzuferne von Eutin antreffen wird, und wohin ein jedes Kind ihn zu zeigen weiß. —

Der Uglei liegt rund umgürtet von einem düstern Buchenwalde, dessen uralte Stämme mit ihren Aesten und Zweigen sich in seinem dunkeln, aber klaren Wasser spiegeln, wie ein großer stählerner Leichenstein da. Ein tiefes und ernstes Schweigen herrscht rings in seinem Waldbereiche, gewöhnlich von keinem Laute unterbrochen. Grabestrauer scheint ihre Fittiche über ihn ein für alle Mal gebreitet zu haben, und ein unendlich wehmüthiger Schmerz scheint auf seiner Fläche zu ruhen.

Er ist nur klein, dieser See, soll aber von unergründlicher Tiefe sein. Niemals kräuselt er sich, noch

weniger ſchlägt er Wellen. Man ſah ihn nie anders, als eben, ruhig und unbewegt. Niemals läßt ſich ein Flug wilder Enten oder anderes Waſſergevögel auf ihn nieder, niemals ſtreicht eine ſogenannte „Waſſerjungfrau“ oder ein ſonſtiges fliegendes Inſekt über ihn hin, und in ſeinem Schooße, ſagt man, iſt kein Fiſchchen lebendig. —

Vor alter Zeit — ſicherlich müſſen Jahrhunderte darüber hingerauſcht ſein, wenn wir auch keine genaue Zeitperiode anführen können — vor alter Zeit breitete ſich gerade auf derſelben Stelle, die jetzt der Uglei einnimmt, ein duftiger Wieſenplan mit ſaftigen Gräſern und lieblichen Blümchen aus, und in der Mitten deſſelben erhub ſich eine kleine Kapelle mit ihrem winzigen Thürmchen, der heiligen Jungfrau Maria geweiht. —

Zu dieſer Kapelle konnte man an jedem frühen Morgen, Tag für Tag, ſtille und ernſt ein gutes, frommes und ſchönes Kind wandeln ſehen, um dort, an den Stufen des Altares knieend, ihr andächtiges Gebet zu verrichten. Wenn dies aber geſchehen und Alles mit dem lieben Gotte abgethan war, trat ſie wieder, ganz und gar ein unſchuldiges Naturkind, froh und freudig, hüpfend und ſpringend wie ein junges Reh im Frühlinge, und hell ſingend und trillernd wie die auffliegende Lerche, ihren Rückweg an, ſelten ohne ſich ihr ſelbſtgeflochtenes Körbchen voll von Erdbeeren, Himbeeren oder Brommbeeren für ihren alten Vater daheim zu pflücken: denn eine Mutter hatte das arme Kind nicht mehr.

ein Zigeuner ist er auch nicht, das kann man wohl an seinen feingeformten und weißen Händen sehen. — Nun, mir soll es ziemlich einerlei sein, was er ist. Seinetwegen wünschte ich nur, daß er nicht etwas Schlimmeres noch sein möchte, als ein Zigeuner."

Am zweiten Morgen ging es nicht anders als am vergangenen, wo kein Jäger zu sehen gewesen war, und Aennchen sagte zu sich auf dem Rückwege:

„Es thut mir recht leid um den jungen Mann. Der ein so ehrliches Gesicht hat! — Gewiß muß es aber doch wohl sein, daß er die Menschen zu scheuen und sich zu verbergen Ursache hat. Recht Schade!"

Am dritten Tage endlich sah sie den Jäger schon in der Ferne, als er einen Waldpfad daher geschritten kam, und er schien sich zu eilen, als er Aennchen erblickt hatte, und sie gewahrte ihn hastig auf sich zu kommen, und ihr Herz fing schneller, im Doppelschlage zu pochen an, und das arme Mädchen wußte wirklich noch nicht ein Mal warum.

Der Jäger schien offenbar überaus erfreut zu sein, das „blonde Aennchen" wiederzusehen, und er versicherte sie, es ihr nicht ausdrücken zu können, wie sehr es ihn geschmerzt habe, daß er in dreien Tagen nicht im Stande gewesen sei, den Wald zu besuchen; allein nun werde er es öfter möglich zu machen suchen, wenn es ihr nicht allzusehr zuwider wäre.

Wie hätte Aennchen eine Lüge über ihre Lippen bringen mögen? Wie hätte sie es über die Lippen bringen mögen, ihm zu sagen, es sei ihr allerdings recht sehr zuwider? Und das eben nun, wo sie

ihn viel aufmerksamer als das erste Mal gemustert und den Wohlklang seiner Rede beobachtet hatte! — Nein, ein Räuber war er gewiß nicht! Das sah und hörte sie nun recht gut, denn so, meinte sie, so könne ein Böſewicht doch durchaus nicht aussehen und nicht reden.

Er half ihr heute abermals beim Erdbeerpflücken, jedoch ging es viel langsamer damit als vor einigen Tagen, und die Beiden wußten wohl selber nicht eigentlich, woher das rührte. Sie waren aber schon bekannter mit einander geworden, und Aennchens Zunge war in gar keiner verlegenen Haft mehr befangen, ja sie wußte sogar so Manches mit freudiger Redseeligkeit zu erzählen, und er auch, und Beide fragten und beantworteten einander so Mancherlei, daß man des Erdbeerlesens theils gar nicht mehr gedachte und es sich bequemer gemacht und im Grase neben einander gesetzt hatte, wo es sich wirklich ganz gemüthlich plaudern lassen mußte, wenn man nichts Anderes zu thun hatte.

Endlich und zuletzt durfte aber doch nicht länger des Körbchens vergessen werden, und als man nur erst zu der Erkenntniß gekommen war, daß Ernst dazu gethan werden müsse, so that man auch Ernst dazu, und so war das Körbchen in Kurzem gefüllt.

Heute begleitete der Jäger das blonde Aennchen beinahe bis an den Waldsaum, wo beide endlich schieden, nicht ohne ein Jeder die, wenn auch unausgesprochene doch feste Gewißheit mit sich zu nehmen,

Manche wollen noch zu später Abendzeit, am Tage aller Seelen das Glöckchen der Kapelle unten aus dem Waſſer herauf haben läuten hören zu unſerer Zeit. Uns, die wir eben am Spätabende eines ſolchen Tages am Ufer des Uglei ſtanden, iſt es nicht ſo gut geworden.

Der Altar
in der Schleswiger Domkirche.

I.

Wem, welchem Deutsche Kunst nicht ganz gleichgültig ist, wäre wohl der schöne Altar in der Schleswiger Domkirche ganz unbekannt geblieben, der, früher in Bordesholm, im Jahre 1666 von dort nach Schleswig kam? Wer ihn auch daselbst nicht mit eigenen Augen gesehen, dem ist vielleicht die treffliche Abbildung desselben zur Anschauung gekommen, die wir davon besitzen, und die bis in die kleinsten Details geht, oder wer auch so glücklich nicht gewesen sein sollte, der hat wenigstens ganz ohne Zweifel aus Erzählungen und Beschreibungen Glücklicherer Wissenschaft von diesem Altare erlangt.

Hans Brüggemann aus Husum schnitzte an dem herrlichen Bildwerke, von dem wir reden, und das unserm engern Vaterlande nun schon seit drei Jahrhunderten die größte Ehre macht, sieben volle Jahre mit eben so vieler Geschicklichkeit als Ausdauer und Fleiß, und es waren die Mönche des Bordesholm-

mer Klosters, die den Meister berufen hatten, für ihre Klosterkirche dasselbe zu arbeiten. Zu dem Ende siedelte sich Brüggemann nach dem kleinen Dorfe Eilstedt, unferne von Bordesholm, über, wo er ein kleines Haus bezog, das man noch lange, lange Zeit nach seinem Tode den Neugierigen und Kunstfreunden nicht ohne Stolz zeigte, das aber jetzt nicht mehr aufzufinden ist, und statt dessen uns von gänzlich Unwissenden bald diese, bald jene Stelle gezeigt wird, wo es gestanden haben soll. In diesem Häuschen, wo er seine große Arbeit begann und zu Ende brachte, ist er auch gestorben. Jede einzelne Figur des Altars schnitzte er kunstreich in Holz aus, und kochte sie sobald sie beendigt war in Oel aus, um sie vor dem Wurmfraß zu bewahren, endlich setzte er aus allen einzelnen zu einem Ganzen das große Werk mit großem Geschicke zusammen, das noch heutiges Tages das Erstaunen und die Bewunderung jedes Beschauers auf das Lebhafteste in Anspruch nehmen muß. bei dessen Vollführung jedoch die Augen des unermüdlich und mit allzu großer Anstrengung arbeitenden Meisters unsäglich litten.

II.

„Wie ist es jetzt mit Euren Augen, bester Vater? Hat die Arbeit sie heute nicht allzu sehr angegriffen, oder sind sie wieder schlimmer geworden?“

Also fragte mit zärtlicher Theilnahme Brigitte, die Tochter Hans Brüggemanns, diesen, als

Beide ihre Arbeit an einem Spätabende einmal wieder niederlegten. Wir sagen Beide, denn auch sie half ihrem ämsigen Vater bei dem endlosen Werke so weit sie es vermochte, und hatte schon Einiges von der edlen Schnitzkunst gelernt.

„Meine Augen, Brigitte," antwortete Brüggemann seiner besorgten Tochter, „leiden außerordentlich, und ich möchte sie doch so gerne noch eine zeitlang behalten, um nach diesem noch manches andere Werk vollenden zu können, das ich im Sinne habe, und das mir manchmal lebendig vor die Seele tritt und mir sagen zu wollen scheint: „ich sollst du mich machen!"

„Ihr werdet sie noch lange, lange behalten, und manches vollendete Kunstwerk wird noch aus Euren schöpferischen Händen hervorgehen."

„Wir wollen es hoffen, allein manchmal fürchte ich doch ernstlich, daß nichts daraus werden werde."

„Gebt Euch um Gotteswillen nur nicht so trüben Einbildungen hin, die Euch nicht gut thun, und eben nichts anders als Einbildungen sind."

„Kind, meine Augen können darüber wohl am besten urtheilen."

„Ihr solltet ihnen wirklich einmal eine Erholung gönnen, lieber Vater!" bat sie kindlich, und küßte den Alten zärtlich auf die Stirne.

„Das will ich auch," versetzte Dieser, „denn es geht nicht anders, und ich muß es wohl."

„Dann laßt uns nur gleich alle Arbeit wegpacken!"

„Wo gedenkst Du hin? Zuvor muß ich dies

Werk nothwendig ausgeführt haben, eher kann ich an keine Ruhe und Erholung denken. Dann wird es wohl angehen."

„Nein, Vater! Ihr müßt gleich morgen, und bevor es für die Augen zu spät wird, mit der Ruhe beginnen. Der Altar wird ja nicht so große Eile haben!"

„Er muß nun endlich fertig werden."

„Mir sind Eure Augen lieber als all dies Schnitzwerk, so schön es auch ist!"

„Ich möchte es doch für noch zwei Augen nicht nicht geschnitzt haben, Kind. Allein das kann nur eine Künstlernatur verstehen, und als solche kann ich Dich nicht erkennen, so anstellig Du auch bist."

„Feiert für jetzt wenigstens eine kurze Zeit!"

„Jetzt sollte ich feiern? Jetzt, da ich beinahe fertig bin? Wie wäre mir das nur möglich? Es wäre auch nebenbei sehr thöricht, und würde dem Werke gewiß nicht frommen. Sieh, diese beiden Bilder nur noch und — und dann ist nichts mehr zu thun übrig, als Alles zusammen zu setzen; dann sind alle geschnitzt."

„Alle?"

„Alle bis auf die letzte."

„Dann aber willst Du Dich auch gewiß schonen!"

„Ganz gewiß."

„Ach, das ist einmal schön! Wie freue ich mich auf die Stunde! Dann wollen wir hier auch nicht mehr so eingesperrt sitzen wie die Gefangenen! Dann wollen wir täglich hinaus in's Freie und gleichsam da wohnen. Hinaus in's lebendige Grün sollt Ihr und Felder und Wälder mit mir durchstreifen. Ja,

das Grün ist vortrefflich für die Augen und wird auch den Euren sehr wohl thun!

„Das wird es sicherlich, liebes Kind. Allein ich besorge doch, daß ich daneben noch auch die Hülfe eines recht geschickten Arztes werde irgendwo anssuchen müssen, denn ohne diese wird das Grün der Felder und Wälder für sich allein sie wohl schwerlich wieder herzustellen vermögen, wie wohlthuend es auch immerhin wirkt."

„O, wir wollen nichts, gar nichts unterlassen, Vater, damit die Augen nur wieder gut und recht kräftig werden! Wir wollen nach einem Arzte reisen und wohl einen geschickten auffinden, und sollten wir ihn auch am Ende der Welt suchen müssen."

„Vielleicht könnte der Pater Cyrillus mir helfen. Ich habe schon manchmal an ihn gedacht, wenn es gar zu unleidlich ward."

„Pater Cyrillus?"

„Ja. Er soll viele schöne Recepte wider mancherlei Krankheiten besitzen und in der Kräuterkunde groß bewandert sein. Ich kann einmal mit ihm sprechen, wenn er kommen sollte."

„Nein, nein, Vater!" sagte hastig die Tochter. „Dem vertraut Euch ums Himmelswillen nicht an! Dem nicht!"

„Warum denn aber nicht?" fragte der Alte. „Ich weiß recht wohl, daß Du ihn nicht leiden kannst; allein das vermag doch seine Gelehrsamkeit und seine Geschicklichkeit nicht zu mindern. Was hat Dein Widerwille mit seiner Kunst zu thun?"

„Wie viel mag er am Ende wohl verstehen?"

„Warum ſollte er das nicht eben ſo als ein Anderer? Dieſe Ordensleute haben die beſte Zeit zum Studium und etwas zu lernen.“

„Wenn ich mit Beſtimmtheit wüßte, daß Pater Cyrillus im Stande wäre, Euch zu helfen, ſo würde ich Eurem unglücklichen Einfalle ſicherlich nichts entgegenſetzen, allein ich habe zu ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſtfertigkeit einmal gar kein Vertrauen.“

„Das, Brigitte, will ja nun eigentlich wenig bedeuten, und noch weniger, da Du ein Vorurtheil gegen den Pater hegſt.“

„Laßt es doch gut ſein und glaubt mir, daß wir ſchon, wo es auch ſein mag, den rechten Mann finden wollen, wenn es ſo weit iſt.“

„Wir wollen ſehen, wie Alles ſtehen wird, wenn der Altar fertig iſt, Brigitte. Das iſt das Beſte. So lange muß es ja doch jedenfalls Zeit damit haben.“

„So mein' ich auch, Vater.“

III.

Endlich war der Altar fertig und an ſeinem Platze aufgeſtellt.

Von allen Ecken und Enden kam man, hier und dort aus den Herzogthümern nach Bordesholm, um in der Kloſterkirche das Kunſtwerk Meiſter Brüggemanns anzuſtaunen und zu bewundern. Selber König Chriſtiern II. von Dänemark ſtellte ſich mit ſeiner Gemahlinn Eliſabeth daſelbſt ein, und Beide belobten die Bildnerei mit Verſtändigkeit, Ge-

schmack und Kunstsinn, die einzige Belohnung, die einen Künstler entzücken mag. Der König bewunderte hauptsächlich die Kunstvollendung in dem Ganzen, und die harmonische Gruppirung der vorgestellten Personen, pries auch laut den Fleiß und die Ausdauer des Künstlers, ließ jedoch daneben auch allen übrigen Vorzügen der Arbeit die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren. Die Königinn war von den einzelnen Bildern hingerissen, und machte ihren Gemahl stets aufmerksam auf deren Schönheiten, indem sie ihm diejenigen Figuren dabei mit dem Finger bezeichnete, die ihren Beifall sich in's Besondere erworben hatten.

Der Meister stand eben in der Nähe des königlichen Paares, das auch an ihn sehr freundliche Worte richtete, und fühlte sich hochgeehrt über eine solche Würdigung seiner Schöpfung. Er benutzte ohne Zögern auf der Stelle den günstigen Augenblick, entwarf in wahrhafter Begeisterung unverzüglich die Bilder der beiden königlichen Besucher, begann trotz der Schwäche seiner Augen dennoch sogleich nach deren Entfernung, dieselben in Holz auszuschnitzen, und stellte solche, nachdem sie mit hohem Kunstgeschicke vollendet waren, demnächst auf zwei Pfeilern zu beiden Seiten des von ihm verfertigten Altars auf.

Der Zudrang nach Bordesholm, lediglich in der Absicht, das große Meisterstück in der Klosterkirche anzustaunen, mehrte sich von Tage zu Tage. Nicht allein aus den Herzogthümern und Dänemark, sondern auch weit her aus fremden Ländern, wohin der

Ruhm desselben gedrungen war, kam man zu dem Ende gereist. Viele Fürsten und andere der vornehmsten und reichsten Herren fanden sich ein, und kein Besucher verließ die heilige Stätte, ohne dem Kloster, je nach seinem Vermögen, die reichlichste Gabe gespendet zu haben.

Auf diese Weise versprach der Brüggemannsche Altar für die Bordesholmer Mönche eine wahre Goldgrube zu werden und eine solche zu bleiben, so lange es noch Neugierige und Kunstkenner nebst solchen geben würde, welche für Letztere um jeden Preis gerne gehalten sein möchten. Die Herren in Lübeck waren sogar in dem Grade von dem großartigen Bildwerke eingenommen, man dürfte sagen bezaubert, daß sie dem Künstler dringend anlagen, ihnen für ihre Stadt einen eben solchen anzufertigen, und traten mit ihm alsbald in Unterhandlung. Es spann sich dieselbe auch nicht allzu lange hin, und beide Theile wurden bald mit einander über das Honorar einig. Brüggemann versprach den Lübeckern nun bestimmt, ihnen ein Kunstwerk, wie das Bordesholmer zu liefern und mit der Ausführung desselben sogleich zu beginnen, als nur seine Augen hinlänglich wieder hergestellt sein würden.

Diese hatte er doch, ungeachtet des Widerspruchs seiner Tochter, und obwohl er dieselbe innig liebte, sich auch wohl unterweilen ein Wenig von ihr leiten ließ, der Kur des Pater Cyrillus anvertraut, weil er, wie er sagte, nicht in der Weite suchen wollte, was in der Nähe zu haben sei, im Grunde aber nur,

weil er überall kein Freund von Veränderung und insonderheit ein Feind von allem Reisen war, wozu ihn Brigitte so gerne hätte verleiten mögen. Allein wenn er auch dann und wann einige Linderung von den verschiedenen Mitteln verspürte, welche Cyrillus bei ihm in Anwendung brachte, so schien ihm doch immer noch eine radikale Heilung, wornach er verlangte, sehr ferne zu liegen, worüber er sich eben so sehr betrübte, als beklagte. Der Pater jedoch, der zum großen Verdrusse Brigittens nun täglich zu Brüggemann in's Haus kam, ermahnte ihn nun und immer nur zur Geduld, und versicherte den Unmuthigen hoch und heilig, daß es gerade bei dem Organismus seiner Augen mit der Kur nicht schneller gehen dürfe, wenn sie anschlagen und den gewünschten Erfolg haben sollte.

IV.

„Ich habe es Euch ja immer und gleich vorausgesagt, Vater," sprach Brigitte, „daß der Pater Cyrillus Euch nicht helfen können würde."

„Allein ich verspüre doch manchmal einige Linderung, Brigitte," versetzte der Alte, „und das ist immer schon etwas."

„Die würdet Ihr vielleicht eben so wohl spüren, wenn Ihr einmals ein Mittel des Paters angewendet hättet, und jedenfalls ist das nicht hinreichend."

„Es kann noch werden, mein Kind." „Rom ist nicht in einem Tage erbaut, und Pater Cyrillus weist mich daher auch auf die Geduld an."

„So thun immer die Leute, wenn sie nicht vermögen mit irgend einer Sache zu Ende zu kommen.“

„Er sagt, die Heilung meiner Augen müsse einen langsamen Gang gehen.“

„Nun, langsam genug geht es damit denn auch.“

„Sonst könne die Kur nicht den gewünschten Erfolg haben.“

„Den gewünschten Erfolg? So viel ich zu beurtheilen mich im Stande befinde, verspüre ich auch noch nicht das Allergeringste von einem gewünschten Erfolge, und ich meine, daß dieser Pater Cyrillus Euch viel eher um Eure beiden Augen bringen, als daß er sie Euch wiederherstellen werde.

„Wie redest Du doch jetzt Brigitte! Du bist doch sonst in Deinem Urtheile über Menschen und deren Eigenschaften nicht so hart und rücksichtslos. Nur bei dem Pater Cyrillus machst Du sonderbarerweise eine Ausnahme. Das ist auffallend. Ich möchte in der That wohl wissen, aus welchem Grunde Du einmal einen solchen Widerwillen gegen den armen Pater hast, der Keinem etwas zu Leide thut.“

„Es ist nicht immer gut, Alles wissen zu wollen, denn man erfährt dann mitunter mehr als gut ist zu wissen,“ versetzte sie ablenkend.

Wäre nur Brigittens Urtheil über die ärztliche Geschicklichkeit des Paters bei ihr selber durchaus unerschütterlich festgestellt und begründet gewesen; hätte sie sich von seiner Unfähigkeit, ihrem Vater zu helfen, vollständig überzeugt gehalten, so würde sie, wie die

Sachen lagen, sicherlich ihrem Vater den Grund ihres Widerwillens gegen den Ordensmann jetzt nicht länger vorenthalten haben, weil es ihr unzweifelhaft sein konnte, daß er in diesem Falle durchaus nicht die Besuche desselben länger dulden, ihn als Arzt gewiß verabschieden und vielleicht aus dem Hause werfen würde: allein dieses ihr Urtheil stand eben nicht unumstößlich fest, und manchmal wollte es ihr vorkommen, als besserten sich ihres Vaters Augen in der That, und dann hoffte sie wirklich, der Mönch dürfte dennoch wohl im Stande sein, des Vaters Augen herzustellen; manchmal bedünkte es sie dagegen wieder, daß sich diese um nichts gebessert hätten, und daß dennoch Cyrillus ein Unwissender, ein prahlerischer Pfuscher, ein Mensch ohne alle ärztliche Kenntnisse sei. So zweifelte sie hin und her, und darum erschlossen sich ihre Lippen auch nicht, den Grund ihres Widerwillens gegen den Pater zu verrathen. Außerdem jedoch hegte sie auch eine kindliche Scheu, dem Alten eine Entdeckung zu machen, die ihn sicherlich betrüben mußte, worüber er sich grämen würde, und die vielleicht seinen höchsten Zorn erregen konnte, — der um so heftiger war, je seltener er erwachte. Dieser Grund des Widerwillens war aber kein anderer als der, daß ihr der Pater Cyrillus schon zu mehreren Malen Zumuthungen gemacht hatte, vor denen ihre Jungfräulichkeit, wie versteckt sie auch immer aufgetreten sein mochten, auf's Tiefste erröthet war, daß er gegen sie Gefühle ausgedrückt hatte, welche sie mit höchster Entrüstung aufgenommen, und welche jedes

ſittſame Mädchen hätten ſchwer verletzen müſſen. Freilich waren die Abweiſungen, welche ihm jedes Mal widerfahren, deutlich und mitunter derbe genug geweſen, allein ſie ſchienen ihn doch bis jetzt noch nicht ganz abgeſchreckt zu haben, denn er unterließ nicht, ſo oft er nur Gelegenheit finden konnte mit ihr allein zu ſein, ihr von Neuem in der alten Weiſe läſtig zu fallen, worauf er denn natürlich immer derbere Abweiſungen erfahren mußte.

V.

Um dieſe Zeit ward es im Bordesholmer Kloſter ruchbar, daß Hans Brüggemann mit Lübeck übereingekommen ſei und ſich verbindlich gemacht habe, der dortigen Marienkirche einen Altar, ebenſo wie der Bordesholmer war, zu liefern, und wirklich hatte auch kurz vorher der Meiſter ſeinen Kontrakt mit den Lübecker Herren in Betreff der Anlieferung eines dergleichen Altars feſt abgeſchloſſen.

Dieſe Kunde kam dem hochwürdigen Prior des Kloſters, ſowie ſämmtlichen übrigen Bewohnern deſſelben eben ſo unerwartet als ungelegen. Sie war für alle ein Donnerſchlag aus dem heiterſten Himmel, denn ſie begriffen ſogleich alle für ſie höchſt nachtheilige Folgen, welche es haben dürfte, wenn Lübeck eben einen ſolchen Altar beſäße, als Bordesholm ihn hatte. Ihre beſte Goldquelle, die von Tage zu Tage reichlicher und ſehr ergiebig floß, drohte in dieſem Falle zu verſiegen oder doch ſpärlicher und weni-

ger goldreich zu fließen. Sie sahen schon im Geiste die stets fleißiger herzuströmenden freigebigen Beschauer ihres Altars sich ganz oder doch größtentheils nach der Lübecker St. Marien-Kirche wenden und dort die schönen Spenden niederlegen, welche durchaus als ihr Eigenthum, als ausschließliches Klostergut zu betrachten, sie schon gewohnt geworden waren; sie zeigten sich sehr geneigt, das Vorgehen Lübecks in diesem Falle als einen Eingriff in ihre Rechte zu betrachten; sie berechneten ängstlich im Voraus die unerträgliche Einbuße, welche sie nothwendig machen müßten, wenn diese Lübeckische Spekulation glückte. Allein wie war ihr Gelingen zu vereiteln? Wie sollten Sie den Schlag, der sie bedrohte, von ihrem Kloster abwenden? Sie hatten keine Macht über Hans Brüggemann, der sich auch ohne Zweifel nun nach Lübeck wenden würde; sie konnten ihn unmöglich mit Gewalt an seiner Unternehmung verhindern. Nur durch List, durch gütige Zuredung, durch kleine Opfer — da sie große zu bringen, die gewöhnliche geistliche Scheu trugen — konnte es vielleicht noch gelingen, das schreckliche Ereigniß zu beschwören, das über sie hereinbrechen wollte.

Der Pater Cyrillus war zu dem Ende beauftragt worden, auf den Meister zu wirken, ihn abzurathen von seiner Unternehmung, und ihm solche als einen Verrath gegen das Kloster vorzustellen, ihn durch jede Ueberredungskunst zu vermögen, die ihm aufgetragene Arbeit, welche ihm keinen Segen bringen könne, nicht zu übernehmen, und ihm wenn es durchaus nicht anders zu machen, eine kleine Einnahme da-

für in Aussicht zu stellen, daß er von dem neuen Werke ablasse: Der Pater hatte auch pflichtgetreu seinen Auftrag erfüllt, hatte mehrere Male mit Brüggemann dieserwegen geredet, konnte aber nun und nimmer mit dem eigensinnigen Künstler fertig werden. Der hochwürdige Prior war darauf und in Folge dieses Mißlingens darüber aus gewesen, dem Bildner selbst die Hölle heiß zu machen, demnächst ihn mit Lob und Schmeicheleien zu ködern, und endlich ihm Versprechungen zu thun, falls er sich mit den Lübeckern auf nichts einlassen wolle: allein auch diese Herablassung des hochwürdigen Herrn hatte nichts verschlagen: derselbe war eben so wenig im Stande gewesen, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, als vor ihm Pater Cyrillus, und immer hatte der Meister für den Einen wie für den Andern keine andere Antwort gehabt, als die einfachen Worte:

„Ich habe es den Herren von Lübeck einmal versprochen, ihnen einen Altar, gleich dem Bordesholmer zu liefern, und ich muß ihnen mein Wort halten, — weil ich nicht an ihnen zum Schelme werden will."

Eine andere Antwort war auch, trotz verdoppelten Bemühungen, nicht zu erhalten von Hans Brüggemann, der überhaupt gar nicht zu begreifen vermochte, wie man im Stande sein könne, ein gegebenes Wort zu brechen.

Die Noth im Bordesholmer Kloster war daher jetzt groß, und vergebens suchte man nach einem Auskunftsmittel, um dieser Noth zu entgehen; wie man auch hin und her sann und sich berieth und wieder

berieth — keins wollte sich zeigen, keins hervortreten aus dem mönchischen Rathe.

VI.

Mit vom Zorne gerötheten Angesichte und im Herzen Rache kochend, kehrte Pater Cyrillus eines Tages nach seinem Kloster zurück, von einem Besuche bei seinem Patienten Hans Brüggemann. Mit solcher Geringschätzung, mit solcher Verachtung, mit solchem Hohne war er von Brigitte noch niemals behandelt worden, als heute, wo er erneuerte Versuche gewagt, sich das Mädchen zu gewinnen. Die Redeweise, womit sie ihre Abweisungen begleitet, waren eben so viele giftige Dolche gewesen, die sein Selbstgefühl, seine Eitelkeit und seine Lust blutig verwundet hatten, und als er in wahrer Verzweiflung seines aufgestachelten und verhöhnten Gelüstes noch dringender geworden und so unverschämt gewesen war, sie umarmen und handgreiflich zärtlich sich bezeigen zu wollen, da hatte sie alle und jede Rücksicht und ihn so kräftig und unerwartet mit dem Fuße zurückgestoßen, daß er zur Erde getaumelt und mit dem Kopfe empfindlich genug an den Thürpfosten geschlagen war, um eine tüchtige Bräusche davon zu tragen.

Eine solche Niederlage hatte der Mönch in seiner Lüsternheit noch bei keinem Weibe oder Mädchen in seinem ganzen Leben jemals erfahren, wenn er es darauf abgesehen gehabt, verbotene Verbindungen mit

ihnen anzuknüpfen, eine solche nicht als von der „elenden Holzschneiderin," wie er Brigitte jetzt vor sich selbst nannte: allein er sah nach solcher Niederlage auch vollständig ein, daß hier ganz und gar nichts jemals für ihn zu machen sein würde, und daß er sich ein für alle Mal aller Hoffnungen auf die Gunstbezeigungen der Tochter Brüggemanns zu entschlagen habe. Desto größer aber war nur seine Wuth über die empfangenen Beschimpfungen und die davon getragene Kontusion.

„Aber sie soll es mir schon noch einmal büßen, die freche Dirne," sprach er auf seinem Rückwege in sich hinein, „und ich werde mich seiner Zeit dieser Behandlung wohl erinnern, wenn ich auch jetzt sie als ganz vergessen und vergeben erscheinen lassen muß. Die Stunde meiner Rache wird auch schlagen, — wenn nur die Gelegenheit erst da ist, und die wird nicht verfehlen, sich über Kurz oder Lang einzustellen. Nur Geduld! Nur Geduld!"

Kaum ein wenig abgekühlt, und eben in seinem Kloster wieder angelangt, benachrichtigte man ihn sofort, daß der hochwürdige Prior sehr ungehalten sein möge, da derselbe schon mehrere Male vergebens nach dem Pater verlangt habe. Cyrillus eilte daher Augenblicks, sich seinem Obern zu stellen.

„Wo habt Ihr denn den ganzen Tag hingebracht, Pater Cyrillus?" fragte dieser den Mönch ziemlich unmuthig. „Ich habe Euch bereits seit mehreren Stunden verlangt und suchen lassen? Wo seid Ihr gewesen, daß man Euch nirgends hat finden können?"

Der Pater gab den verlangten Aufschluß über seine lange Abwesenheit.

„Was haben wir dort noch weiter zu schaffen?“ fuhr der Prior auf. „Was wollen wir noch dort, da der Alte einmal entschlossen ist, unser Kloster zu Grunde zu richten? Der Kerl geberdet sich ja wie ein stätisches Pferd, und bleibt immer bei seinem „gegebenen Worte“ stehen, als ob die Kirche gar keine Macht mehr besäße, Jemanden von dergleichen sündigen Uebereilungen zu dispensiren! Dort ist für uns nichts mehr zu erwarten und zu thun.“

Cyrillus wendete in gewohnter Demuth ein, daß er ja Brüggemanns Arzt sei, und ihn lediglich aus solchem Grunde besuche.

„Ach, was!“ — entgegnete der heilige Obere, „laß ihn mit seinen Augen meinetwegen zum Teufel fahren! Ich wollte, daß er gar keine hätte! dann könnte er doch wenigstens den verwünschten Altar für die Lübecker nicht schnitzen und — unser armes Kloster wäre aller seiner Sorgen ein für alle Mal los und ledig.“

Dies sagte der Prior mit einem funkelnden Blicke den er auf Cyrillus warf.

In der Seele des Mönchs riefen die Worte des Priors und vielleicht auch dessen Blick auf einmal einen höllischen Gedanken herauf; er erwiderte jedoch ruhig, so sehr er im Innern auch durch diesen Gedanken erregt war:

„Das Beste!“

„Was sagt Ihr?“ fragte der Obere.

„Ich meine: es wäre das Beſte," entgegnete der Gefragte.

„Was wäre das Beſte?"

Wenn der Meiſter Brüggemann gar keine Augen mehr hätte."

„Freilich!"

„Ich muß das ausſprechen, weil meine erſten Pflichten des Kloſters ſind, und wenn ich des Meiſters Augenarzt auch bin. Meiner Kunſt gehört erſt denen zunächſt die Pflicht des Arztes. Der alte Brüggemann leidet viel an ſeinen Augen.

Dies ſagte Cyrillus indem er nun auch ſeiner Seits einen Blick zu dem Prior hinüber warf. der ebenſo demüthig als lauernd erſchien.

Es begegnete dieſer Blick dem Auge des Priors, das dieſer feſt auf Cyrillus gerichtet hielt, und gewiß auch dem Gedanken deſſelben, denn der geiſtliche Herr konnte ein boshaftes Grinſen des Mundes, aus dem ſichtlich eine Art von Triumph ſprach, und ein unheimliches Feuer, das in ſeinen Augen aufloderte, nicht unterdrüken.

Gewiß war es, daß die Beiden ſich errathen hatten, daß ſie ſich verſtanden, über einen Plan verſtanden, von welchem zwiſchen ihnen gar nicht die Rede geweſen war und — gar nicht die Rede ſein ſollte. Dies war auch vollkommen unnöthig.

„Wie iſt es denn eigentlich mit den Augen des Meiſters?" fragte nun der Prior nach einer kleinen faſt unmerklichen Pau[illegible]." Ich habe lange nichts da-

von vernommen, und es ſollte mir doch leid thun, wenn es ſich gar nicht beſſern wollte.“

„Es ſteht damit leider ſehr ſchlimm,“ antwortete Pater Cyrillus,“ und es kann wohl unter Umſtänden geſchehen, daß es immer ſchlimmer damit wird.“

„Und keinem Menſchen würde es wohl Wunder nehmen, jeder würde es natürlich finden, wenn dies geſchähe und des Alten Sehkraft allmählig abnähme?“

„Wie könnte ſich darüber irgend ein Menſch wundern, da die Behandlung kranker Augen ſo ſchwierig iſt, und Brüggemanns Krankheit Alles befürchten laſſen darf.“

„Alſo auch wohl nicht, falls der Alte ganz erblinden ſollte?“

„Sicherlich eben ſo wenig.“

„Menſchenſchickſal! Wir ſtehen Alle in Gottes Hand und ſind ſchweren Prüfungen unterworfen. Da liegt unſer frommer Superior, Pater Ignatius nun ja auch ſchon ſo lange darnieder und hat keine Hoffnung wieder aufzukommen. Gott ſei nur gedankt, daß ich bereits einen würdigen Nachfolger für ſeine Stelle erleſen habe! Dieſer ſeid Ihr, Pater Cyrillus, denn wo fände ich einen würdigern?“

„Ihr drückt mich zu Boden, hochwürdiger Herr, durch Eure allzugroße Güte: ich erkenne jedoch in zerknirrſchter Demuth darum nicht weniger meine Unwürdigkeit.“

„Nichts von Güte; nichts von Unwürdigkeit. — Ich belohne nur die vielfältigen Verdienſte, welche

Ihr Euch bereits um unſer Kloſter erworben habt, und ich weiß, daß Ihr Euch auch künftig in Eurem Eifer nicht läſſig finden laſſen werdet, unſerm Kloſter zu nützen und Alles in Obacht zu nehmen, was demſelben zum Heile gereichen dürfte."

„Wie würde ich wohl in ſolchem Eifer jemals nachlaſſen? Meine Pflichten gehören, wie geſagt, eigentlich nur ganz allein dem Kloſter und — Euch."

„Nicht mir, nicht mir, Pater Cyrillus! Einzig und allein der Sache Gottes. — Um aber auf unſer voriges Geſpräch wieder zurück zu kommen und auf unſern guten Brüggemann: es kann derſelbe demnach wohl gar unheilbar blind werden?"

„Ich glaube, ſogar, daß er es werden wird und muß, den meine Kunſt geht bei ihm zu Ende."

„Wir wollen für ihn beten, Pater Cyrillus."

„Das wollen wir gewiß, indeſſen fürchte ich, daß es dem Armen diesmal nicht viel nützen werde."

„Fürchtet Ihr?"

„Ja, hochwürdiger Herr."

„Nun, dann gebe Gott dem armen Manne Troſt und Licht in ſeiner leidensvollen Finſterniß! Der Herr wird ihn nicht verlaſſen, und wir müſſen uns ja Alle ohne Ausnahme in den Willen des Ewigen fügen!"

„Wer darf wider ihn murren!"

„Das Volk mag glauben von dem Alten, falls der Herr ihn ſo ſchwer heimſuchen ſollte, daß ſeine Blindheit eine Strafe des Himmels für die frevelhafte

Absicht, unser armes Kloster in Schaden bringen zu wollen."

„Wir dürfen diesem frommen Glauben gewiß nicht widersprechen."

„Wie dürften wir das, da Gott ja nach unerforschlichen Gesetzen richtet, belohnt und straft? Und hier liegt sogar der Grund der Bestrafung auch dem blödesten Auge des frommen Gläubigen bloß und baar."

„So bloß und baar", sprach Cyrillus mit Salbung, jedoch nicht ohne einen gewissen Humor, „daß er selber manchem Ungläubigen, die der Herr von uns ferne halten möge, einleuchtend sein möchte."

„Der Prior grinßte wieder und sagte:

„Der Herr verdamme die Ungläubigen, daß das Volk nicht auf sie höre!"

„Es scheint mir ebenfalls eine große Sünde, Gottes Segen, der Brüggemann offenbar bei seinem Werke für unser Kloster beigestanden hat in seiner Arbeit, noch einmal dreist in der Weise herauszufordern, daß der Meister es verwegen unternehmen will, dasselbe wiederum zu bilden. Meint Ihr nicht, ehrwürdiger Herr?"

„Ohne Zweifel ist das eine große Sünde, und das Volk muß darüber belehrt werden, damit es nicht straucheln auf dem Glaubenswege."

„Die armen Leute! Wir sind ja auch auf ihre Belehrung angewiesen, und dürfen nichts unterlaßen, um sie im Glauben fest zu erhalten."

„Besonders in unserer Zeit des Unglaubens müssen wir das mehr als je."

„Das Meinige werde ich nicht verabsäumen.“

„Es ist recht Schade, daß unser Kloster gar kein Wunder hat.“

„Ich habe daran schon gedacht.“

„Ihr habt daran gedacht?“

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich habe gedacht, wie gut es wäre, wenn wir eins besäßen, und ich habe um das Erscheinen bei uns gebetet. Wer weiß ob mein Gebet nicht Erhörung findet.“

„Meint Ihr? Nun, so denket einmal wieder daran.“

„Ich werde es nicht vergessen, soweit mir Hans Brüggemann Zeit dazu läßt.“

„Wenn wir nur das Wunder hätten, würde ich auf die Geschichte mit dem Altar gar nicht einmal eine so große Wichtigkeit legen, aber bis dahin — — —“

„Der Besuch unsers Alters ist auch in gar zu gutem Gange und stets im Zunehmen.“

„Sehr wahr! Sehr wahr! — Es kann sich wohl bald entscheiden, ob der Meister erblinden muß; ich meine, Ihr werdet das Eintreten der Erblindung fast bis auf die Sekunde bestimmen können?“

„So genau eben nicht, hochwürdiger Herr. Vielleicht dürften noch wohl sechs Wochen darüber hin gehen können.“

„Das ist ja erschrecklich lange!“ platzte der Prior heraus, und verbesserte sich dann: „erschrecklich lange, bis die Kunst so etwas zu bestimmen im Stande ist.“

„Für mich ist dies in diesem Falle ein Glück, Hochwürdiger,“ entgegnete Cyrillus besonnener, „denn

meine Kunst könnte leicht in den Verdacht kommen, nicht Alles versucht zu haben, den armen Mann zu retten, falls ihm ein Unglück überkommen und dies so schnell einbrechen sollte."

„Ich glaube, daß Ihr darin Recht habt, Pater Cyrillus. Benachrichtigt mich aber recht oft von dem Verlauf seines Uebels, denn ich nehme großen Antheil an Euren Patienten."

„Ihr könnt es kaum weniger als ich, ehrwürdiger Herr."

„Grüßet ihn von mir, wenn Ihr morgen wieder zu ihm geht, versichert ihn meines aufrichtigen Antheils und versäumt ja nicht, Eure Pflicht zu thun. — Der Herr geleite Euch!"

VII.

Als Pater Cyrillus aufs Neue am andern Tage bei Hans Brüggemann seinen ärztlichen Besuch ablegte, brachte er demselben wieder ein neues Augenwasser mit. Gegen Brigitte bezeigte er sich aber in des Vaters Gegenwart nicht anders wie gewöhnlich, und that gerade, als ob gestern zwischen ihnen gar nichts vorgefallen sei: er war freundlich, salbungsreich und demüthig, tröstete den Alten auch mit den süßlichsten Worten und sagte, da dieser über manchmal recht unerträgliche Schmerzen klagte:

„Beruhigt Euch nur, Meister; ich bringe Euch hier ein Augenwasser mit, das Ihr von nun an, in Folge der schon angewandten Mittel gebrauchen mögt."

„Und Ihr meinet, daß es mir helfen werde?“ fragte Brüggemann.

„Es wird Eure Schmerzen, so Gott will, alle heben.“

„Auch mein Gesicht stärken?“

„Eins nach dem Andern, Hans Brüggemann.

„Darum wäre mir eigentlich doch am Meisten zu thun, wenn ich auch manchmal im Unmuthe sehr über meine Schmerzen klage; darum am Meisten, damit ich wieder an die Arbeit gehen kann, wozu es mich ungeduldig drängt.“

„Eins nach dem Andern, Meister, habe ich gesagt. Wenn die Entzündung Eurer Augen und somit auch Eure Schmerzen gehoben sind, so ist für's Erste viel geschehen. Die Schwäche der Augen ist eine natürliche, und wir können da nur der Natur zu Hülfe kommen, dürfen nicht zu dreist in ihren Gang eingreifen; da muß die Zeit noch mehr thun.“

„Immer und immer den auf die Zeit angewiesenen Trost! Und meine Zeit, in der ich schaffen sollte und möchte, geht darüber müßig hin und verloren. Das ist für den Künstler, den es, wie mich, rastlos drängt und treibt, eine Qual, von der sich schwerlich ein Anderer auch nur ein Mal einen Begriff machen kann.“

„Dennoch müßtet Ihr Geduld haben und Gott auch für das Wenige danken, was er an Euch thut.“

„Ich dankte ihm lieber für mehr.“

„Das ist kein frommer Scherz, Hans Brüggemann.“

„Ach, Pater Cyrillus, wenn meine Geduld einmal zu Ende geht, so ist es wenigstens kein großes Wunder, will mir scheinen, und ich weiß am Besten, was ich leide. —

Als Pater Cyrillus sich wieder entfernte, suchte und fand er Gelegenheit des Meisters Tochter auf Augenblicke allein zu sprechen, denn er hielt es für weise, mit ihr einige Worte zu wechseln, denn er hielt es für gerathen, das Mädchen von nun an keine allzu feindseelige Stellung gegen sich einnehmen zu lassen.

„Verzeiht mir," sprach er daher, sich schnell in die Rolle des demüthig Bereuenden werfend, „verzeiht mir, Jungfer Brigitte, meine gestrigen, wie alle meine früher begangenen Uebereilungen, ich bin von meiner Thorheit zurückgekommen."

„Desto besser für Euch," entgegnete sie kurz.

„Und Ihr verzeihet mir?"

„Wenn Ihr mir so wenig vor Augen kommen wollt, als ich es wünsche — ja."

„Ich werde Euch gewiß nicht mehr zur Last fallen."

„Dann ist es gut."

„Ich weiß, Ihr seid so großmüthig gewesen, Eurem Vater niemals etwas von meinen sündlichen Abirrungen zu sagen. Wie dankbar muß ich Euch deshalb nicht sein!"

„Nicht so „großmüthig," Pater Cyrillus, sondern so vernünftig bin ich gewesen. Weil ich meinem Vater nicht ohne Noth betrüben wollte, —

denn von Euch konnte mir ja doch keine Gefahr drohen; darum allein schwieg ich. Somit weise ich denn auch Euren Dank zurück."

„Ihr werdet auch künftig Eurem Vater von dem Vorgefallenen niemals etwas sagen?"

„Warum sollte ich ihn künftig lieber als früher und jetzt betrüben wollen?"

„Ihr sollt Euch gewiß auch fortan niemals wieder über mich zu beklagen haben. Ich werde mich stets in angemessener und achtungsvoller Entfernung von Euch halten."

„Das erwarte ich und hoffe, ihr werdet sogleich den Anfang damit machen und mich verlassen, da ich Geschäfte abzuthun habe."

Pater Cyrillus neigte sich demüthig vor der Grollenden, und verließ des Meisters Haus; draußen aber und auf seinem Heimgange wollte ihm das Herz schier springen vor Wuth über das Mädchen, und er sprach knirschend vor sich hin:

„Gewiß Du sollst mir büßen und ebenso gewiß bald, und durch bittern Gram, und durch Armuth und Noth sollst Du mir büßen meine Schmach."

Von jetzt an hatte Brigitte Ruhe vor den Zudringlichkeiten des Mönchs, was sie kaum erwartet hatte. Bald jedoch machte ihr der Zustand ihres leidenden Vaters nur desto größere Unruhe und sollte sie immer unruhiger machen.

VIII.

„Ich spüre jetzt von Tage zu Tage immer weniger Schmerzen in meinen Augen," sprach der Meister einst zu seiner Tochter.

„Das ist ja schön," entgegnete diese.

„Ja, Brigitte!" fuhr Jener fort, „das würde freilich recht schön sein, wenn nur nicht ein „Aber!" dabei wäre, dem ich nicht sonderlich traue."

„Ein „Aber?"

„Eben das, liebes Kind. Denn seit die Schmerzen meiner Augen sich zu lindern anfangen, und die Entzündung sich verliert, will es mir scheinen, als ob mir Alles, was ich ansehe, undeutlicher zu werden anfange."

„Solltet Ihr Euch darin nicht täuschen?"

„Ich glaube kaum. Es ist mir, als umziehe sich ein jeder Gegenstand, den ich betrachte, mit einem immer dichter werdenden Nebel."

„Das ist recht übel. Allein vielleicht, wir wollen sagen gewiß wird es sich damit noch geben, da sich Entzündung und Schmerzen gegeben haben."

„Ich will mit Dir hoffen."

„Was sagt Pater Cyrillus dazu?"

„Pater Cyrillus erklärt diese Nebel vor meinen Augen als eine natürliche Schwäche derselben, welche sich wohl mit der Zeit verlieren werde, wenn ich die Augen nur auf's Allersorgsamste schone und mit dem angewandten Mittel fortfahre."

„Hört Ihr wohl: schonen müßt Ihr sie und hättet das längst thun sollen.“

„Denn die eigentliche Krankheit meiner Augen sei die schmerzliche Entzündung, und diese werde in Kurzem so gut denn als gänzlich gehoben zu betrachten sein, worin er Recht haben mag.“

„Ei, Vater, so müssen wir noch etwas Geduld haben und dann sehen.“

Allein alle Geduld, welche Vater und Tochter bezeigten, wollte nicht helfen. Von Tag zu Tag nahm die Sehkraft des Alten ab, wenn die Schmerzen der Augen und deren Entzündung sich endlich auch vollkommen verloren hatten.

Wie hätte das nicht Brigitte in Unruhe und in Besorgniß setzen sollen? —

„Ich kann Dich kaum mehr erkennen, Brigitte, sagte nach einiger Zeit einmal Hans Brüggemann zu seiner Tochter.“ Deine Züge verschweben mir einer in den andern, so daß sie gar keine bestimmte Umrisse mehr haben.“

„Gerechter Himmel! Das ist ja ein großes Leiden!“ jammerte die Tochter. —

Nach Verlauf von neuen vierzehn Tagen klagte der Meister, der sonst nun geduldiger als jemals litt, seiner besorgten Tochter:

„Brigitte, es wird mit meinem Sehen nicht besser, ich muß sagen: es wird schlimmer, denn es wird mir immer dunkler vor den Augen, so daß ich nur wenig mehr wahrnehme. Reisen, weißt Du, mag ich einmal nun nicht, allein wir wollen doch einen

zweiten Arzt kommen lassen, wie denn Pater Cyrillus mich fast aufgegeben hat, denn er ist in acht Tagen nicht hier gewesen, was mich sehr wundert. — Schreibe Du nach Lübeck darum, mein Kind. —

Eines Morgens, als Brigitte in das Schlafzimmer ihres Vaters trat, um ihn nach gewohnter Weise zu wecken, fand sie ihn schon erwacht, und als er sie hörte, fragte er, wie es den Anschein hatte, sehr verwundert:

„Was willst Du denn so frühe, Brigitte?“

„Es ist nicht mehr frühe, lieber Vater,“ entgegnete sie.

„Nicht frühe? Es ist ja noch finstere Nacht.“

„Nacht? Nacht? Die helle Sonne scheint ja zu uns in's Zimmer.“

„Die helle Sonne?“

„Ja Vater.“

„Die helle Sonne? — Ich sehe nichts!“

„Heiliger Gott!“ schrie die arme Brigitte und stürzte sich über ihren Vater. —

Der Meister war rettungslos für immer erblindet.

Der Nachtwächter im Dorfe.*)

Es ist eine recht kalte Decembernacht. Diese Nacht ist aber doch keineswegs unangenehm, weil sie sternenklar und fast tageshell ist, und der Vollmond das Gefilde eben so gut beleuchtet, als die Sonne es nur könnte: jedoch mit ruhigerem Strahle. Er versilbert den gefrorenen Schnee, der auf den Wegen liegt, und sich an den Aesten der erstorbenen oder schlummernden Bäume aufgehangen und auf die Strohdächer der dörflichen Häuser gelagert hat.

Es ist ein einsames an der See liegendes Kirchdorf, das vor uns sich ausbreitet; aber Alles erscheint einsam bei Nacht, denn ein Jeder erruht sich von den Stürmen des Tages, oder er sucht doch mindestens diese Erruhung.

Uns war es vor ungefähr dreißig Jahren nicht so gut. Wir konnten eine dergleichen Ruhe nicht erreichen. Es war in uns zu wenig Pflegma und zu viel Geist. Wir wollten diese Ruhe auch nicht. Un-

*) Hierzu das Prämienbild.

sere Lust war wandern, von Einer zu der Andern, und wir wanderten auch denn Jahraus Jahrein, und diese Wanderungen geschahen als ächte stets zu Fuße, obgleich wir es hätten wohl besser, aber nicht lieber haben können, denn wir hatten etwas auf der Tasche, wir waren nicht lumpig: wir sind das auch nie gewesen. Wir waren noch jung und lebenskräftig, von welcher Jugend und Lebenskräftigkeit uns noch ein gut Theil übrig geblieben ist. Wir danken dafür dem Himmel und — zunächst uns selbst.

Diese kalte, helle Decembernacht, welche wir vorausgeschickt, führte uns eben in ein Kirchdorf, dessen Namen wir vergessen haben, das indessen im östlichen Holstein liegt, und daran dürfte den günstigen Leserinnen und Lesern auch weniger liegen, als an der Geschichte selbst, welche wir zu erzählen im Begriffe stehen.

Sie sehen die von hellglänzendem Schnee bedeckten Gefilde und Baumzweige. Sie sehen den hellschimmernden Mond. Sie sehen auch den jungen Mann vor sich, der unschwer als der Nachtwächter im Dorfe zu erkennen sein dürfte. Allein weiter kennen Sie den Mann noch nicht. Sie diese gewiß nicht uninteressante Bekanntschaft machen zu lassen, ist unser Zweck und unsere Absicht.

Dieser junge Mann ist eingehüllt in eine Kleidung, welche ihn ohne Zweifel nicht besonders liebenswürdig zu machen versteht, oder es auch nicht will und soll, welche im Gegentheil das jugendliche und sonst hübsche Aussehen, welches sein Antlitz ausspricht, entstellt: so wie gleichermaßen das vor dem Munde gehaltene Nacht-

wächterhorn, womit er alle Hunde im Dorfe, den eigenen ihn begleitenden Pudel ausgenommen, rebellisch zu machen pflegt.

Wir sehen aber in dieser wunderlich drappirten Figur eines Dorf-Nachtwächters wohl etwas ganz Anderes, als nur einen solchen: wir sehen es eben weil wir die Geschichte schon wissen, welche unsere Leser und schönen Leserinnen erst erfahren sollen, wenn sie anders wollen.

Lassen Sie uns eine kleine Weile diesen Nachtwächter etwas genauer betrachten. Vielleicht ist er der Mühe werth, daß wir ihm unsere Aufmerksamkeit schenken. Er steht Ihnen im Vorgrunde des Bildes, eben nur bedeckt mit der Hülle des Nothwendigen wider den Frost, und diese Hülle hat mutatis mutandis große Aehnlichkeit mit unsern heutigen Paletots, obgleich sie von gröberem Stoffe zu sein scheint, als wir in der Regel zu dergleichen Kleidungsstücken verwenden.

Uns ist diese Figur ein vieljähriger, alter Bekannter. Wir haben den Mann eben vor dreißig Jahren in seiner Jugendfrische gerade so angetroffen, wir sind ihm gerade so begegnet, wie die Leser ihn auf dem Prologbilde in diesem Augenblicke vor sich stehen sehen. —

Dreißig Jahre! Es ist das eine lange Zeit, wenn man sie hinter sich hat, und sie ist noch länger, wenn man ihr vorausblickt, und mit der verflossenen wird man leider älter und häßlicher und grämlicher und — unausstehlicher. Dieser junge Mann in der Nachtwächterkleidung wird es auch wohl nach dreißig verflossenen Jahren geworden sein. Wir haben nie-

mals wieder etwas von ihm gehört, denn das Schicksal verschlug uns zu weit von ihm. Wir haben auch niemals Gelegenheit gehabt, uns einmal wieder nach ihm erkundigen zu können. Allein wir haben doch damals seine Bekanntschaft gemacht. Wir müssen zu unserm Nutz und Frommen, und zu Ihrem, auf dies Damals zurückkommen. —

Es war in dieser kalten mondhellen Nacht, als wir das Dorf, dessen Namen wir vergessen haben, endlich erreichten. Wir hätten gedacht, diesem Zweck schon früher nachkommen zu können, weil wir eben in einer Tour noch drei Meilen weiter zu machen gedachten.

„Wie viel ist die Uhr, Nachtwächter?“ riefen wir diesem entgegen, als wir eben in's Dorf getreten waren, und am Eingange desselben uns der „Nachtwächter im Dorfe“ ziemlich unharmonisch mittelst seines Kuhhorns anblies.

„Ich habe eben Mitternacht angesagt“, versetzte der Angerufene, sein Kuhhorn vom Munde nehmend. „Es ist eben Mitternacht, allein trotz der Kälte doch keine unangenehme, obgleich man zu dieser Stunde an einem andern Orte sich wohl besser befinden möchte, als hier im Froste. Wohin führt denn Sie Ihr Weg?“

„Durch die Welt!“ lautete die Antwort.

„Auch ein schwieriger und langer Weg!“ entgegnete der Nachtwächter.

Wir hatten Gefallen an dem Humor, welcher in der Entgegnung lag.

„Für's Erste aber“, setzten wir unsere Rede fort, „möchten wir zu einem guten Wirthshause gelangen,

und da Ihr nun eben abgerufen habt, so werdet Ihr vielleicht im Stande sein, uns dahin zu verhelfen, denn ohne Zweifel wird es hier denn doch ein recht ansehnliches Wirthshaus geben."

„Es wird nicht erst in Zukunft eins dergleichen Wirthshäuser hier geben, wir haben eins dergleichen hier im Dorfe, an welchem Sie nicht allzuviel auszusetzen haben dürften."

„Aber wo?"

„Wir haben nichts zu thun, als es aufzuklopfen, weil es nach Mitternacht."

„Werdet Ihr mit mir gehen, um diese Mühe zu übernehmen, nachdem Ihr mir den Weg gezeigt?"

„Warum nicht!"

„Werden wir auch dort ein paar Flaschen Wein erwarten können, welche man mit Anstand zu vertilgen im Stande ist?"

„Sie werden den Wein dort besser finden als Sie erwartet haben."

„So vertilgen wir diese paar Flaschen natürlich selbander. Wollt Ihr mein Cicerone zum Wirthshause, und dann mein Gast sein?"

„Ich würde geziert erscheinen, wenn ich solches Anerbieten abschlagen wollte."

„Nun so führet mich!"

„Es geht hier am nächsten über den Kirchhof, den ich nicht gerne betrete; allein es ist einmal am nächsten: kommen Sie."

Wir betraten den Kirchhof und wir gingen darüber hin.

Der Mond ſchimmerte merkwürdig hell, wie es aber wohl bei ſehr großer Kälte der Fall iſt, auf die ſchwarzen und weißen Kreuze des Kirchhofs, und auf ſeine kalten Leichenſteine.

„Wiſſen Sie,“ ſagte der Nachtwächter, auf einen hellglänzenden Leichenſtein zeigend und dabei ſtehen bleibend, was mich zu demſelben Stillſtand veranlaſſen mußte, „wiſſen Sie, wer unter dieſem Steine ſchläft?“

Ich beſah mir den Stein genau, aber er war ohne alle Schrift. Ich war deshalb im Stande, mit gutem Gewiſſen zu verſetzen, daß es mir eine reine Unmöglichkeit ſei, das zu errathen.

„Es liegt meine Schweſter darunter, meine einzige,“ ſagte der Nachtwächter. „Es war ein liebes, gutes Mädchen, allein ſie konnte nicht überdauern, was — endlich auch ſich nicht überdauern läßt.“

„Es liegt meine Schweſter darunter,“ ſagte der Nachtwächter noch einmal, ſich wiederholend und mit inniger Rührung.

Wir ſtanden noch länger ſtill an dem kalten Leichenſteine.

„Es liegt meine Schweſter darunter,“ ſprach der Nachtwächter noch einmal. „Sie war ein weiches, liebendes Herz! Ach, ſie fand nicht anderswo Ruhe, als unter dem kalten, ſchweren Leichenſtein.“

„Klopfte es denn in ſo ſteter Unruhe?“

„Es klopfte in Liebe bis zum Tode!“

„Ach, laßt hören, wie es damit war?“

„Eine faſt zu lange Geſchichte für eine kalte

Winternacht! Und mir, nun mir eine schmerzliche Erinnerung!“

„Ihr werdet mich, wenn ich Euch recht verstanden habe, nach dem mir von Euch empfohlenen Wirthshause führen, und dort in einem warmen Zimmer und in Gesellschaft eines, wie Ihr versichert, guten Weins wird, denke ich, Eure Erzählung nicht an Frische verlieren.“

„Ich bin Eurer Meinung, daß meine Erzählung im Wirthshause nichts an Frische verlieren wird — obgleich von Thränen bethaut.

„Ihr scheint mir mehr als ein Nachtwächter des gewöhnlichen Schlages.“

„Das kann sehr wohl sein!“ —

Während dieser gewechselten Worte waren wir über den Kirchhof hingeschritten: wir hatten ihn im Rücken gelassen, und wir standen vor einem sehr ansehnlichen Hause, an dessen Thür unser räthselhafter Nachtwächter mit mächtigen Schlägen klopfte.

Nicht gar zu lange dauerte es, bis man öffnete. Bald war im geöffneten Hause Alles regsam und lebendig. Das Gastzimmer, geräumig genug, war noch warm, vermittelst seines riesenhaften Ofens — und man heizte sogleich nach. Wirth und Wirthinn waren freundliche Leute, die auch sicherlich nichts versäumen wollten. Der Nachtwächter schien ihnen eine bekannte und befreundete Persönlichkeit zu sein.

Ein gar nicht übles Abendessen war bald hergestellt. Zwei Flaschen Wein, den man nicht tadeln durfte, sondern nur loben konnte, waren nach Vestel-

lung dabei. Mein Gefährte ließ sich ohne Ziererei meine Einladung gefallen. Anders hätte es auch nicht sein können, denn sonst wäre ja nichts aus dieser ganzen Novelle geworden.

Wir genossen des Aufgesetzten mit unserm Begleiter. Wir genossen natürlich auch des Weines.

„Es knüpft sich also eine recht traurige Erinnerung an den Leichenstein, der das Herz Eurer Schwester drückt?“

Ja, eine recht traurige!“

Wollt und *könnt* Ihr sie erwecken durch Erzählung?“

„Warum nicht? Jeder Schmerz wird weicher, man möchte sagen: *würdiger*, je mehr man ihn in Rede hin und her kehrt.“

„Ihr könnt keinenfalls größere Aufmerksamkeit erwarten oder fordern, als eben hier.“

„Ich bin davon überzeugt.“

„So zögert nicht.“

„Sie sehen hier durch das Fenster im Mondenstrahle die offene See. Sie sehen dieselbe aber in keiner drohenden Bewegung, wie sie leider nur zu oft uns erscheint bei ihrem kurzen Wellenschlage. Sie sehen sie jetzt still und ruhig, wie ein weites Grab, und mit spiegelglattem Eise bedeckt. Sie liegt so ruhig und still da, daß man versucht werden könnte, ihr *gar keine* Bosheit zuzutrauen, sie für die frömmste Seele von der Welt zu halten. Allein in ihrem Busen schlummert dennoch tückischer Verrath. Sie ist boshaft und rachsüchtig ohne zu bemerkende Veranlassung. Sie trägt

mit geheimen Uebelwollen Diejenigen auf ihrem Schooße, welche ſie zunächſt verſchlingen will. Ich kann ein Lied davon ſingen!“

„Singt!“

„Mein Vater war hier Küſter im Dorfe. Er hatte nicht mehr als zwei Kinder. Ich und meine Schweſter, wir waren Zwillinge. Wir liebten uns ſehr. Ich glaube kaum, daß eine Geſchwiſterliebe der unſrigen gleich kommen kann. Meines Vaters Dienſt, von Seiten der Einnahme genommen, war eben nicht ſo übel, da mein Vater zu gleicher Zeit auch die Vices eines Organiſten vertrat. Er konnte ſich, frühe Wittwer geworden, etwas Nennenswerthes zurücklegen. Demnach brauchte er auch an der Erziehung ſeiner Kinder nichts zu ſparen. Ich bezog, nach vorläufiger Schulbildung, die Univerſität. Meine Schweſter war ſehr wohlerzogen, ſie war von entzückendem Gemüthe, ſie war ſehr ſchön. Unſers Nachbars Sohn war der bravſte Burſche im Dorfe. Er war Seemann. Er hatte es bereits zum Steuermann gebracht, denn er war fleißig und anſtellig. Er war meiner Schweſter lieb; mir war er ein Freund, wie ich einen andern niemals wieder gefunden. Mein Vater, der nun todt iſt, hatte nichts gegen die innigſte Verbindung unſer drei. Unſer Verhältniß konnte auch nur durch den Tod zerrüttet werden. Es war aber ſehr traurig, daß es ſo kommen mußte. Der Tod raubte zwei Leben eins nach dem andern; ich blieb übrig von dem ſchönen Dreibunde. Es war ſehr traurig.“

„Das läßt ſich begreifen, ohne daß Ihr es ausſprecht.“

„Marie, so hieß meine Schwester, war ein so gutes Mädchen, wie es wirklich selten gefunden wird. Ich liebte sie selbst noch dann mit der innigsten Liebe, als sie die ihre bereits zwischen mir und dem Steuermann Johannes Brand getheilt hatte, von welcher Liebe dem Johannes nun wohl eigentlich das größte Stück zugewandt worden war. Meine Liebe zur Schwester war damals noch eine ungetheilte. Was sag' ich mehr davon? Nun, das liebe Kind mit dem weichen, warmen Herzen schlummert jetzt ruhig unter dem harten, kalten Leichenstein. Friede sei mit ihr!"

„Sie starb also?"

„Wie sollte sie nicht gestorben sein? Sie mußte wohl sterben mit ihrem schönen, milden, liebenden Herzen! Sie mußte wohl sterben! Es wäre ja ein entsetzliches Wunder gewesen, wenn sie leben geblieben wäre. Er war ja leider zuvor gestorben.

„Sprecht weiter, damit wir zum Lichte kommen; bis dahin wenigstens sehen wir keinen andern Weg vor uns, als den im Schatten."

„Ich werde weiter sprechen, wenn auch mit trauernder Seele. — Johannes war ein sehr guter Junge: ein sehr guter Junge, wie sie uns nur selten im Leben zu begegnen pflegen. Wir hatten uns wie Brüder lieb. Er befand sich auf der See, als ich auf der Universität war."

„Sie waren auf der Universität?"

„Gewiß! und daß ich mich dort nicht ganz vergebens aufgehalten, dürfte mein Doctor-Diplom beweisen."

„Es ist aber denn doch jedenfalls wunderbar, Sie in diesen Kleidern und — als Nachtwächter anzutreffen.“

„Allerdings ist es das,“ räumte der Nachtwächter ein. „Wir werden wohl später davon reden, wenn Sie einige Aufklärung über dies drollige Verhältniß zu erlangen wünschen.“

„Es sollte mich diese Erlangung freuen.“

„Für jetzt verweilen wir noch bei meiner Schwester. Ach, ich hatte sie so lieb! und Johannes liebte sie vielleicht noch viel mehr, denn ich empfand ja endlich nur Bruderliebe.“

„Aber wie starben denn endlich er und sie?“

„Wissen Sie sich des letzten großen Sturmes zu erinnern? jener Ueberfluth, welche alle unsere Deiche durchbrach, unsere Fahrzeuge zertrümmerte und unsere Felder und Häuser vernichtete. Wissen Sie das noch?“

„Wie sollte man etwas dergleichen wohl vergessen können: auch ist es ja noch keineswegs so lange her.“

„Nun, diese große Sturm- und Wassersnoth betraf wohl kaum irgend einen andern Ort verderblicher, als gerade unser Dorf. Es war im Oktober, wenn Sie sich dessen entsinnen wollen.“

„Wer würde sich dessen wohl nicht mehr entsinnen können? Es war ein recht trauriger Herbst.“

„Johannes war eben von einer Reise zurückgekommen, er war von Bord abgezahlt und befand sich eben frisch und frei bei uns, bei seiner Braut, bei meiner Schwester.“

„Ihr waret glücklich!“

Vielleicht allzusehr. Es ist, als ob das Geschick ein so großes Glück dem Sterblichen nicht gönnen mag."

„Damit ist es nichts als Aberglauben."

„Es kam eine schaurige Nacht; eine Nacht, wie ich sie noch nicht wieder so erlebt habe. Die Wogen brandeten an unser Ufer wie herangewälzte Berge. Ihr Gischt überströmte sogleich einen Theil des Landes. Es war Mitternacht, wie es eben jetzt ist, und auch wohl eine halbe Stunde darüber. Kein Mensch schlief natürlich im Dorfe bei dieser bedrohlichen Gefahr. Ich war von der Universität gerade zurückgekehrt und bei meinem Vater zum Besuche. Johannes kam um diese Zeit zu uns mit einem sehr besorgten Gesichte und sagte:

„Es kann sehr schlimm werden in dieser Nacht."

„Wir besorgten dasselbe."

„Die Ostsee ist ein sehr ungetreues Gewässer," fuhr er fort. „In der Spanischen See ist es damit anders. Wenn hier bei einem solchen Sturme ein Schiff in Gefahr kommt, dann ist es auch sogleich so gut als verloren. Wir haben der Beispiele zu viele. Man muß nur an Menschenleben denken. Das Gut fahre gerne hin."

„Wir bebten Alle, denn wir hörten das Ungestüm der brausenden Wogen vor unserer Thüre."

„Wir waren gerade keine Verzweifelte, mein Vater, meine Schwester und ich, allein der muthigste und besonnenste war doch ohne Widerrede Johannes."

„Uns dünkte, als hörten wir aus nicht unbedeutender Ferne einen Kanonenschuß; darauf noch einen.“

„Das sind Schüsse“, sagte Johannes. „Wir dürfen hier nicht länger müßig weilen. Wir müssen hinausgehen, wie übel es auch draußen um das Wetter steht.“

„Nicht doch!“ sagte Marie, unsern Johannes an die Hand fassend und so am Fortgehen hindernd, „es ist das Gebrause des Meeres, das Toben der Wellen an unser Ufer, das eben nicht anders klingt, als rollender Donner oder Schüsse.“

„Nein, nein,“ versetzte Johannes mit Kopfschütteln, „ich kann mich nicht täuschen, und habe wohl gelernt, dergleichen zu unterscheiden. Das sind keineswegs die Wogen der Brandung, die an unser Ufer donnern; das sind Schüsse, Nothschüsse, und es befindet sich eben ein Schiff in der ängstlichsten Gefahr.“

Mein Vater sagte darauf:

„Was willst Du machen, Johannes, bei solchem Sturme? In diesem furchtbaren Unwetter sind Menschenkräfte ohnmächtig. Gott allein vermag jetzt auf der empörten See die Unglücklichen zu erretten, welche sich daselbst in Gefahr befinden; Gott allein vermag das, aber nicht Du, Johannes.“

„Gott, der Vater,“ sagte Johannes, „hilft freilich überall und kann auch helfen in dieser Noth, wenn er anders will; das ist gewiß. Allein ich denke, daß wir Menschen bei solcher Gelegenheit auch einigermaßen unsere Pflicht thun müssen, und je eiliger und beson-

nener, desto besser. — Da ist ja auch schon wieder ein dritter Schuß."

„Gott erbarme sich der armen Menschen! sagten wir wie mit einer Stimme, denn es ließ sich nun nicht mehr bezweifeln, daß wir die Nothschüsse Hülfsbedürftiger Seeleute gehört hatten.

„Es sind Schiffbrüchige," sagte Johannes und nahm seine Hand aus der meiner Schwester, und er stand horchend, und er sah meine Schwester liebend an — aber entschlossen."

Mein Vater sagte ihm:

„Du kannst doch einmal nichts verrichten in dieser grausen Nacht, wie vortrefflich Du auch Dein Gewerbe verstehst, Johannes. Du kannst nur allein umkommen in diesem Wetter."

„Ich sollte nichts machen können in diesem Unwetter?" sagte Johannes, sich in seiner ganzen Länge und kräftigen Gestalt aufrichtend. „Ich sollte hier nichts machen können? Ich sollte, sei es, wie es sei, noch säumen dürfen, wo so viele Leben ohne Zweifel in Gefahr sein mögen."

„Bleibe bei mir!" bat Marie, „die Nacht ist gar zu schrecklich!"

„Ich wäre Deiner unwürdig, meine süße Marie," versetzte Johannes, wenn ich unthätig und bei Dir bleiben wollte. Wir haben hier in der Bucht ja einen Kahn und — so mit Gott, der ja ein Vater ist unser Aller, und auch mich beschützen wird."

„Mit diesem elenden, schwachen Kahne wirst Du

Dich doch nicht in die empörte, brausende See hinauswagen?“ fragte Marie mit bleichem, erschrockenem Antlitz.

„Gewiß!“ sagte Johannes mit leuchtenden Augen. „Gewiß, meine süße Marie! Und es würde uns nur einen schlechten Segen bringen, wenn ich anders handeln könnte.“

Damit wendete er sich zur Thüre, die Geliebte noch ein Mal fest an sein Herz drückend.

„Bleibe hier, Johannes,“ sagte mein Vater. „Wie es auch jetzt draußen auf dem Meere stehen mag und steht — mit Menschenhülfe ist einmal dort nichts auszurichten.“

„Diese Menschenhülfe mindestens zu versuchen, ist jedenfalls Pflicht, und insonderheit die eines Seemanns, wie ich es bin, der eine dergleichen Seenoth schon mehr als ein Mal bestanden hat und davon nachzusagen weiß, was Rettung heißt.“

Marie hing sich an den Hals ihres Bräutigams; sie sagte ihm aber nichts mehr.

Er küßte sie, indessen er sich sanft aus ihren ihn umschlingenden Armen los machte.

„Ich wäre, wie gesagt, Deiner nicht würdig, meine Marie,“ sprach er milde zu ihr hinabgeneigt, „wenn ich, als ein tüchtiger Seemann, es nicht wenigstens versuchen wollte, den Unglücklichen beizustehen, die in Todesnoth und Angst schweben müssen.“

Zum vierten Male donnerte ein Schuß durch den Sturm der Nacht, und ließ Keinem mehr den geringsten Zweifel, daß es ein solcher war.

„Es läßt mir keinen Aufhalt weiter, sagte Johannes. Wer weiß, wie viele Leben angstvoll diesem Schusse nachseufzen. Wollet mich nicht weiter hindern, meine Lieben, an Menschenpflicht!“

Dies sagend drückte er noch ein Mal meine Schwester fest an sein treues, redliches Seemannsherz, und gab dann meinem Vater und mir die Hand.

„Will's Gott, sehen wir uns alle fröhlich wieder!“ sagte er noch. Damit war er schnell verschwunden. Mein Vater sagte, dem Geschiedenen seine rechte Hand nachstreckend:

„Gott segne ihn!“

Meine Schwester weinte still vor sich hin und sprach unter den schmerzlichsten Thränen:

„Gott wolle mir ihn erhalten, an dem meine ganze Seele hängt!“ —

Johannes war an's Ufer geeilt und in den Kahn gesprungen. Ich war ihm von ferne gefolgt, konnte ihn aber nicht mehr erreichen, denn mit kundiger Schnelle hatte er alsbald die Kette gelöst, welche das Fahrzeug an das Ufer fesselte. — Schon ruderte er mit angestrengter Kraft in das offene Meer hinaus. —

„Ein herrlicher Junge, dieser Johannes!“ warfen wir aus voller, offener Seele und mit dem besten Gewissen ein.

„Er war es!“

„Und also ging er unter in seinem herrlichen Unternehmen, und ohne es ausgeführt zu haben?“

„Hören Sie weiter, mein Herr, wenn Sie mir ferner ein aufmerksames Gehör schenken wollen.“

„Gewiß das aufmerksamste.“

„Ich konnte vom Strande aus auf dem bewegten Meere eine dunkle Masse gewahren, welche trotz der brausenden Wogen fest und fast unbeweglich da lag, denn um das zu sehen, wenn auch undeutlich, war es noch oder schon hell genug. Ich kannte ungefähr die gegenüberliegende Küste und deren Beschaffenheit. Es mußte ein auf das Felsenriff gespiestes Schiff sein. Es war gewiß ein solches: denn da eben noch ein Schuß herandonnerte, sah ich den Blitz desselben, der seine Umgebung einigermaßen deutlich erhellte.

„Die See ging über die Maßen hoch und ich sah es mit Grausen an.

„Johannes war bald meinen Augen gänzlich entschwunden in seinem kleinen Kahne. Nur unterweilen glaubte ich ihn als einen kleinen dunklen Punkt auf dem weißschäumenden Kamm einer Woge zu erblicken, von der er aber augenblicklich wieder in die Tiefe fuhr, als sollte und müßte er darin begraben werden. Er wurde gleichsam in dieselbe hinabgeschlendert. — Gott weiß, meine Angst war groß bei einem solchen Anblicke, denn er war mein Freund, und ich wußte, wie sehr meine arme Schwester litt.“

„Und der brave Johannes? — Erzählen Sie etwas schneller, weil Sie die höchste Spannung erregt haben, allein eine solche nie so weit bis auf die Folter spannen geben darf, mit welcher Weise auch nur die elendesten Romanschreiber vertraut sein dürften.“

„Johannes?“ sagte der Nachtwächter. „Seinem

Ruhe und seiner Geschicklichkeit gelang mehr, als zu erwarten stand, aber —"

„Aber? —"

„Hören Sie! Denn eben bei Erzählungen von recht traurigen Begebenheiten, namentlich dieser Art, welche so herzergreifend sind, muß man sich die größte Ruhe, sowohl im Mittheilen derselben als im Anhören, zu erhalten suchen, sonst wird es ein Jammerthal, aus welchem man sich nur mit geschwollenen Augen und allzu betrübter Seele hinauswindet. Ich selber darf meinen Schmerz nicht zu sehr herausfordern."

„Sie mögen darin vollkommen Recht haben, und zu bewundern ist das in — Ihrer Nachtwächterkleidung."

„Lassen wir die bis weiter: ich habe sicherlich Recht," versetzte der gepanzerte Nachtwächter.

„Allein wieder auf Johannes zurückzukommen."

„Allerdings. — Ich verließ den Strand keinen Augenblick mehr, und schaffte auch, so schnell es sich thun ließ, Leute mit Blendfackeln herbei, welche den Strand erleuchten sollten, bei dem heftigen Sturme aber nicht alle gleichzeitig brennend zu erhalten waren, sondern öfters, dann die eine, dann die andere, erloschen, so immer neu angezündet werden mußten, und daher nur eine unsichere und sehr mangelhafte Helle hergaben. Diese Helle, bestimmt den armen Schiffbrüchigen als Leitstern zu dienen, was auch einigermaßen in der Absicht gelingen durfte, diese Helle verhinderte dahingegen uns fast ganz und gar, zu einer Sicht in die See zu gelangen, und Sie können den

len, mit welchen Gefühlen ich immer und immer in die Leere hinausſtarrte!“

„Sehr begreiflich.“

„Nach einer ängſtlich von mir durchlebten Stunde,“ — fuhr der Nachtwächter fort — „vielleicht auch etwas mehr, ſchoß plötzlich ein Fahrzeug durch die Brandung, faſt zu meinen naſſen Füßen geſchnellt.“

„Es war der brave Johannes. Wer hätte es ſonſt wohl ſein können.“

„Es war natürlich kein Anderer als er, und im kleinen von ihm geführten Kahne hatten fünf durch und durch durchnäßte Schiffbrüchige Platz genommen.“

„Bravo! Bravo!“

Eine heilige Freude erglänzte in den Augen des theuren Johannes, als er uns die Geretteten übergab, welche ſogleich zur beſſeren Pflege, in's Dorf gebracht wurden.

„Und Du willſt nicht an's Land treten?“ fragte ich den Getreuen.

„Wie könnte, wie dürfte ich?“ antwortete er mir. „Es mögen noch leicht zwölf, oder vierzehn Menſchen ſich auf dem Wracke befinden, deſſen Boote und Jollen alle zuſammt über Bord geriſſen worden ſind. Alle harren meines kleinen Fahrzeuges, und bevor ich Alle gerettet habe, darf ich an Raſt nicht denken.“

Dies ſagte er mit Entſchiedenheit, und ſchon war ſein kleines Fahrzeug durch die ungeſtüme Brandung und ſchon wieder in der offenen See, das kleine ge-

brechliche Fahrzeug, das auf's Höchste nur sechs Menschen zu fassen im Stande war. —

„Ich sah ihm mit Grausen und Bewunderung nach, wie er in schönem Eifer dahin brauste, von haushoben schäumenden Wellen empor geschleudert und wieder von ihnen in Kellertiefe hinabgestürzt."

„Es war unzweifelhaft ein sehr großer Mensch, dieser Johannes!"

„Sagen Sie doch lieber: er war ein Engel! Ein Rettungsengel war er mindestens in jener Sturmnacht zehn Seelen."

„Nur zehn?"

„Nur zehn!"

„Armer Johannes!"

Er kehrte nach reichlich einer Stunde zum andern Male mit fünf Geretteten zurück. Aber er selber, er selber war von so mandhstündiger Anstrengung bis zum Tode ermattet.

„Ich versuchte, ihn von einer dritten Fahrt abzuhalten, da seine Kräfte sichtbar nicht ausreichend seien: ich sagte:

„Johannes, Dein schöner Wille geht über Deine Kräfte. Du kannst nichts mehr retten. Du erliegst gewiß so oder so."

„Mag es denn" — erwiderte er. „Ich kann eben so wenig noch vier oder fünf Menschen auf dem Wracke in Verzweiflung wissen und sie einem sichern Tode überlassen. Weiß Gott, ich bin das nicht im Stande."

„Denkſt Du denn aber gar nicht einmal an meine Schweſter, an Deine Marie, deren ganzes künftiges Glück in Dich geſetzt iſt?“ fragte ich.

„Eben weil ich an ſie denke, weil ich ihrer Liebe in unausſprechlicher Liebe gedenke, eben darum thue ich, wie ich thue, und laſſe nicht was ich nicht laſſen kann. Ich vermag einmal nicht dieſe Menſchenleben einem gewiſſen Tode zu überlaſſen,“ ſagte Johannes. „Das Wrack mit ſeiner noch übrigen Mannſchaft kann jeden Augenblick in den Grund fahren. Halte mich darum auch keinen Augenblick länger auf. Jede Sekunde iſt koſtbar, denn es hängt Menſchenleben daran.“

„So ſei Gott mit Dir!“

„Ich danke Dir. Mich ruft Gottes Stimme!“

Das ſagte er mit heiliger Erhebung, und gleich nach dieſen wenigen Worten war er auch ſchon durch die Brandung.“

„Und ihn hatte wirklich Gottes Stimme gerufen?“ mußten wir in ſchmerzlicher Ahnung fragen.

„Sie hatte ihn gerufen!“ antwortete der Nachtwächter in ernſter Haltung. „Sie hatte ihn abgerufen!“

„Armer Johannes!“

„Reicher Menſch! Wir haben niemals wieder etwas von ihm, noch von ſeinem Kahne, noch von dem geſtrandeten Schiffe und den darauf noch befindlichen Menſchen wiedergefunden oder geſehen. Alles, Alles verſchlang das unerbittliche Meer!

„Am andern Morgen oder an deſſelben Tages Spätmorgen war die grauſige See nichts als ein ebener harmloſer Spiegel, allein unter dieſem Spiegel ruhte

unser treuer Johannes; der Spiegel war sein großer Leichenstein!"

Der Nachtwächter sagte das, indem er ein vollgeschenktes Glas Wein austrank; eine schwere Thräne glitt zu gleicher Zeit in den Wein. Er wollte sie gerne verbergen.

Wir selber tranken auch unser Glas aus, können aber unmöglich darüber Auskunft geben, ob die Thräne, welche aus unserm Auge in unser Glas perlte, dem Nachtwächter verborgen geblieben ist oder nicht.

Von beiden Thränen war nicht weiter die Rede. Wir setzten ein Jeder unsere ausgeleerten Gläser ohne ein Wort zu sprechen nieder auf den Tisch und — vermieden es vielleicht instinktmäßig uns einander mit den Augen zu begegnen.

„Das war ein schrecklicher Vorfall! Für so viel Aufopferung einen so traurigen Lohn! Das war schrecklich!"

„Gewiß," sagte der Nachtwächter, „und es war vielleicht noch ein Weniges darüber!"

„Und Ihre arme Schwester?"

„Sie begriff die ganze bodenlose Tiefe ihres Unglücks, allein ihr Schmerz war noch größer."

„Und weiter —"

„Sie war demnach sehr unglücklich, und ihr Schmerz war überschwänglich, allein sie war doch gefaßt bis zum Tode, wie es Charakteren, gerade so wie sie einer war, nicht anders eigen sein kann. Dergleichen können sich zwar über jegliches Unglück geistig erheben, allein sie müssen sich doch über Kurz oder

Lang hinabbeugen ins tiefe Grab, wie hoch auch ihre geiſtige Erhebung."

„Und das mußte auch ihre Schweſter?"

„Wie konnte es anders ſein? Sie liebte einmal einen Braven. Sie liebte ihn mit ganzer Seele. Er war untergegangen in der heiligſten Menſchenpflicht. Was blieb ihr Anderes wohl übrig, als auch zu ſterben?"

„Vielleicht nichts Anderes!"

„Gewiß nichts Anderes. Was ſollte ſie? Einen redlichern, treuern, herrlichern Menſchen, als eben Johannes war, konnte ſie ja doch auf Erden niemals wiederfinden, und ſie konnte nur ihn lieben; nie und niemals einen Andern!"

„Das iſt genug geſagt und über Alles, denn die Liebe ſtellt Alles über Alles, weil ſie ihrer Natur nach nicht anders kann."

„Hier war es gewiß nicht einmal nöthig."

„Ganz ohne Zweifel nicht. Es war eine ganz einfache Nothwendigkeit."

„Gewiß war es das. Aber laſſen Sie weiter hören, was ſich begeben hat. Laſſen Sie hören."

„Was kann es bei dieſer Begebenheit noch viel weiter zu hören geben? Sie wiſſen ja jetzt ſchon Alles und — mir hat es mein Nachtwächterherz um Vieles erleichtert, dies traurige Lied, wie ich es leider ſelber erfahren mußte, noch ein Mal ganz und gar durchzuſingen."

„Ihr Nachtwächterherz, ſagen Sie."

„Warum nicht?"

„Und warum?“

„Weil es eben gar nichts Anderes deutet, als gerade auch das Herz eines Graduirten, das Herz eines Doktors oder was sie wollen.“

„Aber die Veranlassung dieser wundersamen Metamorphose, dieser Anomalie, dieser Zwitterhaftigkeit? Ein Nachtwächter und ein graduirter Gelehrter in einer und derselben Person? das drängt uns denn doch ganz entschuldbar einige Neugierde auf.“

„Dieselbe läßt sich auch befriedigen,“ antwortete der Nachtwächter mit angenehmer Freundlichkeit.

„Und Sie wollen das?“

„Warum denn nicht?“ lautete die Antwort. „Zuförderst aber muß ich mich hier einigermaaßen revangiren,“ setzte er seine Rede fort und flüsterte dem hereingetretenen Wirthe einige Worte in's Ohr. — „Wir sind zusammt noch eine zu junge Bekanntschaft, als daß wir so ganz unbedenklich sollten von einander annehmen können, ohne auch zu erwidern.“

„Wer hätte das nicht mit Befremdung gehört oder sogleich auch verstanden?“

Bald indessen wurde des Nachtwächters Meinung unzweifelhaft klar, denn es erschienen zwei Flaschen Champagnerwein.

Wir unterdrückten unser Erstaunen darüber, wie schicklich, und so gut es gelingen wollte.“

„Ich stehe wie ein Räthsel vor Ihnen; ist es nicht so?“ fragte der Nachtwächter freundlich lächelnd.

„Ja gewiß wie ein Räthsel, dessen Schlüssel nun und nimmer zu finden sein dürfte, wenn es Ihnen

nicht ſelber gefallen wird, denſelben der Neugier auszuliefern.“

„Ich werde das aber ebenſo gewiß,“ lautete die Entgegnung, „denn ich verabſcheue eine jegliche Geheimnißkrämerei.“

„Mit Recht mag ein Jeder ſolche verachten.“

„Ich rufe heute mit dem Glockenſchlage fünfe zum letzten Male in meinem Leben.“

„Allein warum haben Sie zum erſten Male in Ihrem Leben gerufen? Dieſe Frage iſt die Nächſte.“

„Nun, aus Liebe.“

„Aus Liebe? Was heißt das?“

„Bis auf Weiteres,“ ſagte der Nachtwächter, indem er ſchnell aufſtand und nach ſeinem Horne faßte.

„Was iſt?“ —

Die Uhr des Dorfes begann eben voll zu ſchlagen. —

„Sie hören ja die Glocke. Bis auf Weiteres. Ich muß meiner übernommenen Verpflichtung geleben, ſonſt würde ich noch in den Paar letzten Stunden mein Lebensglück verſcherzen.“

„Wunderlicher Menſch!“

„Sie bleiben hier, wie ich vermuthe, und erwarten meine Rückkunft, derweile ich, das Dorf durchwandernd, und mit meinem Horne das Gelöter rebelliſch machend, meines Weges gehe. Wir werden uns in einer kleinen halben Stunde, will's Gott, ſchon wieder ſehen. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht zu lang werden. Jedenfalls iſt ja noch Wein vorhanden und unſer Wirth hat mehr.“

Nach dieſen Worten ging der räthſelhafte Nachtwächter, und ſogleich darnach ertönte draußen ſein Horn und gleichermaßen ſeine Stimme, mit welcher er die Stunde rief.

„Das iſt ein recht wunderlicher Kauz, trotz ſeiner Jugend,“ erlaubten wir uns dem Wirthe mit Lächeln zu ſagen, als der Nachtwächter davon gegangen war; dem Wirthe, der zum Theil Hörer unſerer Unterhaltung geweſen.

„Das iſt gar kein Kauz,“ entgegnete der Wirth lakoniſch.

„Nun, ſo nennt ihn wie Ihr wollt: er iſt wenigſtens eine ganz beſondere Perſönlichkeit.“

„Das iſt er allerdings,“ pflichtete der Wirth bei, und dabei ſtrahlten ſeine Augen vor Freude: „das iſt ein Mann, der dem edlen Johannes faſt allein nur an die Seite zu ſtellen ſein möchte. Das iſt ein Mann, wie man ihn ſelten antrifft, und nicht allein hier in unſerm Dorfe, auch im Herzogthum nicht, wie groß auch eine Stadt ſei.“

„Ich glaube es. Wer könnte ihn ohne Intereſſe ſehen und reden hören.“

„Mir ſcheint es: Keiner.“

„Was iſt es denn aber eigentlich mit dieſer räthſelhaften Erſcheinung? Wer iſt im Stande ſie zu reimen.“

„Wenden Sie ſich mit dieſer Frage an den Doktor ſelbſt, „entgegnete der Wirth mit einem etwas verſchmitzten Lächeln: „er iſt jedenfalls am Beſten im Stande, Ihnen dieſelbe zu löſen, ſelber wenn ich es auch könnte.“

„Nun?“

„Er wird bald wiederkommen, der Doktor. Gedulden Sie ſich.“

„Der Doktor und Nachtwächter im Dorfe!“

„Zur Zeit Beides. Ich denke aber, er hat eben heute zum letzten Male abgerufen oder wird es in der Morgenſtunde.“

„Nichts Sichereres als das. Er ſagte es vor wenigen Augenblicken nicht anders ſelbſt, und es ſcheint daß ihm zu glauben ſteht.“

„Ganz ohne Zweifel ſteht ihm zu glauben.“

„Allein ſagen Sie einmal, wie kommt ein ſolcher Mann, wie er ſich nicht verläugnet, in ein ſo — widerliches Verhältniß?“

„In ein ſo widerliches Verhältniß?“ entgegenfragte der Wirth. „So widerlich,“ — fuhr er fort, — „will es mir denn doch nicht erſcheinen.“

„Nachtwächter!! Ei, man muß denn doch geſtehen, daß dies Amt nicht die vorzüglichſte Staatsbedienung iſt, unbeſchadet aller Ehrenhaftigkeit einer jeden Verwaltung, und — das noch dazu auf einer ſolchen Stufe der Bildung, welche ganz Anderes beanſpruchen darf.“

„Was wollen Sie ſagen! Der Doktor bequemte ſich freiwillig in dies Verhältniß, und ich verdenke es ihm nicht und Keiner wird es wohl, denn das Mädchen iſt das hübſcheſte im Dorfe.“

„Das hübſcheſte Mädchen?“

„Und wahrſcheinlich auch das reichſte, denn der Alte hat eine gute Anzahl Thaler in die Ecke geſteckt,

abgesehen von seinem werthvollen immobilen Besitz im Dorfe und ausserhalb desselben."

„Ihr sprecht mir da lauter unverständliches Zeug, mein lieber Wirth."

„Unverständliches Zeug?" murmelte dieser.

„Allerdings! Was für ein schönes und reiches Mädchen?" Was für ein „Alter," welcher so viele Thaler gesammelt?"

„Sie wissen also noch gar nichts von der Geschichte?" fragte der Wirth mit nicht zu bezweifelndem aufrichtigen Erstaunen.

„Der Teufel selber möchte aus der Geschichte schwerlich klug werden können, wenn ihm nicht eine ordentliche Erzählung dazu verhilft."

„Der Johannes Brand war ein trefflicher Junge, allein es ist immer unser Doktor und Nachtwächter ihm an die Seite zu stellen, wenn er auch nicht zehn Menschenleben gerettet hat, wie Jener. Er würde es unter gleichen Umständen doch gethan oder versucht haben, was endlich auf eins herauskommt."

„Mit Ausnahme der Betheiligten, die bei dergleichen Gelegenheit in der Mitte des Versaufens und des Davonkommens stehen," mußten wir doch nothwendigerweise bemerken.

„Freilich!" entgegnete der eben nicht allzu unintelligente, allein durch diesen „Zwischenwurf" doch aus dem Text gekommene Wirth. — „Ich glaubte, Sie und der Doktor kennten sich längere Zeit und näher: vielleicht von der Universität her."

„Unsere Bekanntschaft ist die jüngste von der

Welt, denn sie ist wohl eben eine Stunde alt, und begann mit unserm nächtlichen Eintritt in's Dorf."

„Das wäre!" sagte der Wirth neugierig, indem sein Auge forschend blickte. „Mit wem habe ich denn die Ehre — — —"

„Auch ein Dokter, aber einer für die Gesunden."

„So," sagte der Unbefriedigte langgezogen.

„Der Name thut nichts zur Sache."

„Ist doch mitunter ein guter Wechselbrief oder ein empfehlender Paß, eben so wie ein schönes Gesicht."

Die Bemerkung war fast zu gut für einen Gastwirth des Dorfes, welcher doch kein Lavater zu sein schien, allein Gastwirthe haben, wie Polizeischergen, eine Leidenschaft für Physiognomik und — Beider Sorte gelingt es damit in der Regel nicht übel.

Es trat die Pause weniger Augenblicke ein, wie es im Gespräche manchmal der Fall ist; nach dieser sagte der Wirth:

„Sie sind wohl kein Raucher?"

„Im Gegentheil, ein recht passionirter Cigarrenraucher, falls irgendwo vorzüglich gute Cigarren vorhanden oder zu erlangen sind: allein woher solche hier im Dorfe nehmen? Für schlechte oder Mittelgut — ergebensten Dank."

Der Wirth erwiderte nichts, ging aber an einen kleinen sehr saubern Schrank, nahm dort aus einem kleinen Kästchen einige Cigarren hervor und überreichte auf einem Bricken alsdann uns diese Cigarren, welche von gar nicht üblen Ansehen waren, — allein wer konnte dem Dinge trauen weil — der Schein nur

allzu oft trügt. Es mußte eine angezündet werden, um der Sache auf den Grund zu kommen, und wegwerfen konnte man das Ding ja noch immer. Es wurde indessen unterlassen, da sich fand, daß die Cigarre vom besten Havannah war, den man sich nur wünschen konnte. — Wer dürfte sich über diese Erscheinung nicht gewundert haben?

„Wie Teufel kommen Sie hier zu so ausgezeichneten Cigarren, die ich in meinem Leben kaum besser geraucht habe?“ platzte die Frage der Verwunderung heraus, die aber dem ehrlichen Manne etwas beleidigend vorkommen mochte, denn auf seinen Wangen zeigte sich eine kleine Röthe, und — die Frage war ja auch in der That etwas ungeziemlich, was wir in eben dem Augenblicke zugleich einsahen und darum eilig hinzufügten:

„Verzeihen Sie diese unbescheidene Frage.“

Der Mann hatte Takt und wußte seine Empfindlichkeit, welche die Wangen verrathen hatten, aufzugeben. Er erwiderte mit Ruhe und zu gleicher Zeit mit einem kleinen vieldeutigen Lächeln:

„Wir leben hier ja nicht eben außer aller Verbindung mit der civilisirten Welt. Im Gegentheile stehen wir, da wir die See so nahe haben, selbst mit Entferntem in leichter und naher Verbindung: es kann uns demnach wohl nicht schwer fallen, sowohl guten Wein als guten Taback aus bester Quelle zu beziehen, was Alles auch in solcher Qualität von den vielen unser Dorf sehr häufig besuchenden Fremden verlangt wird.“ —

Eben hatte der Wirth diese Worte ausgesprochen, als draußen das Horn mit kräftigem wenn auch nicht eben harmonischen Tone, nahe vor der Hausthüre, laut ward, zu welcher verdammten Musik der Doktor-Nachtwächter noch dazu mit seinem Stabe nicht minder kräftig auf das Pflaster stieß und noch ein Mal die Stunde abrief.

„Na, da ist er denn ja schon wieder!“ sagte der der Wirth, wie es schien recht aufrichtig erfreut über die Zurückkunft seines alten Bekannten, der doch noch jung war.

Gleich darauf trat auch der Nachtwächter in's Zimmer und machte es sich bequem, indem er Horn und Nachtwaffe ablegte. Dann trat er zu dem Ofen und wärmte sich von allen Seiten ein wenig, hierauf sagte er uns erst „guten Abend!“ indem er sich niedersetzte und ein Glas Champagner trank.“

„Es ist doch ganz verdammt kalt draußen!“ sagte er nun, „und ein Nachtwächterleben ist ein durch und durch prosaisches. Ich begreife nicht, wie irgend ein Mensch daran nur im Geringsten Geschmack zu finden im Stande ist.“

„Wer könnte daran „Geschmack“ finden?“

„Doch! Nun ich freue mich wenigstens, daß ich wieder hier im warmen Zimmer bin, und daß dies die letzte Nachtwächternacht ist, die ich durchzumachen habe.“

Er schenkte sich noch ein Glas Champagner ein, und, da es das letzte in der letzten Flasche war, so

deutete er auf dieſe und ſah ſeinen wirthlichen Freund mit einem bedeutungsvollen Blicke an.

Dieſer verſtand ſogleich richtig den Sinn der ausdrucksvollen Pantomime, welche denn auch freilich nicht allzuſchwer zu errathen war. Er verließ ebenfalls ohne ein Wort zu ſagen, das Zimmer, und kam bald darauf mit einer neuen Flaſche Brauſewein wieder zurück, die er auf den Tiſch ſtellte.

„Nun ſetzen Sie ſich zu uns,“ ſagte der Nachtwächter zu ihm, als die Flaſche geöffnet worden war, „und trinken Sie ein Glas Wein mit uns. Der Herr wird ſicherlich nichts dagegen einzuwenden haben.“

Wir — wohin der Doktor-Nachtwächter auf gut nachtwächteriſch mit dem Finger gedeutet hatte — verbeugten uns natürlich auf's Höflichſte gegen beide Herren auf gute Doktorweiſe, und der Wirth, dem ſogleich eingeſchenkt ward, ſetzte ſich ohne alle Verlegenheit, im Gefühle eines braven Mannes, zu uns. — —

Auch unſere Gläſer füllte mit anmuthigem Lächeln der Räthſelhafte, und wir alle drei erhoben, von dieſem freundlich angenickt, wie auf Kommandowort unſere Gläſer und ſtießen mit einander an, als könne und dürfe es gar nicht anders ſein.

„Auf meine letzte Stunde,“ ſagte der Nachtwächter in der fröhlichſten Laune, „wenn es ſo beliebt, meine Herren.“

„Warum dieſen verwegenen Toaſt auf Ihren Tod?“ konnten wir nicht umhin mit einigem Erſtaunen zu fragen, „und das noch dazu bei Ihren jungen

Jahren, wo man eigentlich erſt recht zu leben anfängt?“ —

„Ei,“ lachte der Nachtwächter, „dieſer Toaſt gilt ja auch keinesweges meinem baldigen Tode: er ſteht eben meinem Tode diametral entgegen; er gilt meinem nunmehrigen baldigen glücklichſten Erleben; er gilt dem Augenblicke, wo ich aus dieſer Nachtwächterhaut fahren darf, um ſogleich wieder in meine bequemere Doktorhaut hineinfahren zu dürfen.“

„Es iſt fürwahr, als ob wir heute einmal vor lauter verſchloſſenen Schränken ſtehen bleiben ſollten, in deren Schlöſſer keiner unſerer Schlüſſel, wie wir ſie doch ſonſt wohl anzuwenden wiſſen, paſſen will.“ mußten wir etwas unzufrieden oder verſtimmt bemerken.

Der Wirth, indem er den Nachtwächter von der Seite anblickte, lächelte ein wenig altklug und ſchelmiſch, wie es wohl manchmal einigen Menſchen zu thun beliebt, wenn ſie die Auflöſung eines Räthſels zufällig in Erfahrung gebracht haben, wegen deſſen Löſung Andere noch in geiſtigem Aufruhr, in einer gewiſſen ſchämigen Verzweiflung ſich befinden.

Der Nachtwächter, gleichfalls, aber fröhlichen Herzens und mit funkelnden Augen angenehmer lächelnd, bemerkte:

„Ich ſehe, daß es nun endlich gewiß Zeit iſt, mein Herr, Ihnen den Schlüſſel in die Hand zu geben, nach welchem Sie einiges Verlangen zu tragen ſcheinen, und den Sie ſonſt unmöglich finden dürften.“

„Her damit denn endlich, beſter Herr! Her da-

mit!“ — rief die Ungeduld vielleicht ein wenig zu burschikos.

„Da haben Sie ihn!“ plapte der Nachtwächter noch burschikoser laut lachend heraus. „Da haben sie ihn.“

Wir erschraken fast vor diesem burschikosen Scherze und fuhren auf dem Stuhle ein wenig zurück.

Der Nachtwächter lachte noch ein Mal, nur milder, und fuhr dann mit ruhiger Heiterkeit weiter fort:

„Ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben, daß mein verstorbener Vater hier im Dorfe Küster und Organist gewesen ist: auch daß er auf die Erziehung meiner und auf die meiner heimgegangenen Zwillingeschwester Marie etwas verwenden konnte?“

„Allerdings haben Sie das.“

„Mein wackerer Vater hinterließ auch ebenfalls, nachdem er kurz nach dem Tode meiner armen Schwester Marie verstarb, mir außerdem noch ein Vermögen, das für einen Küster im Dorfe immer nennenswerth heißen durfte, doch muß ich dabei bemerken, daß einige zufällige Erbschaften, welche ihm in verschiedenen Zeiträumen nach und nach zugefallen waren, zu diesem Vermögen den ersten Grund gelegt hatten.

Nach beendigten Studien und nach Eroberung des ziemlich kostbaren, eigentlich ziemlich entbehrlichen, allein einmal geforderten Dokter-Titels, — mich dünkt man kann auch ohne denselben recht viel wissen und sehr geschickt sein — ließ ich mich hier im Dorfe als Arzt nieder.“

„Entschuldigen Sie, allein das dürfte Manchem als ein besonderer Einfall erscheinen, da Ihre Kenntnisse ohne Zweifel — —“

„Lassen wir alle Komplimente!“ lachte der Doktor. „Vielleicht that ich es, um meine Praxis zu Anfange unbemerkbarer, auf Kosten meiner Patienten, zu üben — was Ihnen aber in's Ohr gesagt sein soll — vielleicht auch aus einem ganz anderen Grunde: denn wer in der Welt kann behaupten, es vermöge sich Jedermann in der Welt über die Gründe seiner Handlungsweise immer und ewig selber gewissenhaft Rechenschaft zu geben oder — geben zu wollen?“

Dies sagte der Nachtwächter mit einem gewissen Humor und in Begleitung eines schalkhaften Lächelns.

„Sie mögen darin nicht allerdings Unrecht haben,“ bemerkten wir, vielleicht — um auch Etwas zu sagen, was dem besten Novize arriviren kann.

„Gewiß ist es, daß wir im Dorfe einen Prediger haben.“

„Das läßt wohl das Dasein einer Kirche in diesem Dorfe vermuthen, und weil Ihr Vater hier Küster und Organist gewesen ist,“ hieß die Antwort.

„Eben so gewiß ist es,“ fuhr der Doktor-Nachtwächter fort, „daß Richter, unser Prediger, der bravste Mann ist, den man nur, suche man wo man wolle, finden kann.“

„Das sind, wenn auch nicht viele, doch manche Pastoren noch so hin und wieder, wenn man sie gerade antrifft.“

„Aber — und warum sollte ich es nicht aus-

sprechen, was bei uns hier, und noch wohl etwas weiter aus unserm Dorfe allgemein bekannt genug ist? — aber unser Richtner hat neben seiner Braxheit und Wackerkeit gar viele Eigenthümlichkeiten, die man Bizarrerieen zu nennen gar wohl versucht werden dürfte, ohne dem Manne eben großes Unrecht zu thun, und man muß den Ehrenmann kennen, um diesen „Eigenthümlichkeiten" nicht noch einen härtern Namen zu geben, der ihnen eben darum doch aber in Wahrheit nicht zukommt, denn sie ruhen alle auf den ehrenhaftesten und redlichsten Basen.

Er hat eine eben so schöne und geistvolle als wohlerzogene und unterrichtete Tochter." —

„Das ist Alles, was man von einem guten Landprediger nebenbei nur billigerweise verlangen kann, und wir für unsere Person haben das immer an einem solchen mehr geliebt als seine Predigten, in die wir uns nun haben ein für alle Mal nie verlieben können, bei denen wir anstatt dessen oft eingeschlafen sind, was uns bei einer hübschen Pfarrertochter noch niemals überkommen ist."

Der Nachtwächter lächelte und sagte:

„Ich dürfte wohl halb und halb Ihrer Meinung sein, denn mir ist Agathe, die Tochter meines künftigen Schwiegervaters, des hiesigen Pastoren, selber auch ein gut Theil lieber als dessen beste Predigt, die jedoch in der Regel alle nicht schlecht und öfters viel besser sind, als die unsers Superintendenten.

„Das möchte ich denn doch in Wahrheit nicht behaupten," bemerkte der Wirth.

„Sie natürlich nicht“ ſagte der Nachtwächter, „allein mir wird dies wohl allerdings erlaubt ſein.“

„Ich werde Ihnen dieſe Erlaubniß am Wenigſten verweigern dürfen,“ antwortete der Wirth.

„Ihres künftigen Schwiegervaters?“ fragten wir.

„So ſagte ich,“ lautete die Antwort des Nachtwächters. „Ich bin mit der lieben Agathe aufgewachſen; als Kinder waren wir ſchon, wie man wohl zu ſagen pflegt, ein Leib und eine Seele, und als ich die Univerſität bezog, verſtanden ſich bereits unſere Herzen.“

„Das ſchönſte Verſtändniß!“

„Wie viel inniger noch während der Jahre meiner Univerſitätsſtudien! Jeder Tag, den ich während der Ferien damals hier im Dorfe verleben durfte, war mir ein Feſttag, weil ich in ihrer Nähe verweilen konnte.“

„In der Nähe eines ſchönen Mädchens? Ja, das glaube der Teufel, daß das eine ſehr angenehme Sache iſt.

„Als ich von der Univerſität als Graduirter, als Doktor der Medizin, zurückgekommen war, und eine geſicherte Zukunft meiner Verhältniſſe vorausſehen konnte, nahm ich keinen Anſtand, mich Agathens Vater zu entdecken und auf die Hand ſeiner liebenswürdigen Tochter Anſpruch zu machen — — aber —“

„War denn noch ein „Aber“ im Wege?“

„Ja, und noch dazu ein ganz verzweifeltes „Aber“, verſetzte der Nachtwächter, „denn der Vater verweigerte mir rundweg die Hand ſeiner Tochter.“

„Verweigerte sie?“

„So ist es“ fuhr der Doktor mit zufriedenem Lächeln fort. — „Aber um das weiter zu verstehen, muß ich Sie mit einem Theile der Jugendverhältnisse unsers braven Pastoren Fichtner zuvor bekannt machen.

„Wer dürfte nicht auf diese Mittheilung gespannt sein!“ lautete die Entgegnung.

„Fichtner“ — redete der Doktor-Nachtwächter weiter — „ist der Sohn des früheren jetzt längst verstorbenen Nachtwächters Fichtner in diesem Dorfe, und begleitete als Knabe seinen Vater häufig auf seinen nächtlichen Amtswanderungen, wobei er vielleicht zuerst eine besondere Vorliebe für diesen Stand gewonnen haben mag. Meinen Sie nicht.“

Mit dieser Zwischenfrage wandte sich der Doktor an den Wirth, und dieser gab zur Antwort:

„Das ist immerhin möglich, so viel ich von der ganzen Sache verstehe.“

Der Doktor sprach:

„Fichtner besuchte bis zu seinem achten Jahre unsere hiesige allerdings sehr bescheidene Dorfschule, nach welcher Zeit der damalige Pastor im Dorfe, mit Namen Brömitz, ganz besondere Gaben in ihm entdeckt haben wollte, in welcher Veranlassung der würdige Mann den Knaben zugleich mit seinen zwei eigenen Söhnen von beinahe gleichem Alter zu unterrichten anfing. Der Knabe soll sich auch ohne Unterbrechung dieser freundlichen Sorge beständig würdig gemacht haben. Ist es nicht so, lieber Herr Wirth?“

Dieſe Frage ſtellte der Doktor Nachtwächter an den Genannten, indem er ihn blinzelnd und mit Humor anblickte.

Der Wirth erwiderte:

„Ich weiß nicht viel davon zu ſagen, wenigſtens nicht mehr, als daß der Junge ſich wohl mag gut genug angeſchickt haben, und daß er ſich fort und fort leiten und fortleiten ließ von dem braven Paſtoren und ſpäter von andern würdigen Männern, welche nur ſein Glück beabſichtigten: es iſt aber zu gleicher Zeit eben ſo gewiß, daß er den Stand eines Nachtwächters noch jetzt für den glücklichſten des Lebens hält, und daß er nur im liebevollen Drängen ſeiner Gönner, vor denen er eben ſo viele Achtung als Liebe empfand, den Weg verließ, welcher wohl dahin geführt hätte, ſeinem Vater im Nachtwächteramte nachzufolgen, und ſtatt deſſen den Pfad einſchlug, welcher ihn endlich zum Paſtorate hier im Dorfe führte.“

„Sie ſcheinen außerordentlich unterrichtet über die Verhältniſſe Ihres Paſtoren!“ mußten wir in Verwunderung bemerken.

„Ich bin ein alternder Mann, hier geboren und eingewohnt“, ward uns zur Antwort, „wie ſollte ich denn hier im Dorfe nicht Beſcheid wiſſen, ſelber in ſo ferne es die häuslichen und Familien-Verhältniſſe ſeiner Bewohner betrifft?“

Der Nachtwächter lachte in ſich hinein und ſagte dann ſarkaſtiſch:

„Unſer freundlicher Wirth iſt dem würdigen Paſtor

Fichtner besonders befreundet und kennt ihn besser wie irgend Jemand."

„Das wollen Einige allerdings behaupten", versetzte lächelnd der Wirth; „Andere verneinen es indessen entschieden."

„Lassen wir das!" baten wir und wandten uns dann an den Doktor mit der Bitte, in seiner Erzählung fortzufahren, indem wir sagten:

„Perge!"

Der Doktor deferirte dieser Bitte und setzte seine Erzählung ungefähr in folgenden Worten fort:

„Fichtner hielt in den Lehrstunden des vortrefflichen Pfarrers jederzeit vollkommen Schritt mit den Söhnen desselben, ja, er überflügelte in Diesem und Jenem bald die Knaben in entschiedener Weise, worüber aber der wackere Vater niemals den geringsten Unwillen verrieth, sondern statt dessen daran seine Freude hatte, weil ja doch einmal Verstandesgaben und Fassungskraft in den Köpfen ungleich vertheilt liegen, und seine Kinder zu gleicher Zeit in der That durch Fichtner's Fleiß, Aufmerksamkeit und leichte Auffassung, so wie durch sein klares Begriffsvermögen geistig angeregt und aufgestachelt wurden, indem Gremiß nie oder selten versäumte, ihnen den fremden Knaben zum Muster aufzustellen, dem sie nachzueifern hätten, und dem sie wirklich auch bald nacheiferten. —

Aber — da schlägt unsere Dorfuhr schon wieder!" unterbrach sich hier der Doktor selber, indem er aufstand und seinen Nachtwächter-Ueberzug wieder anzog. „Die Stunde ist schnell genug vergangen."

Darauf ſetzte er auch ſeine Pelzmütze auf und ergriff ſowohl ſein übeltönendes Horn als auch ſeine Nachtwaffe; der Hund erhob ſich und verließ nicht eben zum beſten gelaunt ſeine warme Stelle am Ofen.

„Sie wollen uns ſchon wieder verlaſſen?“

„Auf kurze Zeit; allein Sie hören, daß mich in dieſem Augenblicke die Pflicht ruft, die man niemals überhören darf.“

Nach dieſen ſeinen Worten verließ der Doktor, uns freundlich zunickend, das Zimmer, und trat abermals in die klare Helle der kalten Mondnacht hinaus. Bald darauf hörten wir auch ſchon draußen ſein dumpftönendes Horn erſchallen und ſeine ſonore Stimme die Stunde rufen.

Wir blieben demnach mit dem Wirthe nochmals wieder allein und unterhielten uns mit demſelben nicht eben allzu übel. Wir haben wenigſtens ſchon zum öftern eine viel ſchlechtere Unterhaltung, wenn auch wider Willen, pflegen müſſen. Dieſes Mannes Anſichten, Meinungen und Grundſätze mußten uns weit über ſeinen Stand erſcheinen; er ſchien etwas gelernt zu haben, und ſeine Urtheile, welche er über dieſe oder jene Gegenſtände dann und wann zu fällen Veranlaſſung nahm, waren richtig, klar und conciſe.

Nach Verlauf einiger Zeit, welche uns nicht im Geringſten lang geworden war, kehrte der Doktor-Nachtwächter eben wie das erſte Mal wieder zurück, machte es ſich in gleicher Weiſe wie damals bei uns bequem und ſetzte ſeine Erzählung von da an, wo er

dieselbe gelassen hatte, ohne weiteres Präludium, mit folgenden Worten fort:

„Die Predigersöhne besuchten ungefähr im siebenzehnten und achtzehnten Jahre ihres Alters eine höhere Lehranstalt, das nicht unberühmte „Gymnasium“ (wie sie sich gerne nennen hörte) der nächsten Stadt, und der wackere Fichtner war durch das vorsegliche Wohlwollen seines Wohlthäters im Stande, die beiden jungen Leute, welche seine aufrichtigen Freunde geworden waren, dorthin zu begleiten: denn außerdem, was der herrliche Pastor aus seinem eigenen freilich stets recht wohlbestellten Beutel von nun an für Fichtner that und ferner noch zu thun im Sinne hatte, war es ihm mittelst seiner ausgebreiteten gelehrten und ungelehrten Verbindungen und durch die eifrigsten Verwendungen bei ihm Befreundeten gelungen, ebenfalls auch das Interesse an dem Nachtwächtersohne zu erregen, und das Wohlwollen Anderer für denselben zu erwecken, und so reisten auf dem Gymnasium alle drei Jünglinge zur Zufriedenheit und Freude des alten Grömitz während zweier sehr nützlich angewandten Jahre für die Universität heran, wohin sie nach Verfluß dieser Zeit abgingen.“

Der Wirth hatte während dessen jetzt noch zwei Flaschen Schaumwein herringebracht und setzte sie mit den Worten auf den Tisch:

„Es ist, meine Herren, jetzt die Reihe auch endlich wohl einmal an mich gekommen, wo ich mich revangiren darf.“

Der Doktor lachte bei diesen Worten des Wirthes

— wer konnte begreifen: aus welchem Grunde? — laut auf, machte aber nicht die geringſten Umſtände, ſogleich aus einer der geöffneten Flaſchen uns allen Dreien einzuſchenken, worüber wir uns für unſere Perſon allerdings ſehr wunderten; wir tranken indeſſen ohne Skrupel.

Der Nachtwächter fuhr fort:

„Laſſen Sie mich, damit ich nicht in Verſuchung falle noch weitſchichtiger zu werden, als ich vielleicht ſchon geweſen bin, über das Univerſitätsleben unſers Fichtner raſch und ganz oberflächlich hingleiten. Es ließe ſich auch wohl in der That wenig oder gar nichts Merkenswerthes von Bedeutung aus demſelben mittheilen, denn es verfloß in dem ruhigſten Fleiß, in einem Studium nach Ordnung, in heiterer Befreundung mit Beſſern und in Abſonderung von jeder Rohheit. — Viele Sprünge zu machen wäre der junge Mann ja auch außerdem nicht im Stande geweſen, ſelbſt wenn er den Willen dazu hätte haben können: ſeine Mittel waren dazu doch immer viel zu beſchränkt; der Knittel lag beim Hund, und — ſeine Gönner gaben genau Acht auf ihn."

„Sie meinen alſo" fiel der Wirth ein, „daß er mit reichlichern Mitteln und in unabhängigerer Lage wohl dürfte manchmal über die Schnur gehauen haben?"

„Ich meine nichts; ich erzähle nur," lachte der Doktor und erzählte weiter.

„Die Vorliebe Fichtners für den göttlichen Nachtwächterſtand, den ich ebenſo langweilig als un-

bequem finde, hatte sich bei ihm noch immer in unverminderter Blüthe erhalten, wie sie sich denn ja auch noch leider bis auf den heutigen Tag nicht verloren hat. Wissen Sie, mein geehrter Herr, was dieses Sonderlings größter Genuß auf der Universität, was fast seine einzige Erholung war?"

„Wer könnte im Stande sein, das auf den ersten Zug zu errathen?"

„Ich werde es Ihnen sagen; Sie Herr Wirth wissen es doch?"

„Ja, ich bin allerdings damit bekannt."

„Die meisten Studenten" — sagte der Doktor — „um nicht zu sagen alle, genossen ihre Erholungsstunden in öffentlichen Häusern, im Schauspiel, auf Promenaden und weiteren Ausflügen, auch wohl gar bei diesem oder jenem hübschen Mädchen, und damit ist es wohl niemals viel anders gewesen. Der Fechtboden nahm auch seine Zeit hin. Das Alles hatte jedoch keinen Reiz für Fichtner. Er verzichtete stoisch auf alle diese Vergnügungen, die gewiß ihren Reiz haben."

„Das dürften wohl nur Wenige verneinen wollen!" gaben wir uns kund.

„Fichtner gönnte sich nur wenige Erholungsstunden, und diese genoß er in der Nacht.

Sein größtes Vergnügen bestand lediglich darin, seine aufrichtigste Freude war, bald diesen, bald jenen Nachtwächter der Stadt eine oder zwei Stunden auf seinen nächtlichen Wanderungen durch die Gassen zu begleiten."

„Ein vollständig närrisches Vergnügen!“ erlaubten wir uns zu bemerken. „Ein sehr bizarrer Geschmack!“

„De gustibus non est disputandum!“ — warf der Wirth ein — „sagt Ihr Gelehrten ja immer alle aus einem Munde. Wenigstens hörte ich es so oft, daß ich es endlich behalten habe. Wer ist übrigens ganz und gar von Schwächen frei, die endlich Diesem oder Jenem lächerlich vorkommen können? Derjenige Mensch ist eben aber darum nicht am Uebelsten berathen, der nur an einer solchen „Narrheit“ laborirt. Häufig findet man eine Narrheit mit der andern in Gesellschaft, selten ganz allein.“

„Ihr sprecht wie ein Buch!“

„Vielleicht wie ein schlechtes.“

„Das dürfte man mit Recht schwerlich behaupten können.“ —

Der Doktor nahm nach dieser kurzen Unterbrechung seiner Mittheilungen von Neuem das Wort und erzählte:

„Nachdem Richtner seine Studien rühmlichst und ehrlich vollendet hatte, bestand er sein theologisches Examen auf die glänzendste Weise. Bald hernach nahm er, um die Güte seiner Gönner nicht länger zu mißbrauchen und durch sich selbst fortan zu existiren, eine Stelle als Hauslehrer bei einer adlichen Familie an, welche auf ihrem ausgebreiteten Landsitze lebte. Zwei Jahre füllte er diese zur Zufriedenheit aller Betheiligten aus. Nach Verlauf dieser Jahre starb sein Wohlthäter Grömitz, als er eben hier bei demselben zum Besuche

sich befand, in den Armen seines dankbaren Pflegesohnes, der durch diesen Todesfall in die tiefste und aufrichtigste Trauer gestürzt ward. Indessen muß bei dergleichen Gelegenheiten, wie schmerzlich sie auch immer sein mögen, ein jeder Mensch sich endlich trösten, da ihm einmal nichts Anderes übrig bleibt und — zum Glück tröstet er sich auch endlich.

Fichtner bewarb sich nun um die Stelle des Verstorbenen; er ward auch präsentirt, und weil dieselbe eine Wahlstelle ist, er hier geboren war und alle Einwohner wohl ohne Ausnahme ihn liebten, so ward er beinahe einstimmig gewählt, was seine Mitbewerber im Voraus wissen konnten. —

Doch — ich will versuchen, mich von nun an wo möglich noch kürzer zu fassen, als es bisher geschehen, denn, wie mich wenigstens dünkt, rede ich Ihnen eine kleine Ungeduld, wo nicht gar ein wenig Langeweile an," lächelte uns der Doktor recht liebenswürdig zu. „Geben Sie sich nur zufrieden. Ein altes Sprichwort bei uns sagt:

„Wer nur erst hat die Pfarre,
Der hat auch bald die Quarre."

Fichtner war dann auch bald verehelicht, ward indessen während seiner sechszehnjährigen Ehe, nach welcher verronnenen Zeit seine gute Frau starb, nur allein mit einer einzigen Tochter, mit meiner Braut Agathe gesegnet. Er blieb Wittwer und im Uebrigen ganz der Alte, denn obgleich nun schon ein Funfziger, hatte sich doch seine Vorliebe für Nachtwächter noch immer in alter Gluth erhalten, und wenn er nicht eben

Paſtor geweſen wäre und es als unvereinbar mit ſeinem Amte, als unangemeſſen für ſeine Stellung gehalten hätte, ſo wette ich, er würde ſicher und gewiß öfters auch hier, wie auf der Univerſität, den Dorfnachtwächter auf ſeinen nächtlichen Wanderungen begleitet haben, und ſelber auch mich dieſe Nacht, als Surrogat für die Nachtwächterſtelle, welche er nun ein für alle Mal auf ſeinem Lebenswege verfehlt hat. Was meinen Sie dazu, mein lieber Herr Wirth?

„Ich bin von ihrer Meinung ſehr überzeugt,“ bekräftigte dieſer Gefragte, ſo weit ich nämlich den Herrn Paſtor kenne.“

„Allein, lieber Herr Doctor und verehrlicher Nachtwächter,“ konnte unſere neugierige Perſönlichkeit, die zugleich große Ungeduld ſchon lange überkommen war — um es nicht Langeweile zu nennen — keineswegs umhin auszuſprechen, „lieber Herr Doctor und Nachtwächter, ſie ſcheinen ganz und gar außer Acht zu laſſen oder vergeſſen zu haben, warum es uns eigentlich zu thun iſt: nämlich um Aufſchluß, wie und auf welche Weiſe Sie, ein graduirter Mann, in dieſen groben Nachtwächterkittel, und zu Horn und Nachtwaffe gekommen ſind.“

„Ich habe das keineswegs außer Acht gelaſſen oder vergeſſen,“ entgegnete der Doctor-Nachtwächter, „allein mich hat bedünkt, das jetzt Vorausgeſchickte vorher vorausſchicken zu müſſen, wenn ich anders Ihrer Neugierde einigermaßen befriedigend genug thun ſollte; mag ich nun darin Recht gehabt haben oder Unrecht, jedenfalls werden Sie mich entſchuldigen.“

„Von einer Entſchuldigung,“ verſetzten wir höflich, „kann natürlich nicht die Rede ſein, und ob Sie Recht oder Unrecht gehabt haben, uns ſo lange auf der Folter der Erwartung liegen zu laſſen, das müſſen Sie freilich am beſten wiſſen. Uebrigens kann man Ihnen nur mit Vergnügen zuhören.“

„Sie ſind allzu ſchmeichelhaft,“ erwiderte der Doctor mit einem ſarkaſtiſchen allein ebenſo gutmüthigem Lächeln,“ und allzu befliſſen, den Tadel, den Sie der Langweiligkeit meiner Vorerzählung angedeihen zu laſſen nicht umhin können, einen durchlöcherten Lobmantel überzuwerfen.“

Wir fühlten uns getroffen, allein wir wehrten uns gegen ſolche Anſchuldigung.

„Wozu im Grunde dieſe Diplomatik?“ ſagte wieder der Doktor. „Sie ſollen endlich erlöſt werden, und es wird Ihnen gewiß für's Erſte genügen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mit dieſer langweiligen Vorerzählung — die aber darum nicht weniger nothwendig geweſen iſt, ſo ziemlich zu Ende bin.“

„So ziemlich?“

„Ja, ſo ziemlich; und demnach bin ich nun im Stande, gerade auf das Ziel loszugehen, an welchem Sie mich finden möchten.“

„Das iſt recht ſehr ſchön!“

„Hören Sie alſo.“

Wir ſaßen wirklich in der geſpannteſten Erwartung. Selber der Wirth ſchien doppelt aufmerkſam der Dinge zu erwarten, die da kommen ſollten, obwohl er ſonſt überall in der Geſchichte offenbar ſehr gut

Beſcheid wiſſen mußte, wie klar geworden. Wir hingen an den Lippen des Nachtwächters, und dieſer hatte auch bereits wieder dieſe geöffnet, um die Neugierde nicht länger zappeln zu laſſen.

Indeſſen ſchlug zum Unglücke eben wieder die Dorfuhr. Sie ſchlug drei, und der Nachtwächter bereitete ſich zum dritten Male, ihrem Rufe ſeiner Pflicht genug zu thun Folge zu leiſten. Er nahm das ihm bereits auf der Lippe ſchwebende Wort gefangen, verabſchiedete ſich von uns in gewohnter Weiſe mit einem freundlichen Nicken, verließ das Zimmer und trat ſeine nächtliche Wanderung von Neuem an, was wir geſchehen laſſen mußten, ſo ſehr es uns beſonders für dies Mal auch ärgerte.

Bis zur Wiederkunft dieſes ſonderbaren Menſchen blieb uns natürlich nochmals nichts Anderes übrig, als uns wieder mit dem Wirthe zu unterhalten, mit welcher Unterhaltung wir jedoch eben nicht allzugroße Urſache hatten unzufrieden zu ſein. Wir vermochten aber endlich und bis dahin noch immer nicht, weder aus ihm noch aus dem Nachtwächter klug zu werden. So viel erfuhren wir nur aus dem Geſpräche, daß der Mann jetzt unverheirathet war, und daß das ältliche Frauenzimmer, das wir bei unſerer Ankunft für die Wirthin, ſeine Frau, zu halten veranlaßt uns gehalten hatten, nur eine Verwandte von ihm ſei, welche im Hausweſen ihre Thätigkeit verwende, was freilich wenig oder gar kein Licht in der Sache gab.

„Ich habe“ — ſagte er nach dieſer und nach andern nicht weniger unbedeutenden Mittheilungen —

„auch noch eine Tochter. Diese ist jedoch, gerade heraus und aufrichtig gesagt, recht sehr garstig, weshalb sie nur ungerne zum Vorschein kommt."

„So garstig ist sie und — sie weiß es?"

„Wie sollte sie nicht! Wissen die jungen Dirnen doch recht gut, wenn sie hübsch sind: warum denn nicht das Gegentheil?

„Das erscheint denn doch als etwas ganz Anderes."

„Sollte es doch aber nimmermehr."

„Wie läßt es sich denken, daß Eure Tochter so garstig, wie Ihr sagt, und dabei so verständig, das selber einzusehen? Das ist mir ein neues Räthsel."

„Nun, Sie werden selber urtheilen können, denn sie wird heute früh noch erscheinen müssen, sobald der Nachtwächter die letzte Stunde abgerufen haben wird; ich glaube auch nicht, daß sie es heute eben ganz ungerne thut."

Die bunte Geschichte ward noch immer bunter anstatt sich aufzuklären, wollte uns bedünken, allein wir wurden eben durch die sich stets mehr und mehr häufenden Räthsel auch nur immer gespannter, das Ende jener und mit ihr die Lösung dieser zu erfahren, weshalb wir denn auch bei uns im Stillen beschlossen, bevor dies geschehen sei, keinen Falls vom Platze zu weichen und zu wanken. —

Der Nachtwächter kehrte, der Ordnung gemäß, nach pflichterfüllter Zeit, zurück und sprach, nachdem er sich gesetzt hatte:

„Sie wissen nun, mein verehrter Herr, von unserm wackern Pastoren Fichtner wohl gerade hinlänglich

genug, um ihn und seine Bizarrerie hinlänglich oder doch einigermaßen beurtheilen zu können."

„Ja, hinlänglich genug, um aufrichtig gestehen zu dürfen, daß man, ihr Verhältniß zu ihm und seiner Tochter in allen Ehren, doch sehr in Versuchung kommen dürfte, den guten Mann mit seiner abgeschmackten Nachtwächter-Manie für einen ganzen Narren zu halten, auf's Geringste für einen halben. — Um Verzeihung wird gebeten."

„Der wohlbeleibte Wirth sah nach diesen Worten zu uns auf und lächelte mit einem ganz sonderbaren Ausdrucke zu uns hinüber.

Der Doktor, welcher offenbar dies Lächeln ebenfalls gewahrte, schien davon nicht die geringste Notiz zu nehmen, sondern fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, in nachfolgenden Worten ungestört fort:

„Agathe ward mir also, wie ich mich erinnere es Ihnen bereits schon ausgesprochen zu haben, von ihrem Vater ganz unerwarteterweise rund weg abgeschlagen, was mir sehr ungelegen kam, da ich in der gewissen Voraussetzung des Jawerts, schon allerlei häusliche Einrichtungen getroffen hatte, welche zu ihrer Vollendung nur noch der Frau harrten. Aber es war mir auch doppelt und insonderheit darum ebenso unbegreiflich als verdrießlich, weil ich gar keinen Grund für diese Verweigerung aufzufinden im Stande war, da mir Fichtner immer und noch bis auf die gegenwärtige Stunde in Freundschaft und Wohlwollen sehr zugethan und geneigt gewesen war. Diesen „Grund" mußte ich denn doch wenigstens fürs Erste „ergründen",

und es gelang mir denn auch nicht ohne einige Mühe, denſelben aus dem Alten herauszuholen, wie ſehr er ſich auch Anfangs ſträubte.

„Er geſtand mir nämlich, daß er ſeine Tochter gerne, von Herzen gerne als meine Gattin und Hausfrau ſehen möchte, daß dies unter andern Umſtänden ſein innigſter Wunſch ſein dürfte, weil er von mir „ſehr viel halte“ und ſtets gehalten habe, indem er mich brav und ohne Falſch befunden: allein daß ihn ein heiliges Gelübde binde, das er nun einmal ſich ſelber ausgeſprochen habe, und das er nun um Alles in der Welt nicht zu brechen im Stande ſei, ſelbſt wenn es ihn auch gereue, daſſelbe gethan zu haben.

„Nachdem er nun mit dieſem ſeinem Geſtändniſſe erſt ſo weit vorgegangen, durfte er vernünftigerweiſe mir auch den Inhalt dieſes Gelübdes nicht vorenthalten und verhehlen, und ſo erfuhr ich denn mit Verwunderung, wenn auch nicht mit derjenigen Ueberraſchung, mit welcher es jeder andere Freier vernommen haben würde, der mit manchen Bizarrerieen unſers guten Paſtors nicht ſo genau bekannt geweſen und namentlich nicht mit deſſen großer Liebe zur Nachtwächterei, das Hinderniß, welches meiner Verbindung mit Agathen entgegenſtand:

„Als Fichtner's Frau im dritten Jahre ſeiner Ehe im Kreiſen war, und er unter Furcht und Hoffen ſich im nächſten Zimmer befand, betend für das glückliche Ueberkommen dieſer oft ſo verhängnißvollen Stunde, da gelobte er, zu der Zeit nicht entfernt von Schwärmerei, ſich ſelber, daß ſein Kind, das eben jetzt das

Licht der Welt erblicken mußte, falls es ein Knabe, Nachtwächter, falls es aber ein Mädchen, durchaus nichts Anderes als die Ehefrau eines Nachtwächters werden oder — ewig Jungfer bleiben sollte.

„Ich lachte bei dieser curiosen Mittheilung laut auf, ohne daß sie mich im Geringsten weiter beunruhigt hätte, denn ich hatte in demselben Moment, worin sie mir gemacht wurde, auch bereits meinen Entschluß gefaßt, und Fichtner, mochte er diesen nun eben so schnell errathen oder nicht, mochte für ihn vielleicht mein Lachen ansteckend sein, lachte eine kleine Weile leiser mit.

„Entschloß sich der sonst freilich nicht sehr empfehlungswürdige Vater Jakob zu hartem siebenjährigen Frohndienste beim Laban, um seine Rahel zu gewinnen, und fernerhin zu noch sieben andern zu demselben Zwecke, als ihn sein Schwiegervater, der ein eben so großer Schelm war, als er selber, ihn mit der häßlichen Lea betrogen hatte, und nun die schöne Rahel ihm vorenthielt, dachte ich, warum sollte ich denn ein viel Geringeres für meine Agathe scheuen?

„Ich erklärte sogleich, ohne zu schwanken, Agathens Vater, daß ich unter diesen Umständen unwandelbar entschlossen wäre, Nachtwächter zu werden, damit er mit seinem guten Gewissen nicht in Collision komme."

„Wirklich ein heroischer Entschluß!"

„Was den Heroismus dieses Entschlusses anbelangt, so läßt sich derselbe wohl noch halten, denn wenn ein Mann ein Mädchen aufrichtig und zärtlich liebt,

wie ich meine Agathe, so betrachtet er im Grunde jedes Opfer, das er bringt, um zum Beſitze der Geliebten zu gelangen, ſo gut als gar keins, er wird eigentlich gar nicht darum gewahr, er vollbringt es mit höchſter Leichtigkeit, weil mit Lieb' und Luſt, und darnach kann denn auch natürlich von einem großen Heroismus dabei keine Rede ſein. Ich müßte ein derber Egoiſt, ein Narr, ein Prahlhans oder ein rechter Heuchler heißen, wenn ich mir oder Andern im vollen Ernſte weiß machen wollte, daß ich nun ſchon ſeit einem Jahre eine große Heldenrolle ſpielte. Das wäre wenigſtens eine recht abgeſchmackte Lüge."

„Sie reden in der That nicht ganz übel, geſchätzter Herr Nachtwächter, und es liegt eben ſo viele Redlichkeit als Wahrheit in Ihren Worten."

„Das iſt das Beſte. Uebrigens müßte ich auch entſetzlich lügen, wenn ich ſagen wollte, daß mir das übernommene Amt viel Vergnügen gemacht, daß es mir nicht bisweilen herzlich läſtig gefallen wäre; ich geſtehe im Gegentheile durchaus unumwunden, daß ich mich auf's Herzlichſte freue, es in einer Stunde, weil, wie Sie hören, die Dorfuhr eben vier ſchlägt, niederlegen zu dürfen, wo ich dann meine „Rahel" gewonnen habe und mir gratulire, daß Fichtner kein Laban iſt, ja nicht eine Lea hat." —

Nach dieſem ging der Nachtwächter zum vierten Male auf die Wanderung und kehrte eben wie früher nach einiger Zeit von derſelben wieder munter zurück, worauf er ſo zu ſprechen fortfuhr:

„Außerdem gedachte ich ja auch nicht immer und ewig Nachtwächter im Dorfe zu bleiben. Dem „verwegenen Gelübde“ Fichtner's mußte es ja jedenfalls genügen, wenn ich nur Nachtwächter geworden war und dies Amt z. B. ein Jahr lang pflichtgemäß und getreulich verwaltete. Was war mit Fug und Recht endlich auch wohl mehr zu verlangen? Ich denke nichts, wenn man nicht ganz rigoros sein will.“

„Da haben Sie gewiß vollkommen Recht.“

„Es gelang mir auch in Kurzem und nach einigen sehr unerheblichen Einwendungen Fichtner's denselben gleichfalls zu dieser vernünftigen Ueberzeugung zu bringen, und nachdem dieselbe so zur vollständigen Geltung gelangt war, kam denn zwischen uns eine Vereinbarung leicht zu Stande, in welcher stipulirt wurde, daß ich ein ganzes rundes Jahr hindurch pflichtgetreu und ohne die geringste Vernachlässigung meines Postens als Nachtwächter fungiren sollte, nach welchem er seinen Consens zu meiner Verbindung mit Agathe gebe, indessen sich ausdrücklich ausbedinge, daß ich noch als Nachtwächter und zwar in meiner vollständigen Amtstracht mit seiner Tochter getraut werde.“

„Auf diese Weise werden Sie, wenn ich Sie anders recht verstehe, ja noch heute Hochzeit machen.“

„Nichts ist gewisser als das; und sogar am Frühmorgen und sobald ich die fünfte Stunde abgerufen haben werde, wenigstens nicht gar lange darnach.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Wie, sollte es nicht mein Ernst sein?“

„Wunderbar!“

„Warum „„wunderbar““? Ich finde gar nichts Wunderbares darin. Mir will es scheinen, als sei es ziemlich gleichgültig und einerlei, ob man Abends spät, oder Mittags, oder endlich am Frühmorgen getraut werde, wenn nur diese feierliche Handlung wirklich vor sich geht, welche zwei liebende Herzen auf ewig verbindet.“

„Dagegen vermag freilich der gesunde Menschenverstand wohl nicht viel einzuwenden, allein eine Trauung zu so früher Zeit muß doch immer auffällig erscheinen, namentlich für schwächere Gesichter.“

„Weil es eine Ungewöhnlichkeit. Allein was macht das aus? Man darf den gäng und gäben Gewohnheiten freilich nicht muthwillig in's Auge schlagen, allein man darf eben so wenig unter allen Umständen ihr gehorsamster Sklave sein.“

„Freilich!“

„Und hier sind einmal Umstände vorhanden, welche jedes Sklavenopfer verbieten, nämlich ein „Gelübde“, es mag nun abgelegt sein aus Thorheit oder Ueberspannung. Davon indessen für jetzt abstrahirt, lade ich Sie ein, als Zeuge bei meiner Trauung gegenwärtig sein zu wollen.“

„Viel Ehre!“

„Unser Herr Wirth wird ebenfalls dabei sein“, fuhr der Doktor, mit den Augen zwinkernd, fort, „wenn auch nicht so eigentlich als Zeuge.“

„Muß ich nicht?“ sagte dieser lakonisch und ohne eine Miene zu verziehen, und der Doktor-Nachtwächter schien diese unverbindliche, um nicht zu

ſagen „unartige“ Bemerkung gar nicht einmal übel zu nehmen, obwohl er ſie nicht überhört haben konnte. Wir aber konnten uns nicht entbrechen auszuſprechen:

„Dieſe Antwort unſers ſonſt ſo artigen Wirthes dürfte, müſſen wir geſtehen, Keinem wohl allzu höflich vorkommen.“

„Laſſen Sie das nur!“ beſchwichtigte uns der Doktor Nachtwächter. „Unſer Herr Wirth hier iſt gerade derſelbe Sonderling, der unſer Paſtor iſt.“

„Ich will es keineswegs in Abrede ſtellen oder gar beſtreiten“, verſetzte der Wirth, daß unſer Paſtor für ein wenig Sonderling gelten kann, denn ich ſelber habe von dieſen Sonderlingslaunen in meinem Leben vielleicht am Meiſten zu leiden gehabt, mir iſt indeſſen ſchon manchmal der Gedanke gekommen, ob es nicht mit der Verpflichtung Ihrer zu einjährigem Nachtwächterdienſte von Seiten ſeiner, abgeſehen von der Liebhaberei für das Nachtwächteramt, auch noch nebenbei eine andere Bewandtniß haben dürfte. Mir hat das ſogar immer ſehr wahrſcheinlich vorkommen wollen.“

„Noch eine andere Bewandtniß? Noch eine andere Bewandtniß?“ fragte der Doktor, offenbar erſtaunt über die Worte des Wirths.

„Allerdings, verehrter Herr Doktor“, verſetzte derſelbe. „Allein es iſt nur ſo ein Einfall, möglicherweiſe ein recht dummer.“

„Was ich freilich nicht ſo geradezu vermuthen darf“, ſagte wieder der Doktor. Allein gleichviel, wenn ich Ihre Vermuthung nur erfahre. Haben Sie daher die Gefälligkeit, mir ſolche mitzutheilen.“

„Nun warum nicht!“ meinte der Wirth. „Sehen Sie, ich meine, es könnte möglich sein, daß Sie der närrische Pastor auch nebenbei noch aus dem Grunde zu einjährigem Nachtwächterdienst verpflichtete, um Ihre Liebe zu seiner Tochter auf eine tüchtige Probe zu stellen, und somit einigermaaßen gesichert zu sein, daß er sein einziges, liebes Kind Ihnen auch mit voller Zuversicht für's ganze Leben anvertrauen dürfe, ohne befürchten zu müssen, daß Sie die liebenswürdige Agathe endlich doch nicht ganz so innig und zärtlich liebten, als der Vater, dessen größter Schatz sie ist, seine Tochter geliebt wissen will.“

Der Doktor sah mit unverkennbarer Ueberraschung und Verwunderung den pfiffig schmunzelnden Wirth in die Augen, als wollte er in seiner Seele lesen. Er schwieg eine kleine Weile, dann aber sagte er lachend, indem er sich mit der flachen Hand leicht vor die Stirne schlug und auf dem Absatz herumdrehte:

„O welch ein großer Esel bin ich doch bis dahin gewesen, daß ich das nicht längst selber errathen habe, sondern mir es erst heute von Ihnen sagen lassen muß! Denn“ — fuhr er fort — „es leidet ja durchaus nicht den geringsten Zweifel, daß Sie vollkommen recht haben, wenn Ihr Scharfsinn auch eben nicht auf eine Prämie Anspruch machen darf und — Sie wissen wohl warum nicht.“

Dies letzte sagte der Doktor mit einem gleichfalls recht pfiffigen Lächeln. Der Wirth aber erwiderte nun ganz ehrbar:

„Daher verzichte ich auch vollſtändig auf einen dergleichen Ehrenpreis.“

Die Uhr ſchlug fünf.

Der Nachtwächter ſprang, wie von Federkraft emporgeſchnellt, von ſeinem Stuhle auf, und ſang mit dem köſtlichſten Humor:

Des Wächters letzte Stunde
Ertönt mit hellem Schlag:
Er geht in letzter Runde
Jetzt ſeinen Pflichten nach!“

Damit nahm er aufs Eiligſte ſeinen Nachtwächter-Apparat zur Hand, grüßte uns mit flüchtiger Haſt und eilte raſchen Schrittes hinaus, um den ehrlichen Bewohnern des Dorfes zum letzten Male ex officio zu verkünden, wie viel die Uhr geſchlagen habe, was jeder Wachende eben ſo gut wußte als er, und was die Schläfer doch nicht vernehmen konnten. —

„Aber iſt es denn wirklich wahr,“ fragten wir nun, als der Nachtwächter fortgegangen war, den Wirth, der nun auch angefangen hatte, uns räthſelhaft zu werden, „iſt es denn wirklich wahr, daß der Doktor heute noch in der Morgenfrühe Hochzeit machen wird?“

„Nichts iſt gewiſſer als das,“ entgegnete der Wirth; „und es wird die Trauung überdies hier bei mir im Hauſe Statt finden.“

„Warum aber nicht bei dem Vater im Paſtoratbauſe?“

„Das iſt ja einerlei!“

„Könnte Manchem aber doch anders vorkommen.“

„Immerhin. Der Doktor hat Sie ja einigermaßen den Pastoren kennen gelehrt und — der Pastor will es ja einmal nicht anders, als daß hier die Trauung sein soll.“

„Der Narr!“

Der Wirth lächelte und recitirte die Worte:

„Ihr sprecht ein großes Wort gelassen aus!“

Wir erstaunten, gewiß mit Recht, ein solches Citat aus dem Munde des Inhabers einer Dorfschenke zu vernehmen, und erwiderten darauf:

„Ihr scheint belesen zu sein, lieber Freund, und das noch dazu in unsern ersten Klassikern, von denen ich kaum geglaubt, daß sie sich jemals bisher zu Euch verirrt hätten.“

„Wer steckt nicht manchmal seine Nase in ein Buch, das ihm zufällig zur Hand kommt?“ antwortete mit ruhiger Bescheidenheit der Wirth.“ Nun: da schnappt man denn hin und wieder einen Brocken auf, der Einem besonders mundet und regorgirt ihn, wo man glaubt, daß er wohl allenfalls hingehören möchte, worin man sich freilich unterweilen ganz gewaltig irrt. Das ist Alles und wird Ihnen im Leben sicherlich in hinlänglichem Maße bereits öfters vorgekommen sein, denn dergleichen wiederkäuende Thiere laufen ja überall in Rudeln herum.“

„Da haben Sie, hol mich der Teufel wieder Recht!“ mußten wir dem ehrlichen Manne eingestehen. „Es ist verdammt leicht mit den Worten Anderer, klügerer zu

reden und — wohl zu empfehlen, wenn man selber keine große Rosinen im Sacke hat. Uebrigens verrathet Ihr so viele klare Ansichten, so vielen Scharfsinn und Verstand, so viele Weltkenntniß, daß Ihr Euch durchaus früher in einer Sphäre müßt bewegt haben, als jetzt in dem Dunstkreis einer Dorfwirthschaft."

„Da haben auch Sie wieder vollkommen Recht, mein verehrter Herr," antwortete der Apostrophirte, mit dem Kopfe einige Male langsam nickend; „allein ich muß die Ehre haben Ihnen aufrichtig zu sagen, daß ich hier auch eigentlich nur den Wirth aus Liebhaberei mache, was ich anders gewiß und wahrhaftig nicht nöthig hätte."

„Wunderbarstes aller Dörfer, die mir jemals in meinem Leben vorgekommen!" konnten wir uns nicht entbrechen auszurufen. „Wunderbares Dorf, wo ein Doctor medicinae den Nachtwächter macht, der Wirth nur Wirth aus Liebhaberei ist, und der Pastor lieber die Stunden Nachts abriefe, als daß er die Kanzel besteigt, um der ihm anvertrauten Heerde Gottes Wort zu predigen!

„Sagen Sie mir doch, haben Sie denn hier in Ihrem merkwürdigen Dorfe noch vielleicht mehrere dergleichen Originalitäten?"

„Darüber kann ich Ihnen nicht ganz bestimmt berichten," erwiderte der Gefragte, allein unser wackerer Martin Braun hatte auf der Universität das Seinige redlich gelernt und im Examen sich den zweiten Charakter mit rühmlicher Auszeichnung geholt, was, wie man mir gesagt hat, immer schon etwas bedeuten soll. Er erhielt

darnach eine Advokaten-Bestallung und ließ sich nun in einer namhaften Stadt unserer Herzogthümer nieder, welche ihm am geeignetsten für seine künftige Wirksamkeit erschien, mit dem festen Vorsatze, nur solche Sachen anzunehmen und zu führen, welche er nach reifester Prüfung selber für vollkommen gerecht erkannt hatte." „Es dauerte bei der großen Anzahl der ältern Advokaten ziemlich lange, bevor sich ein Client an den jungen Ankömmling um Rechtsbeistand wandte; endlich erschien einer und bald darauf noch einer. Allein diese beiden ersten Sachen, zu deren Anfechtung man ihn in Anspruch nehmen wollte, mußte er „nach seinem Grundsatze" zurückweisen, da sie ihm als höchst ungerecht sich darstellten. — Jetzt dauerte es wieder geraume Zeit, bevor er aufgefordert wurde, obwohl er durch seine feine Manier schon bekannt genug geworden war; die nächste ihm angetragene Sache nahm er ebenfalls unbedenklich an, da sie ihm die gerechteste von der Welt dünkte. Er ist ein Mann von Kopf, Geschick und Fleiß; er führte diese Sache mit Treue und Liebe, mit einer Art von Begeisterung für das Recht seiner Partei; er war des besten Erfolges in seiner Ueberzeugung gewiß, allein — er verlor seinen Prozeß. Er tröstete sich über dies unverdiente Schicksal nun mit verwundetem Herzen. Die zweite Sache, welche er annahm und nicht weniger brav wie die erste führte, verlor er ebenfalls, und das machte ihn stutzig und bedenklich: seine Gegner waren nämlich jedesmal Männer von bedeutenden Connexionen gewesen, und ein noch höher stehender war es, der ihm in dem dritten Prozesse, den er zu

übernehmen sich verpflichtet fand, gegenüberstand. — Er verlor diese dritte Sache ebenso gut als die beiden vorigen. Das Recht hat einmal eine wächserne Nase, und die Gerechtigkeit ist blind, allein nicht taub — wenigstens für den Klang des Goldes; sie ist auch nicht gefühllos — gegen die Grazie einer schönen Frau oder eines hübschen Mädchens.

„Diese bei Zeiten genug dieser letzte Schlag war für den braven Advokaten denn doch ein wenig zu stark. Er legte seine Advokatur nieder, um sie nun und nimmer wieder aufzunehmen, weil er, wie er sagte, nun ganz und gar nicht mehr wisse, was eigentlich in unsern Landen Recht und was Unrecht sei. Er schrieb dies auch nach Einsendung seiner Bestallung an die Behörde und mußte dafür fünfzig Reichsthaler Strafe zahlen. Jetzt zog er in unser Dorf, wo er vor nicht gar langer Zeit von seinem Vater einen sehr ansehnlichen Landbesitz ererbt hatte, den er nun selbst bewirthschaftet. — Diese Verschrobenheit ist der jetzige Bauervogt in unserm Dorfe."

„Da haben wir ja schon wieder eine Originalität, wie Ihr Dorf sie gewiß epidemisch hervorbringt, und diese Bauernsche Manier hat dazu noch etwas ehrenhaftes und darf sich sehen lassen, indeß die fade Nachtwächter-Liebhaberei Ihres albernen Pastoren sich nicht tief genug verbergen konnte, denn in derselben liegt so ganz und gar nichts, als die pure Albernheit.

„Kaum hatte er dies gesagt, als ein sehr einfach, aber eben so anständig und sauber gekleideter hochgewachsener Mann von angenehmer Gesichtsbildung in's

Zimmer trat und höflich mit einem gewissen Freimuth, ohne alle Förmlichkeit grüßte, indem er den hübschen Kopf zwei Mal neigte.

„Der Wolf in der Fabel!“ rief der Wirth, indem er von seinem Stuhle aufstand und dem Eingetretenen mit der unverkennbarsten Freundlichkeit des Wohlwollens entgegenging, worauf er einige Worte leise mit demselben wechselte, von denen uns kein einziges zu Gute kam.

Wir wollen nicht scheinen, auf die Wechselworte der Beiden Acht zu haben; dennoch bemerkten wir im Fluge, daß der Fremde mit einem forschenden Blicke einen Augenblick zu uns hinübersah. Gleich darauf sagte der Wirth zu uns, indem er mit seinem neuen Gaste, dem er einen Sitz anbot, näher und an den Tisch trat:

„Dies ist der Bauervogt im Dorfe, von welchem ich Ihnen so eben erzählte, und welcher, wie Sie, gleichfalls der Trauung beiwohnen wird.“

Der Bauervogt, wie wir, freuten uns natürlich, Bekanntschaft zu machen.

Eben jetzt ließ sich draußen der Bräutigam-Doktor-Nachtwächter lauter als je zuvor hören, indem er auf's Allerkräftigste mehrere Male in sein erschreckliches Horn stieß und dann mit lautester Stimme nach einer bekannten muntern Melodie vor der Thür gleichsam in's Haus hinein sang:

„Hört zu und laßt Euch sagen,
Die Uhr hat fünf geschlagen.

Bald bricht der Morgen an.
Der Mond ist heimgegangen
Und Finsternisse bangen
Am weiten Himmelsplan.

Mir aber steigt jetzt eben
Zu einem neuen Leben
Die helle Sonn' empor.
Es singt Euch, liebe Leute,
Zum letzten Male heute
Darum der Wächter vor."

Dieser Sang, gewiß aus dem Stegreif, stimmte uns alle drei zu großer Heiterkeit, welcher besonders der Wirth sich ohne Zwang hinzugeben schien, was wir aus dem stillen Schütteln seines nicht ganz unansehnlichen Bauches abnahmen. Kurz darauf war der Doktor mit einem Sprunge im Zimmer, umarmte in freudigster Aufregung den wohlbeleibten Wirth, und warf dann Horn und Nachtwaffe, wie seine Pelzmütze, in eine Ecke des Zimmers, wobei er mit komischem Unwillen ausrief: „Da liegt nun, Ihr verfluchten Attribute meiner einjährigen Dienstbarkeit im Fache der Dorf-Nachtwächterei: mir kommt Ihr nicht wieder!"

Jetzt lachten wir Alle laut auf, und es schien sich überall ein recht fröhlicher Muth ausbreiten zu wollen, wie er sich denn wohl zu einer Hochzeit schickt.

Der Doktor war indessen an den Tisch getreten und hob nun eine der angebrochenen Champagnerflaschen empor, sie mit prüfendem Blicke gegen das Licht haltend,

und ſchenkte ſich, als dieſer Prüfungsblick dieſelbe noch halbgefüllt erfunden hatte, ſein nicht allzukleines Glas ſchweppernd voll, darauf erhob er das gefüllte Glas ohne einen Tropfen zu verſchütten, verneigte ſich leicht gegen uns und ſagte:

„Sie müſſen mir es ſchon erlauben, meine geehrten Herren, daß ich zur Abwechſelung einmal einen Toaſt auf mich ſelbſt ausbringe; ich trinke mir eine Gratulation zu meiner glücklich überſtandenen Prüfungszeit zu!“ Dies ſagend, warf er dem dicken Wirthe einen ſprechenden Blick hinüber, den dieſer ſicherlich beſſer verſtand als wir, die wir einmal hier zu ſtetem Räthſeldunkel verdammt zu ſein ſchienen, und darauf trank er ſein Glas auf einen Zug, zwar langſam, aber bis auf den letzten Tropfen aus.

Der Wirth ſchien ſich nun veranlaßt zu fühlen, uns Allen auch einzuſchenken, denn er that es und ſprach dazu mit gemüthlichem Schmunzeln: „Wir wollen desgleichen thun, wenn es den Herren beliebt.

„Wir alle erhoben demnach auch unſere Gläſer, ſtießen mit dem Doktor an und tranken unſern Champagner natürlich in dem Sinne des eben von unſerm Nachtwächter ausgebrachten Toaſtes.

„Kaum waren unſere Gläſer geleert, als die Wirthſchafterin in's Zimmer trat, welche wir für die Frau des muntern Wirthes gehalten hatten, und dieſem in's Ohr redete. Weiß der Teufel, wie viele Heimlichkeiten es hier in allen Ecken und Winkeln gab! Kaum hatte das Frauenzimmer uns wieder verlaſſen, ſo raunte der Wirth wieder dem Doktor einige leiſe

Worte zu, und sogleich erhoben sich Beide von ihren Sitzen, und der Doktor sagte: Sie müssen uns schon auf eine Halbstunde entschuldigen, meine Herren: darnach werden wir uns hoffentlich recht froh und freudig wiedersehen."

Wirth und Doktor verliessen darauf miteinander das Gastzimmer, uns mit dem würdigen Herrn Braun allein zurücklassend.

„Es entspann sich zwischen dem Bauervogt und uns bald ein ziemlich interessantes Gespräch, so interessant mindestens, als es zwischen zwei Juristen nur stattfinden kann, was allerdings nicht allzuviel sagen will.

Dieser Braun war ein Mann von vielen und mannigfachen Kenntnissen, und er erzählte gut und mit Humor manche Data aus seiner kurzen juridischen Praxis und aus seinem Advokatenleben, die wohl aufzuzeichnen werth wären. Er erzählte uns auch umständlicher und ausführlicher als der Wirth es vermocht oder sich Zeit dazu genommen hatte, warum er eigentlich nach seinem Grundsatze die Advokatur hatte niederlegen müssen. Der Mann verdiente wahrlich die höchste Achtung jedes Rechtlichen. Wer hätte ihm das verhehlen dürfen? Wir machten uns ein Vergnügen daraus, ihm das zu sagen.

Jetzt öffnete sich die Zimmerthür und zu uns herein trat unser räthselhafte Nachtwächter an der Hand ein junges Mädchen führend, die im höchsten Liebreiz strahlte, und fast Alles übertraf, was wir je Schönes an Unschuld und geistiger Ausprägung in äußerer Erscheinung gesehen hatten. Es war eins von den Mäd-

chen, wie es deren giebt, in die man sogleich verliebt werden muß, man mag wollen oder nicht.

Sie war freilich bräutlich geschmückt, allein dieser Schmuck erschien in der höchsten Einfachheit und der größte Reiz des Mädchens war der, daß sie von demselben und der Bewunderung, welche sie Jedem einflößen mußte, selber auch nicht ein Titelchen wußte.

Den beiden Brautleuten folgte die Wirthschafterin, vermeintliche Wirthin, in einem zwar veränderten Anzuge, indessen keineswegs geputzt, und diese ward begleitet von einer andern recht hübschen Frau, die, wie wir später erfuhren, die Frau des Bauervogtes war.

Der jetzt noch als Nachtwächter geltende Doktor hatte nichts an seinem lästig schweren Anzuge verändern dürfen, und erschien daher noch immer in seiner groben Amtstracht, wenn auch freilich ohne Horn und Nachtwaffe, welche Beigebsel nebst der Pelzmütze ruhig im Winkel der Stube lagen, wohin er sie im fröhlichen Uebermuthe geworfen hatte. Allein er nahm sich auch in diesem sonst gewiß sehr unkleidsamen Costüme gar nicht übel aus, und sein vor Freude glänzendes, volles und rothbäckiges Gesicht, und ein besonders schelmischer Zug um den hübsch geschlitzten Mund machten ihn zu einer angenehmen Erscheinung, welche eben jetzt nur Heiterkeit erwecken konnte, und wir gaben uns einer solchen mit doppeltem Vergnügen hin, da wir aus der Erzählung, welche er uns kürzlich von seiner armen Schwester und von ihrem Bräutigam, dem braven Johannes, gegeben hatte, nur allzu gut wußten, wie tief dies nun so heitere Gemüth gleicherweise zu empfinden im Stande war.

Er ſtellte uns das junge, ſchöne und erröthende Mädchen als Agathe, ſeine Braut, mit unbefangener Rede vor, ſo wie die hübſche Bauervögtin als ſolche. — Es wurden nur einige Höflichkeitsworte hin und her gewechſelt, welche nicht viel zu bedeuten hatten. Mitten in dieſem überflüſſigen Gewechſel that ſich plötzlich eine Nebenthür angelweit auf und blieb geöffnet.

Der Nachtwächter gewahrte dies kaum, als er auch ſchon die Hand ſeiner Braut erfaßte, mit dieſer der geöffneten Thür zuſchritt und zu uns Anweſenden gewendet ſagte: „Ich bitte Sie insgeſammt, uns folgen zu wollen.“ Damit ſchritt er mit der Braut durch die Thür, wir folgten dem jungen Brautpaare voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, und traten in einen recht anſehnlich großen Saal, der auf mancherlei Weiſe artig genug geſchmückt erſchien und auf's Feſtlichſte erleuchtet war.

Im Hintergrunde des Saales befand ſich ein kleiner Tiſch, den freundliche Hände ſehr hübſch, zierlich und geſchmackvoll zu einer Art von Hausaltar hergerichtet hatten, und auf demſelben gewahrten wir zwei ſchwere ſilberne Armleuchter, deren Wachskerzen nach allen Seiten ihr Licht ausſtrahlten und daſſelbe mit dem der Wandleuchter mengten.

Der Prediger, im vollen Ornate, ſtand bereits unſerer wartend in würdevoller Haltung da vor dem Altare, und als nun das glückliche Brautpaar zu ihm getreten war und wir uns nach üblicher Sitte hinter demſelben gereihet hatten, begann derſelbe ſogleich ſeine Rede.

Gleich bei den erſten Worten fuhren wir unwillkürlich zuſammen, und wurden veranlaßt, uns den Paſtoren etwas genauer anzuſehen, denn die Stimme deſſelben war uns eine allzu bekannte, erſt eben gehörte. Es ging wunderſam in uns herum, als wir dieſe Stimme hörten und dem Seelenhirten genauer in's Auge ſahen. Wir wußten Anfangs nicht, ob wir unſern Augen trauen ſollten, ob es eine Täuſchung war, ob eine frappante Aehnlichkeit uns äffe oder nicht. Aber nein: das konnte nicht ſein! Eine ſolche Aehnlichkeit lag außer den Grenzen einer natürlichen Schöpfung und — wir konnten uns unmöglich täuſchen. Der Wirth und der Prediger waren einmal eine und dieſelbe Perſon, das ließ ſich gar nicht ableugnen. Wir waren beiſpiellos hinters Licht geführt worden, und wir hatten Mühe uns gefangen zu nehmen, nicht laut mit unſerer Verwunderung hervorzubrechen und ſolcherweiſe die heilige Handlung zu ſtören, allein uns gelang ein anſtändiges Verhalten und Schweigen.

Der Gottesmann begegnete mehrere Male während ſeiner Rede den erſtaunten Blicken unſerer unbegränzten Ueberraſchung, und er mochte, wie gewiß auch der verteufelte Nachtwächter, eine gehörige Freude und eine innere geheime Luſt über das glücklich Gelungene empfinden, allein auf ſeinem ernſten und der heiligen Handlung durchaus nur angemeſſenen Amtsgeſichte ließ ſich nichts dergleichen leſen, wenn uns auch ſein Auge etwas weniges Schalkhaftes zu verrathen ſchien, wie es eben dem unſrigen begegnete. Er blieb feſt im Text, wie wir in unſerer einmal acceptirten Stellung als Trauzeuge.

Wir waren bald so vollständig gesammelt, daß wir dem Redner uns ganz und gar widmen konnten, und er zog uns in Form und Weisen an. Wir können nicht umhin zu gestehen, daß der Mann eine Traurede hielt, welche jedes Herz und selber das unsrige ergreifen mußte. Auf eine wirklich geniale Weise verflocht er in seiner Rede die Geschichte von Rabel und Jakob mit der des Nachtwächters und seiner Tochter Agathe, und wir müssen sagen, daß dies mit einem gewissen Humor geschah, der uns bis zu Thränen rührte.

Nach einigen Förmlichkeiten, wie sie bei dergleichen Gelegenheiten unvermeidlich sind, kam der Pastor auf uns zu, reichte uns freundlich die Hand und sagte gutmüthig schmunzelnd:

„Sie sind mystificirt worden, übrigens trägt mein Schwiegersohn einzig und allein alle Schuld, denn nur auf seine Bitte ließ ich mein Pastorat als Wirthshaus und mich selber als Wirth passiren. Das Warum wird er Ihnen selbst entdecken, da er eben zu uns kommt."

Wirklich hatte sich der Doktor so eben von seiner Frau am andern Ende des Saales losgemacht und trat nun zu uns, indem er sagte: „Sie sind überrascht worden, nicht wahr? Aber Sie gönnen mir doch nicht über die Mystification, welche ich mir mit Ihnen erlaubte?"

„Ja, ja!" erwiderten wir mit lächelndem Ernste, „allerdings, und das recht tüchtig! Sagen Sie nur in der Welt Gottes, wie Sie dazu kommen konnten, mit einem Fremden einen solchen Scherz zu treiben,

der uns übrigens, aufrichtig geſtanden, ein reichlich fließender Quell von Vergnügen geworden iſt."

„Das zu hören freut mich ſehr", antwortete der Doktor, „übrigens ſind Sie mir keineswegs ein Fremder. Ich ſchuldige Ihnen die höchſte Dankbarkeit und wollte Sie nicht in's Wirthshaus bringen, ſondern lieber hieher in's Pfarrhaus zu meinem Schwiegervater, um Sie gleichſam unter eigenem Dache zu bewirthen, und damit Sie zu gleicher Zeit an dieſem Frühmorgen mein Frauzeuge wären." —

„Wer von all Dem nur ein Wort verſtände! — Das wäre zum Beſchluſſe noch ein Räthſel, das uns unauflösbarer erſcheint als die früheren."

Der Doktor, der ſeine unkleidſame Nachtwächter-Hülle abgeworfen hatte und ſehr ſauber gekleidet vor uns ſtand, fragte nun:

„Erinnern Sie ſich denn meiner ganz und gar nicht? Betrachten Sie mich noch ein Mal und genauer. Wir ſahen uns gewißlich ſchon, wenn auch nur ein einziges Mal und nicht lange, kaum eine halbe Stunde. Erkennen Sie mich nicht wieder?"

„In der That, nein!" waren wir gezwungen einzugeſtehen, obgleich wir einen jeden der Züge in des Doktors Geſicht ſorgſam durchſichtet und gemuſtert hatten.

„Haben Sie denn auch den Namen Küchler niemals in Ihrem Leben gehört?"

„Küchler? Warten Sie einen Augenblick! — Küchler? — Nein! — Ich erinnere nicht, dieſen Namen jemals in meinem Leben gehört zu haben."

„Sie haben das aber dennoch. Denken Sie ungefähr fünf Jahre, etwas darüber, zurück und — sie müssen den Namen in Ihrem Leben wiederfinden. Denken Sie sich zu damaliger Zeit in das freundliche Preetz zurück, denken Sie an die Swentine und — Ihnen muß der Name Rüchler einfallen."

„Wahrlich nicht, wenn ich mich auch in die Zeit zurückversetze und an Preetz erinnere. — Rüchler? — Nein! — Aber doch! — Halten Sie! — Richtig, vor etwas länger als fünf Jahren retteten wir in Preetz einen jungen Menschen, welcher in die Swentine gefallen war, nicht schwimmen konnte und bereits bis nahe vor die Mühlräder getrieben worden war, zufällig vom sichern Tode. Der junge Mensch kann Rüchler geheißen haben. Wir sind immer gemeint gewesen, er heiße Risler, und sahen ihn nur nach der Rettung eine sehr kurze Zeit, dann aber niemals wieder."

„Nein, er hieß Rüchler, dieser junge Mensch, der nun älter geworden und hier jetzt vor Ihnen steht. Und" — fuhr der Doktor mit gerührter Stimme und glänzendem Auge fort — „der junge Mensch hat seinen edlen Lebensretter sogleich auf den ersten Blick wieder erkannt, wenn er selber auch von demselben längst vergessen ward, und er wird immer und ewig gegen diesen seinen Retter nur eine einzige Dankbarkeit sein, bis an's Grab!"

Die Rührung hat etwas Ansteckendes, wir fühlten uns ebenfalls von der des Doktors ergriffen.

„Lassen Sie mich Sie umarmen!" bat der Doktor. „Ich kann dem Drange dieses Gefühles unmöglich widerstehen!"

Die junge Frau mochte aus dieser Umarmung sehr richtig schließen, wovon die Rede sei, und daß die Wiedererkennungsscene gespielt worden war, denn sie kam eilig herbei, ergriff mit großer Rührung unsere Hand, welche wir ihr nur gar zu gern überließen, und sagte mit weicher Stimme: „Lassen Sie auch mich Ihnen meine Dankbarkeit nachträglich noch ausdrücken, der Sie meinen Theodor aus dem tückischen Wasser der Swentine gerettet haben. Wie hoch verehre ich Sie. Ohne Sie würde ich jetzt nicht die glückliche Frau sein, als welche ich mich fühle. Und" — fuhr die liebenswürdige Doktorin mit unnachahmlicher Naivetät fort — „jetzt umarmen und küssen Sie auch mich. Ich will nicht, daß Theodor allein die Freude haben soll." —

Der Teufel hätte eine so lockende Einladung ausschlagen mögen oder auch nur können! Wir vermochten es nicht. Wir hätten das reizende Weibchen gern hundert Mal umarmt und tausend Mal geküßt und an's Herz gedrückt.

Was gäbe es nach Diesem wohl noch zu erzählen, was den günstigen Lesern von einigem Interesse sein konnte? —

Wir verweilten drei Tage im Kreise der Glücklichen, und lernten hier den Doktor und den Bauervogt, wie auch den Pastoren erst recht schätzen, obgleich noch manche Bizarrerieen des Letztern während dieser Zeit uns zum Vorschein kamen; und wir verließen endlich das Dorf nur, weil es doch sein mußte; wir wären gern immer dort geblieben.

Der Mövenberg.

I.

Wo wäre wohl Jemand in den Herzogthümern, der nicht den Mövenberg und nicht das jährlich sich wiederholende wahrhafte Volksfest kennte, welches das „Mövenschießen" genannt wird, und dessen Ursprung sich in's graue Alterthum verliert?

Für die Deutschen anderer Gauen lassen wir in der Kürze das Nächstfolgende der Sage vorausgehen, welche wir den Lesern mitzutheilen im Begriffe stehen.

Der sogenannte „Mövenberg" ist eine kleine Insel in der Schlei, auf der Jung und Alt, Vornehm und Gering, Vernünftig und Unvernünftig, Klein und Groß alljährlich ein Fest feiert, wobei kaum mehr zu verwundern, als daß nicht eine tüchtige Anzahl Menschen dabei zu Schaden kommt oder getödtet wird; so toll und blind geht es dabei her. Allein man hört jedes Jahr nur von einzelnen Verwundeten, selten von einem tödtlich Verletzten.

An jedem Tage des heiligen Gregorius, und gerade an diesem einzigen, wie man sagt, zieht eine

zahllose Menge von Möven der erwähnten kleinen Insel zu, um dort zu nisten und zu brüten. Von der Stadt ist diesen längsterwarteten Gästen ein eigener Wächter bestellt welcher auf dem Berge gleichsam den Hofmarschall oder Majordomus macht, und es zu verhüten hat, daß die Vögel in der Ausführung ihrer Absicht behindert und gestört werden. Es ist dieser Beamte in der Regel ein Fischer und heißt im Munde des Volkes überall nicht anders, als der „Mövenkönig".

Diese Beschützung und Hut der Möven von Amtswegen dauert indessen nur so lange, bis sie zwei Mal voll ausgebrütet haben. Ist dies ihr Geschäft vollbracht, und ist die dritte Brut mindestens aus dem Ei gekrochen, so haben die Funktionen des „Mövenkönigs" für diesmal ihr Ende erreicht, und die bis dahin so sorglich beaufsichtigten und behüteten Möven sind gleichsam vogelfrei erklärt. An einem Tage, der aber ein Sonnabend sein muß, bricht das Fest des „Mövenschießens" an, und Mittags mit dem zwölften Glockenschlage, stürmt über die Hälfte der ganzen männlichen Bevölkerung der Stadt Schleswig, in deren dichtester Nähe die Insel gelegen ist, und eine Menge zu diesem Feste herbeigereister Fremder, die sich mit den guten Schleswigern schon ein Jahr darauf gefreut hat, auf allen Nähnen und andern Fahrzeugen, deren habhaft zu werden ist, mit jedem möglichen Gewehr, wohl auch mit Knitteln bewaffnet, auf den Mövenberg ein, und eine Art des gräßlichsten Vertilgungskrieges, den man sich nur denken mag, beginnt gegen die unglücklichen Vögel theils auf der Insel selbst und theils auf dem

Waſſer. Alle Möven, alte und junge, welche nur flügge, ſind das Ziel der mit Schießgewehr bewaffneten Schützen. Diejenigen von den Vögeln, welche ſich von der Erde noch nicht erheben können, verfolgt die Schleswigſche hoffnungsvolle Jugend, welche noch kein Gewehr abſchießen kann, mit Stöcken und Knitteln, und ſchlägt ſie erbarmungslos todt. Der nackten Jungen ſelber wird nicht geſchont, und die noch etwa ſich vorfindenden nicht bebrüteten Eier ſind ebenfalls eine gute Priſe, und werden mit nach Hauſe geſchleppt von Jedem, der ſich damit bebürden mag.

Dies Mordfeſt dauert gerade nicht länger und nicht kürzer als runde vier und zwanzig Stunden, d. h. bis zum Glockenſchlage Zwölf des folgenden Sonntagmittag.

Aengſtlich ſchreiend umkreiſen die armen, aus ihrer langen Sicherheit ſo plötzlich aufgeſcheuchten und mit zahlloſen Schüſſen überall verfolgten Möven Anfangs eine geraume Zeit den Berg und ihre kleinen, noch nicht flüggen Jungen ſammt ihren Neſtern, dann endlich, da ſie gewahr werden müſſen, daß die blutige Verfolgung gar kein Ende nehmen will, ziehen die übrig Gebliebenen alle, ſchreiend und gleichſam in tiefer Trauer und in der Ordnung eines Leichenzuges davon, jedoch nur, um im künftigen Jahre am Tage des heiligen Gregorius wieder zu kommen, wo es denn nach einer Weile eben ſo grauſam auf's Neue über ſie hergeht, wie im entwichenen Jahre. Warum kommen ſie doch wieder?!

Sie müſſen wiederkommen: denn das Geſchlecht dieſer Möven iſt an die Inſel gebannt, wie die Sage uns mit allem möglichen Ernſte verſichert; ſie können gar nicht, oder doch nur bedingungsweiſe von dem Berge loskommen. Sie ſind die Nachkommen von zwanzig in Möven verwandelten Rittern, welche bei Gelegenheit eines abſcheulichen Mordes falſch Zeugniß ablegten zu Gunſten des vornehmſten Mitſchuldigen, und einen Meineid ſchworen, ſo wie derjenigen, welche weiter bei dieſer Bluttat betheiligt geweſen.

Schon ſind ſechshundert Jahre ſeit dieſer Verwandlung verfloſſen, allein der Fluch, der die Verwandelten zu gleicher Zeit an die Inſel bindet, kann nur gebrochen werden, wenn ſie der „Mövenkönig“ drei Mal im Stiche läßt, d. h. wenn ſie drei Mal nach einander in der Zeit vor dem „Mövenſchießen“ keine Ruhe auf der Inſel zum zweimaligen Brüten finden. Das erſte Mal brauchen ſie in ſieben Jahren nicht wieder zu kommen, das zweite Mal dürfen ſie während vierzehn Jahren wegbleiben, und mit dem dritten Male iſt endlich denn der Zauber gelöſ't, der ſie in Thiergeſtalt eingehüllt und auf die Inſel verwieſen hat. Dann ſteigt auch die alte Jürgensburg, in grauer Zeit einſt die Reſidenz ſo manches berühmten Beherrſchers Schleswigs, von welcher noch unter dem Raſen des Mövenbergs alte Kellermauern und verfallene Gewölbe entdeckt worden ſein ſollen, das Schloß, in welchem der entſetzliche Mord begangen worden, plötzlich wieder aus der Erde empor, wie es darein verſunken,

in alter Pracht und Herrlichkeit, und alle diese Möven werden es als ſtattliche Ritter umſtehen.

In der Kriegszeit des Jahres 1814 ſind dieſe Möven ein Mal in ihrem Brüten, wahrſcheinlich durch die fremde Soldateska, geſtört worden, und dem zu Folge auch erſt nach Verlauf von ſieben runden Jahren auf der Inſel wieder erſchienen. Seitdem hat man auf ſie beſſer Acht gehabt, und hat Schleswig ja auch nicht bis zum Jahre 1848 Kriegesgeräuſch vernommen. Was jedoch in den unglücklichen Zeitläuften ſeit jenem Jahre vielleicht in Betreff ihrer vorgefallen ſein dürfte, iſt uns nicht zu Ohren gekommen. —

Allein welche grauenhafte Blutthat war es denn, die dieſen Fluch herabrief auf die Häupter der Mörder und Meineidigen?

II.

Erich, wegen der Schatzung, mit der er die Pflüge belaſtete, in der Geſchichte durch den Spitznamen „Ploppenning“ bezeichnet, König von Dänemark, und Abel, Herzog von Schleswig, hatten, obzwar Vollbrüder, ſeit dem Tode ihres Vaters Waldemar II. in beſtändigem Groll und Hader mit einander, und in nur ſelten unterbrochenem oft ſehr blutigem Kriege gelebt.

Herzog Abel und ſein ihm gleichgeſinnter Bruder Chriſtoph konnten, als kaum König Waldemar die Augen geſchloſſen, ſogleich ſchon nicht den Aerger und

den Neid im Herzen unterdrücken, den sie darüber empfanden, daß Erich, zum Könige erlesen, seines Vaters Thron bestieg, obwohl beide von dem Verstorbenen mit großen Erbgütern bedacht worden waren, und die bedeutendsten Fürstenthümer, Abel Schleswig, und Christoph Laland und Falster erhalten hatten. König Erich fand dahingegen die Erbgüter-Portion seiner Brüder wohl eben nicht mit allzugroßem Unrecht viel zu bedeutend und der politischen Lage seines eigenen dänischen Reiches höchst unangemessen und nachtheilig.

Wahrscheinlich nur allein aus Abneigung und Groll gegen seinen Bruder Erich vermählte sich Herzog Abel mit Mechtild, Adolys IV., Grafen zu Holstein, Tochter, und trat auf diese Weise offenbar feindlich dem Könige gegenüber, denn durch diese Verbindung kam er mit jenes Grafen Söhnen, und mit vielen andern Deutschen Fürsten und Herren, welche sich mit Adolph IV. zur Wiedereroberung Nordalbingiens vereint hatten, in die genauesten und freundschaftlichsten Verhältnisse, was den König gewiß sehr empfindlich berühren mußte. Doppelt verdroß es auch diesen, da er so eben im Begriffe stand, die Niederlage seines Vaters an dessen Feinden zu rächen und Holstein zu erobern: denn Herzog Abel, als er ihn aufforderte, ihm als Lehnsmann der Krone Heeresfolge zu leisten und ihn auf diesem Kriegeszuge mit Roß und Mann zu unterstützen, versagte ihm nicht nur allen und jeden Beistand in dieser Fehde, sondern erklärte ihm auch unumwunden, daß er, als Vormund seiner Schwäger, der jungen Holsteinischen Grafen Johann und

Gerhart, das Land Holstein gegen einen Jeden vertheidigen werde und müsse, er sei, wer er sei. Erich, in der Ueberzeugung von seinem Rechte, griff Rolding, das Schloß Abels an, und dieser zog in derselben Ueberzeugung gegen seinen Bruder, den König, in's Feld; zu Lande mit dem eigenen Heere und dem seiner Bundesgenossen, zur See mit der Lübecker Flotte. Endlich kam jedoch ein Vergleich zu Stande, nachdem sich andere friedlicher gesinnte Fürsten zwischen diesen Bruderzwist gelegt hatten.

Kaum aber war diese Fehde beigelegt und zu Ende, kaum hatten sich jene Friedensstifter ihres gelungenen Werkes erfreut, als auch schon ein neuer Zwiespalt ausbrach, der dem ersten an Erbitterung nichts nachgab.

Der König nämlich stellte an den Herzog das Verlangen, es sollte dieser das Herzogthum Schleswig von ihm zur Lehn nehmen und ihm den Lehneid leisten. Abel dagegen stellte die Behauptung auf, daß er Schleswig als ein freies Erbland schon bei Lebzeiten seines Vaters erhalten habe, was die Historie auch nicht in Abrede stellt.

Ein jeder der Brüder bewarb sich nun eine Partei, und fand sie auch.

Dieser Krieg scheint sich durchaus ganz und gar nur auf wechselseitige feindliche Einfälle und auf Verheerungen der feindlichen Lande beschränkt zu haben, denn zu eigentlichen Schlachten kam es nicht. Der König fiel über Rolding und Ribe her, und verwüstete das Herzogthum Schleswig so weit es ihm

nur möglich war; der Herzog machte seinerseits wieder einen Einfall in das Königreich Dänemark, und rächte sich dort an dem Könige durch dieselbe Verheerung, die dieser in seinem Lande angerichtet hatte.

Da kam dem Könige durch seinen Statthalter in Esthland, und durch eine Gesandtschaft des deutschen Ordens die ebenso unerwartete als unerfreuliche Nachricht, der Großfürst von Nowgorod, der eroberungssüchtige Alexander Newsky, sei in das Gebiet des deutschen Ordens eingefallen, und es begleitete diese Kunde die dringendste Bitte um schleunige Hülfe und Unterstützung der hart Bedrängten gegen jene Nordischen Barbaren.

Diese Bitte war für König Erich unter den Verhältnissen wie sie ihn antraf, eine nicht so leicht und nicht so gleich zu lösende Aufgabe, denn um sie erfüllen zu können, bedurfte er unumgänglich eigene Sicherheit, Ruhe und Frieden in seiner nächsten Nähe, wenn er nicht alles auf's Spiel setzen wollte. Er begann daher mit seinem Bruder Abel Verhandlungen anzuknüpfen, und war nicht allein so glücklich, einen Waffenstillstand mit diesem zu Stande zu bringen, sondern er wußte den Herzog auch zu überreden, an dem bevorstehenden Feldzuge gegen die Barbaren Theil zu nehmen und sich ihm, dem Könige anzuschließen. Dadurch verstärkte Erich nicht allein seine Kriegsmacht um ein Bedeutendes, sondern er hatte auch die Freude, sich im Rücken keinen Feind zu lassen.

Beide Brüder hatten gerade Alles in Bereitschaft gesetzt, um mit Nachdruck den eingedrungenen Feind

aus deutſchen Gauen zurückzuweiſen, ſie waren eben vollſtändig gerüſtet und für und fertig gegen die Nordiſchen Eindringlinge vorzurücken, als ſie die Botſchaft erhielten, der Großfürſt ſei nicht weiter vorgedrungen, ſondern anſtatt deſſen zurück gegangen, und jetzt keinenfalls mehr Gefahr vorhanden, daher ein Heereszug auch unnöthig geworden.

Weil die beiden Fürſten ſich nun einmal gerüſtet hatten, ſo kam ihnen die Nachricht von dem Rückzuge nicht eben ganz gelegen, denn Jeder von ihnen war ein tapferer Mann und dem Kriege und Thatenruhm nicht abgeneigt. Bei der Sache ſelbſt war nichts weiter zu machen, denn trotz jenes Rückzuges vorwärts zu gehen und den Großfürſten in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen und zu bekriegen, ſchien ihnen eine zu weit ausſehende Unternehmung, und jedenfalls war für eine ſolche ihre Kriegsmacht auch bei Weitem nicht anſehnlich genug. Die Rüſtungen wurden daher wieder abgeſtellt, und der König begnügte ſich, ſeinem Statthalter einige Verſtärkung zuzuſenden.

Der Groll der beiden Brüder dauerte indeſſen unauslöſchlich fort, und hatte, ungeachtet ihres eben mitgetheilten Zuſammenwirkens hinſichtlich eines Feldzuges gegen den Großfürſten von Nowgorod, eigentlich nie aufgehört, in den Tiefen ihrer Seele fortzulodern, wiewohl von beiden Seiten Keiner gegen den Andern offenkundig einen feindlichen Schritt verſuchte. Herzog Abel konnte indeß doch nicht ruhen, heimlich gegen den König zu machiniren, und unter Anderm mißlang es ihm nicht, Erichs Reichsſiegel-Bewahrer,

Niels Niſſen, Biſchof von Roeskilde durch Beſtechung auf ſeine Seite zu bringen, und er gedachte ihn noch ſo weit zu bringen, daß der Beſtochene das Geld der Königlichen Schatzkammer zu einer Verſchwörung gegen den König anwende. Allein Erich kam dieſem Komplotte noch zur rechten Zeit auf die Spur, und der Biſchof entkam mit genauer Noth durch die Flucht einer wohlverdienten Strafe. Er wendete ſich nach Schleswig zu dem Herzoge Abel, während der König ſeine Beſitzungen einzog.

Folgenden Jahres verlangte König Erich zum andern Male vom Herzog Abel, und nun auch von ſeinen andern Brüdern, Knud und Chriſtoph, auf's Ernſtlichſte, daß ſie nun endlich ohne Widerrede die Belehnung, der Eine für Schleswig, der Andere für Blekingen, und der Dritte für Laland und Falſter von ihm annehmen und ihn als ihren Lehnsherrn anerkennen ſollten. Außerdem beanſpruchte er auch noch, daß Herzog Abel das Schloß Swendborg, das dieſer aus der Verlaſſenſchaft Waldemars II. beſaß, abtrete, weil er ein allzureichliches und ganz unverhältnißmäßiges Erbtheil vom Vater erhalten habe, wodurch Erich allzuſehr beeinträchtigt worden ſei.

Man muß geſtehen, daß insbeſondere dieſe letztere Forderung Erichs mindeſtens kein Recht auf ihrer Seite ſtehen hatte, denn Abel beſaß Alles, was er ſein nannte, unter dem beſten Rechtstitel, mochte es nun nach Billigkeit zu viel ſein oder nicht, das durfte nicht in Betracht kommen. Brüderlich handelte Erich nun am allerwenigſten, indem er ſeinem Bruder einen

Theil seines ihn einmal überlassenen Besitzthums zu entreißen trachtete.

Wir erwähnen dies nur der historischen Gerechtigkeit wegen, keineswegs um den Herzog in Schutz zu nehmen, noch weniger aber, um seine ganze Handlungsweise gegen den König entschuldigen, am Wenigsten aber, um ein endliches Verbrechen rechtfertigen zu wollen.

Die drei Brüder Abel, Knud und Christoph, machten insgesammt und gegen sämmtliche Verlangen Erichs wiederholt die Einwendung geltend, daß ihre Herzogthümer Erbtheile und ihnen als Königssöhnen gegeben worden, demnach dieselben auch nicht als dänische Reichslehen zu betrachten seien, und daß sie in Folge dessen ohne alle Lehnsverbindlichkeit und frei von jeder daraus abzuleitenden Pflicht gegen den König von Dänemark dieselben besäßen. So und nicht anders, behaupteten sie, hätte es auch ihr großer königlicher Vater festgestellt. Sie wollten daher erwartet haben, daß König Erich es bei der väterlichen Bestimmung beließe und keine Aenderung in derselben vornehme.

König Erich, der vielleicht doch noch endlich diesen Einwendungen seiner Brüder Gehör geschenkt haben würde, wenn er nur allein den Eingebungen seines Herzens gefolgt wäre, wollte, nachdem er den Rath seiner Getreuen angehört hatte, von diesem Widerspruche Abel's, Knud's und Christoph's nichts wissen, sondern deren Behauptungen als durchaus nichtig und hinfällig erklärend, bestand er eisern auf die Erfüllung

aller ſeiner Forderungen. Die Herzöge glaubten nicht nachgeben zu dürfen, und rüſteten ſich darum auf das Ernſteſte, um ihre Gerechtſame mit den Waffen in der Hand wahrzunehmen.

So brach denn der Bruderzwiſt, der immer nur auf kurze Zeit ruhete, auf's Neue in Kriegesflammen aus.

Herzog Abel hatte vielen und großen Anhang in Dänemark. Ihm zur Seite ſtanden ſeine Brüder Knud und Chriſtoph. Die däniſche Geiſtlichkeit war größtentheils mit dem Könige unzufrieden, eine Menge Adelicher nicht minder, und das Volk murrte überall wegen der ihm aufgelegten „Pflug-Schatzung“.

Hoffnungsreiche Ausſichten für den Herzog von Schleswig, der ſeinem Bruder von jeher die Krone mißgönnt hatte, und ſie ſo gerne auf's eigene Haupt geſetzt hätte! Er brach in Fyen ein; Odenſee ward verbrannt, und zugleich ließ er ſein Erbſchloß Swendborg auf's Schleunigſte beſſer befeſtigen.

Allein König Erich war auch ſeinerſeits nicht läſſig und hatte ſich bald in wehrhaften Stand geſetzt. Nicht lange, ſo nahm er Swendborg ein und — übergab es den Flammen. Der vom König gleich darauf verjagte Herzog Chriſtoph floh zu ſeinem Bruder Abel, Herzog Knud wurde Erichs Gefangener und erſt ſpäter durch die Lübecker wieder aus ſeiner Gefangenſchaft befreit.

Obwohl nun auch Holſtein vom Könige überfallen und mit Feuer und Schwert verheert wurde, ſo ſetzten Chriſtoph und Abel in Schleswig nichts deſto

weniger den Krieg mit Energie und Nachdruck fort, eroberten einen Theil des Landes glücklich wieder, zogen vor Ribe, und gewannen auch dieſe Stadt ſammt dem Schloſſe. Der Biſchof Eske nebſt einer guten Anzahl von Rittern und Hofbedienten des Königs, ja ſelber die zwei königlichen Prinzeſſinnen Sophia und Ingeborg, wurden ihre Gefangene und zur Verwahrung nach Segeberg gebracht. Abel ließ die Städte Wedel und Randers nebſt vielen Bauerwohnungen abbrennen, während Erich dagegen Laland und alle Schlöſſer und Leben ſeiner Brüder einzog, deren er mächtig zu werden und einzuziehen vermochte. Darnach zog er nach Jütland, ſtand nun ſeinerſeits vor Ribe, nahm die Stadt ein, machte viele von Abels erſten Rittern und Herren vom Adel, die zur Vertheidigung des Schloſſes da waren, zu Gefangenen und ließ ſie nach Seeland bringen. Nun brach er auch in Schleswig ein und eroberte Kolding und Hadersleben, wie auch Apenrade ſammt den umliegenden Dörfern.

Endlich, nachdem ein Kriegselend das andere gejagt hatte, kam, wie gewöhnlich, wieder ein Vergleich zwiſchen den erbitterten Gegnern zu Stande.

Allein auch dieſer Friede währte kaum ein Jahr. Der Krieg brach nochmals aus ſeinen allzu lockern Banden los, und ward von beiden Seiten wo möglich mit noch größerer Erbitterung geführt, als je zuvor. Erich drang in Schleswig unaufhaltſam ein. Sein Bruder Chriſtoph, der ihm entgegen gezogen war, ward geſchlagen und gefangen. Flensburg wurde in Aſche gelegt, und das ganze Herzogthum beiſpiellos verheert.

Das feste Rendsburg hatte der König noch in seiner Gewalt. Es befehligte dort Heinrich Aemeltorp. Dieser tapfere und seinem Könige mit Leib und Seele treu ergebene Mann, verabredete mit Erich einen Plan, die Stadt Schleswig zu überrumpeln und einzunehmen, und es ward dieser Plan auch sofort zur Ausführung gebracht. Der König versuchte des Herzogs Aufmerksamkeit von Aemeltorp ab und ganz auf sich zu ziehen, weshalb er verschiedene Städte in Holstein angriff, und dieser Versuch gelang auch, indem sich Abel ihm sofort entgegensetzte und Rendsburg ziemlich aus den Augen ließ. Unterdessen nahm Aemeltorp an einem Spätabende eine tüchtige Anzahl auserlesener Krieger aus Rendsburg in die Hand, führte sie in der Nacht, ohne bemerkt zu werden und Widerstand zu erfahren nach Schleswig, überrumpelte glücklich die Stadt und gewann sie, bevor die Bürger selber wußten, wie ihnen geschehen war. Der Schrecken und die Verwirrung war groß. Alles was fliehen konnte machte sich auf die Flucht, und Viele entkamen glücklich; Viele wurden aber auch am Entkommen verhindert, und selber der eigenen Tochter des Herzogs Abel gelang es nur mit genauer Noth und unter der allerärmlichsten Verkleidung, im Gemisch mit andern von Lumpen bedeckten Flüchtlingen, die Stadt zu verlassen.

König Erich behauptete nun eine Zeitlang das Herzogthum Schleswig, und regierte es unumschränkt nach seinem königlichen Willen, wogegen Abel sich gezwungen sah, sein Land zu räumen, es mit dem Rücken anzusehen, und sich bald zu dem Einen, bald zu dem

Andern seiner Bundesgenossen zu begeben, die da waren: Gerhard, Erzbischof von Bremen, die Grafen von Holstein, Johann und Gerhard, die Lübecker, und außerdem noch viele andere deutsche Fürsten und Herren.

Diese unterstützten den Herzog auch kräftig, und mit dieser Hülfe flog Abel eiligst in sein Herzogthum zurück, vertrieb Erich aus demselben, fiel in Jütland ein, und verödete es, wie und so vollkommen es ihm nur möglich war. Dann aber zog er sich wieder auf Schleswig zurück, als man hörte, daß der König, der sich in Fyen, Seeland und Schonen bedeutend verstärkt hatte, wieder vorzurücken Miene machen sollte. —

Es waren aber diese unaufhörlichen Bruderkriege lange schon den Besten und Redlichsten der Geistlichkeit und des Adels, so wie der übrigen Stände im Königreiche und in den Herzogthümern ein Gräuel gewesen, den sie aus innerster Seele verabscheuten. Selber einige deutsche Fürsten von biederm Charakter und christlicher Gesinnung nahmen ein großes Aergerniß daran, verhehlten ihr aufrichtiges Mißfallen nicht, und gaben ihren Wunsch, diese widerlichen Fehden ein Ende nehmen zu sehen, laut zu erkennen. Das thaten insonderheit Johann, Markgraf von Brandenburg, der die Schwester der feindlichen Brüder, Sophia, zur Gemahlin hatte, Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, und Herzog Albert von Sachsen.

Die Unterhandlungen der verschiedenen Gesandtschaften dieser Fürsten, welche zum Zwecke hatten, endlich den so tief zertretenen, so lange durch den gräu-

lichsten Krieg verwüsteten Ländern einen dauernden Frieden zu verschaffen, blieben lange ohne Erfolg, weil der Herzog sowohl wie der König eigensinnig auf ihren vermeinten Rechten bestanden, und keiner von ihnen Fingerbreit nachgeben wollte. Endlich, nachdem selber die Markgräfin von Brandenburg in Person Alles bei ihren Brüdern Erich und Abel versucht hatte, um eine friedliche Vereinbarung unter denselben zu erzwecken, allein auch dieser Ausfluß schwesterlicher Sorge und Liebe vergebens gewesen, und die Prinzessin aus Gram und Kummer über dies Mißlingen sogar gestorben war, gelang es durch die unsäglichste Geduld und mit der größten Mühe dennoch, wider alles Erwarten, den Gesandten, zum ersehnten Ziele zu gelangen, und die streitenden Parteien zu einem End-Vergleiche zu bringen.

Nach dem Inhalte dieses so schwer errungenen Vergleiches sollten König Erich und Herzog Abel fortan für immer Freunde sein und in brüderlicher Eintracht mit einander leben. Dieser sollte das Herzogthum Schleswig als Lehn besitzen und Ersterm als seinen Lehnsherrn anerkennen. Ebenfalls sollte Knud wiederhergestellt werden in seiner Würde, sein Lehn als Herzog besitzen, dasselbe aber feierlich zuvor von seinem Bruder, dem König, empfangen. Mit Christoph hatte sich dieser schon früher verglichen. Jeder von den bei diesem Vergleiche Betheiligten sollte den Schaden für sich tragen, den er bis dahin erlitten hatte. Die Bundesgenossen der Herzöge — so lautete dieser Vertrag weiter — sollten in diesen Frieden mit ein-

geſchloſſen ſein, und endlich ſollte überhaupt ein Jeglicher ohne Ausnahme alles Das wiedererhalten, was er beieſſen hatte und ihm genommen worden war.

Erich und Abel ſchwuren ſich nun auf's Feierlichſte unter den heiligſten Eiden, ſtete, unverbrüchliche und aufrichtige Freundſchaft und herzliche Brüderlichkeit, und nachdem dieſe öffentlich ſtattbabende feierliche Handlung ihrem Sinn und Inhalte nach auf's Bündigſte verbrieft und beſiegelt worden war, verbürgten zwanzig Ritter und „gute Männer“ von königlicher und herzoglicher Seite ſich nach damaliger Sitte auch noch außerdem „für die Haltung dieſer Eide“ auf die Art und Weiſe, daß, „im nicht vorausſetzbaren, ſondern nur angenommenen Falle“, wenn von einem der beiden Theile die geleiſteten Eide nicht gehalten werden ſollten, die zwanzig Ritter und „guten Männer“ von dieſer Seite auf die des andern Theils übertreten und deſſen Partei unbedingt und ſonder Ausflucht ergreifen ſollten.

III.

So war denn endlich ein Friede von glücklicherer Ausſicht als noch iemals zuvor unter den beiden Brüdern geſchloſſen, denn es hatte derſelbe jetzt bereits, im Jahre 1250, über zwei Jahre ununterbrochen gedauert, und es bot ſich eben nicht die geringſte Beſorgniß dar, daß er von irgend einer Seite, weder von Abel noch von Erich verletzt werden werde. Freilich entſpann ſich gleich nach des Königs Rückkehr von einem Zuge

nach Eſthland, zwiſchen dieſem und den Grafen zu Holſtein, welche ihre gerechten und wohlbegründeten Anſprüche auf Rendsburg zur Geltung bringen wollten, eine neue und hartnäckige Fehde, zu welcher ſich die Grafen mit dem Erzbiſchof von Bremen, dem Biſchof von Paderborn und den Lübeckern verbunden hatten, und eben mit ihren Verbündeten das feſte Rendsburg belagerten: allein Herzog Abel betheiligte ſich bei dieſer Sache gar nicht, und that nicht anders, als gehe ſie ihm auch nicht das Mindeſte an. Ein Betragen, das ihn in des Königs Vertrauen feſter als noch zuvor ſetzte, nach deſſen Meinung ſein Bruder ſonſt die gefährliche Gelegenheit hätte, ihm, wenn er wollte, Schaden zu thun, und den Kampf zu erneuern, der vor zwei Jahren geſchlichtet worden war. Abel mochte nun entweder zu ehrlich ſein, den kaum erloſchenen blutigen Zwiſt in Veranlaſſung dieſer ausgebrochenen Fehde auf's Neue zu entzünden und den beſchworenen Frieden zu brechen, oder er mochte eine noch günſtigere Gelegenheit abwarten wollen, ſeine nie geſtorbenen Herrſcherpläne in Ausführung zu bringen, gleichviel, die Hiſtorie, und wir mit ihr, müſſen ihm ſein Recht widerfahren laſſen, und durften es nicht verſchweigen, daß er an dieſem Kriege zwiſchen den holſteiniſchen Grafen und Erich durchaus keinen Theil nahm, weder unmittelbar noch mittelbar.

Der König hatte zur Zeit ein ſtattliches Kriegsheer auf die Beine gebracht und verſammelt, um das hartbedrängte Rendsburg zu entſetzen; zugleich aber auch, um mittelſt deſſelben die „Pflug-Schatzung“, den

„Ploppenning“, von den widerspenſtigen Nordfrieſen, die denſelben zu zahlen ſich weigerten, einzutreiben, und die Dithmarſcher zu beſtrafen, welche ſich ſeit der Schlacht von Bornhöved wieder zum Stifte Bremen hielten.

Mit dieſer für die damalige Zeit gewiß nicht verwerflichen Kriegsmacht rückte er jetzt eiligen Marſches vorwärts und auf Rendsburg zu.

Eben war er bis an's Dannewerk gekommen, wo er ſeinem Heere eine kurze Raſt zu vergönnen beſchloſſen hatte, als er auch ſogleich einige ſeiner Vertrauteſten bei Seite um ſich berief, unter welchen ſich auch ſelbſtverſtändlich Heinrich Remeltorp, als ſein oberſter Heerführer, befand, und ihnen einen Plan enthüllte, den er ſchon längſt gefaßt und ausgebildet haben mochte, bis dahin aber noch einem Jeden verſchwiegen hatte.

Alle ſeine Vertrauten waren aufs höchſte erſtaunt über des Königs Eröffnung, wollten ihren Ohren kaum trauen und wußten nicht was ſie ſagen ſollten. Allein nicht gewohnt, dem Könige ſtets zu ſchmeicheln, oder durchaus jeden Widerſpruch gegen ihn zurückzuhalten, im Gegentheile immer bereit, ihre eigene Meinung frei auszuſprechen und wo möglich zur Geltung zu bringen, ſchüttelten ſie ſchon während Erich's Enthüllung mißbilligend und bedenklich die Köpfe; als jedoch der König ſeiner Rede, worein die Eröffnung gewickelt, zu Ende gebracht hatte und Keiner noch recht wußte, wie er auf dieſelbe erwidern und ſein Dafürhalten am beſten zu erkennen geben wollte, kannte ſchon Heinrich

Aemeltorp seiner Ungeduld nicht länger mehr Herr bleiben, sondern sagte rasch und ohne Einleitung, auch nicht auf gefällige Hofmannsweise zu seinem königlichen Herrn:

„Und Ihr gedenkt gar nicht mehr Eures Traumes, den Ihr vor nicht gar lange in Estland gehabt, obgleich Ihr ihm, als Ihr mir ihn mittheiltet, einige Wichtigkeit beizulegen schienet? Ihr habt desselben nun mit einem Male vergessen? Das nimmt mich Wunder und betrübt mich zugleich."

„Ich habe Dir den Traum erzählt, Heinrich," antwortete der König, sich ausschließlich an Aemeltorp wendend und nicht ohne einigen Vorwurf, „ich habe ihn Dir erzählt, allein bisher noch keinem Andern, weil mir, wie ich gemeint, mir dazu immer noch Zeit bliebe, wenn ich anders mich entschlossen, es zu thun. Da Du jedoch nun aber hier vor unsern Freunden seiner zu erwähnen für angemessen gehalten hast, so darf mich nichts zurückhalten, auch ihnen die wunderbare Erscheinung mitzutheilen, welche mich vor Kurzem heimsuchte: denn es ist wahr, daß ich in Estland einen Traum hatte, welcher Keinen, der ihn gehabt, wohl ganz gleichgültig gelassen haben würde," und der auch für mich nicht ohne allen und jeden Eindruck blieb. „Zu einem ganz unbegründeten Mißtrauen gegen meinen Bruder Abel wird er mich indessen nie bewegen können."

Aemeltorp stand vielleicht ein wenig beschämt darüber, daß er so vorlaut gewesen; jedenfalls fühlte er, daß er hätte schweigen können und sollen.

„Ich werde Euch meinen Traum erzählen," fuhr Erich fort, ſich an Alle, die ihn umgaben, insgeſammt wendend, „und Ihr werdet mir geſtehen müſſen, daß man einen dergleichen nicht alle Tage hat."

Die däniſchen Ritter horchten aufmerkſam auf den König, der weiter ſprach:

„Ich hatte mich einſt den Tag über mit ſchweren Sorgen herumgetragen, und ſelber die Nacht über wollten ſie mir noch keine Ruhe vergönnen. Vergebens verſuchte ich alles Mögliche, um ſie von meinem Lager zu entfernen, und erſt gegen Morgen genoß ich eines kurzen und ſehr unruhigen Schlummers, und manche Träume gaukelten vor meinem innern Geſichte. In einem von dieſen erſchien mir eine weiß gekleidete, ſehr ehrwürdige Geſtalt mit einer tiefrothen und weitklaffenden Todeswunde auf der Bruſt. Sie gab ſich mir als den heiligen Wenceslaus von Böhmen kund, der bekanntlich von ſeinem eigenen Bruder ermordet wurde. Er redete lange und viel mit mir, doch erinnerte ich am Morgen meines Erwachens nicht ſo viel davon, um es in einen verſtändlichen Zuſammenhang zu bringen. Unvergeßlich waren mir dagegen die letzten Worte des Heiligen geblieben. Er ſagte nämlich zu mir: „Sei getroſt, mein Bruder, wenn es Dir auch nicht beſſer gehen wird als mir. Denn ich, Wenceslaus, den Du ehren ſollſt, verkündige Dir, daß Du auf dieſelbe Art umkommen wirſt, auf welche ich umgekommen bin. Doch will ich, daß Du zuvor hier im Lande ein Kloſter ſtifteſt!" — Das iſt der Traum, auf welchen Aemeltorp hier anſpielt."

„Träume ſind öfters Warnungsſtimmen des Himmels!“ ſagte der Biſchof Eske, der ſich ebenfalls in des Königs Nähe befand.

„Und darum ſicherlich der höchſten Beachtung werth,“ fügte Weiſel Spang hinzu.

„Ich traue dem Herzog nicht über den Weg!“ ſprach raub Peder Steen, „und ich würde es nicht thun, wenn er auch mein eigener Bruder wäre.“

„Und glaubt Ihr etwa nicht an den Traum?“ fragte Heinrich Remeltorp rückſichtslos.

„Wozu dieſe Frage?“ entgegnete Erich.

„Nun,“ fuhr Jener unbeirrt fort, „glaubt Ihr nicht daran, warum ließt Ihr denn ſogleich nachdem Ihr denſelben gehabt, den Bau eines Kloſters zu Reval beginnen und laßt ihn bis auf dieſe Stunde noch fortführen? Glaubt Ihr aber daran, wie darf es Euch nicht ſelber als die größte Tollkühnheit, ja, ich möchte ſagen als eine Herausforderung des Himmels erſcheinen, Euch ganz allein, ohne einigen Schutz, ohne eine Macht, welche wenigſtens dem Verrathe Bedenken einflößen möchte, Euch zu dem Herzoge zu begeben, der ſo lange Euer Feind und niemals Euer Bruder geweſen iſt?“

Faſt Alle nickten dieſer Rede ihren Beifall zu, und der Biſchof vor Allem, der Remeltorp auf die Schulter klopfte und ſagte:

„Wohlgeſprochen, Heinrich Remeltorp! Ihr habt mir aus der Seele geredet!“

Der König aber lächelte und ſprach zu ſeinem oberſten Kriegsführer:

„Deine Schlußfolgerung, Heinrich, hat den Schein der Wahrheit und Unbeſtreitbarkeit für ſich, allein auch nur den Schein, und darum iſt Dein Urtheil vorſchnell und unrichtig. Geſetzt: ich glaube an dieſen Traum, ſo bin ich doch für jetzt wenigſtens offenbar eben ganz ſicher bei meinem Bruder; denn da ich das Kloſter erbauen ſoll, das noch nicht zur Hälfte fertig iſt, ſo kann ich ja auch nicht ſterben, bevor es fertig gebaut iſt; glaube ich aber nicht an den Traum, ſo kann mir ja auch aus demſelben keine Beſorgniß hinſichtlich des Herzogs kommen.“

Aemeltorp war unwiderſprechlich ein beſſerer Kriegsführer als er Dialektiker war; er wußte demnach auch auf Erich's Widerſpruch ſeiner Argumentation nichts Andres zu entgegnen, als daß er unmuthig ſagte:

„Es ſei meinetwegen Alles mit dem Traume wie es wolle, ſo erkläre ich es dennoch für die größte Unvorſicht, ja, für eine beklagenswerthe Verwegenheit, wenn Ihr Euch unbeſchützt in die Höhle des Löwen wagt.“

„Der Meinung bin auch ich,“ ſprach Weſſel Spang kurzweg.

„Wer könnte einer andern ſein?“ bemerkte Eske.

„Wenn ich in einer groſſen bewaffneten Begleitung käme,“ ſagte der König, „ſo würde ich ein Mißtrauen gegen meinen Bruder offenbaren, was ich eben nicht will, weil es meinem Plane hinderlich ſein dürfte. Eben dadurch, daß ich allein zu ihm komme, wird er gewahren, daß ich ihm gänzlich vertraue, und dies

Vertrauen wird ihn hoffentlich dazu stimmen, meinem Wunsche zu willfahren, was er andern Falls schwerlich würde. Zugleich liegt meine grösste Sicherheit in der Darlegung dieses Vertrauens. Nicht einmal ein Araber der Wüste stellt einem Gaste nach, der in Frieden und Vertrauen sein Zelt betritt."

„Ich kann mich nicht überreden," wendete der Bischof ein, „daß Herzog Abel solche arabische Gesinnungen in seiner Brust verschliesse."

„Wenn Abel mir übel wollte, und seine Eide zu brechen im Sinne hätte, so würde er jetzt in diesem Kriege gegen die holsteinischen Grafen mir gegenüber stehen."

„Daß er nicht an Eurer Seite steht, sondern sich statt dessen ganz ruhig in seinem Fuchsbaue hält, das ist mir Beweis genug, daß er Euch nicht wohl will."

„Wie soll ich es ihm verdenken, daß er jetzt nicht gerne, sei es auch für mich, die Waffen ergreift und in's Feld zieht, sondern sich lieber ausschliesslich damit beschäftigt, seinem tief heruntergekommenen Lande wieder aufzuhelfen und den Frieden zu erhalten, unter welchem er dies allein vermögend ist?"

„Dazu hat er bereits zwei Jahre Zeit gehabt."

„Ist es denn mir in meinem Lande gelungen, während dieser Zeit alle dessen Wunden zu heilen? Gewiß nicht! Uebrigens ist es ja eben der Zweck meines Besuches bei dem Herzoge, ihn zu vermögen, uns mit einer Anzahl Krieger beizustehen, wenn wir deren benöthigt sein sollten."

„Es ist die äußerste Besorgniß um Euch, mein König! Und ich bitte Euch auf's Dringendste, und, wenn Ihr es verlangt, will ich Euch auf den Knieen bitten, von diesem unseeligen Besuche abzustehen."

Alle Uebrige vereinigten mit Heinrich Aemeltorp zu demselben Zwecke ihre Bitten, allein sie glitten von Erich, dessen Eigensinn, bei einem ein Mal gefaßten Entschlusse zu verharren, seines Gleichen suchte, sammt und sonders wirkungslos ab. Er traf sofort seine Einrichtungen, und gab in Kürze alle nöthigen Befehle, wie es während seiner nicht langen Abwesenheit werden sollte. Er befahl Aemeltorp unterdessen entweder Rendsburg zu entsetzen, oder Eiderstedt oder die Strandvriesen anzugreifen.

„In einigen Tagen schon" — beschloß er die Reihe seiner Bestimmungen — „werde ich selber wieder beim Heere sein und verfügen, was dann weiter geschehen soll."

„Wir werden uns niemals wiedersehen, König Erich!" sagte Aemeltorp in schmerzlicher Vorahnung halb wehmüthig, halb mürrisch. „Ich wenigstens sage Euch für ewig Lebewohl."

„Du bist ein mißtrauischer Grämling!" sprach der König, und reichte seinem wackern Feldherrn zum Abschiede die Hand. „Vielleicht treffe ich bei meiner Wiederkunft Dich in besserer Laune, als die ist, worin Du Dich jetzt befindest."

„Nehmt mich mit, König," bat Aemeltorp nun,

„Ich werde mich dann besser beruhigen, denn ich kann dann doch wenigstens mit Euch sterben.“

„Sollte ich dem Heere seinen ersten Führer nehmen?“

„Was macht das, da es doch bald selber sogar ohne König sein wird?“

„Du bist ein Thor!“

Dies sagend stieg Erich, der kaum aus dem Sattel gekommen war, auf sein Roß und ritt in geringer Dienstbegleitung gen Schleswig.

IV.

Herzog Abel, welcher damals in der auf einer kleinen Insel in der Schlei, dem jetzt sogenannten „Missunde,“ gelegenen Jürgensburg Hof hielt, war auf's Höchste überrascht, als ihm Lange Gudmundsen so eilig als es dessen natürliche Unbeholfenheit nur zuließ, die Nachricht brachte, daß sich der König dem Schlosse nahe, und wollte seinen eigenen Ohren nicht glauben.

„Es ist nicht möglich!“ rief er, vom Sessel aufspringend.

„Wenn es nicht möglich ist,“ entgegnete Lange, so ist es doch wenigstens wahr, und das ist zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen auch schon etwas.“

„Hat er eine sehr große Begleitung?“ fragte der Herzog hastig, „daß etwas zu besorgen sein dürfte?“

„Er hat gar keine,“ antwortete wieder Gudmundsen, „wenn Ihr einige Diener nicht dafür gelten lassen wollt.“

„Unbegreiflich!“ ſagte der Herzog.

„Nicht allerdings ſehr vorſichtig,“ meinte Jener.

„Unbegreiflich!“ wiederholte Abel. „Was mag das zu bedeuten haben?“

„Ich denke nicht viel mehr noch weniger, als daß König Erich nicht alt zu werden wünſcht.“

„Nimm ihn für's Erſte nicht unter die Augen, Lange; denn man weiß ja noch nicht, wie ſich Alles ſtellen kann, ſondern vermeide ihn lieber ſorgfältig.“

„Ich ſpüre gar keinen Beruf in mir, mich vor ſein Angeſicht zu drängen.“

„Wie weit iſt er noch vom Schloſſe entfernt?“

„Er kann jetzt wohl an der Brücke ſein.“

„So iſt es ja Zeit ihm entgegen zu gehen. Ich kann von meinem Erſtaunen noch gar nicht zu mir zurückkommen. Dieſe Erſcheinung kann ich mir gar nicht erklären.“

„Bis jetzt kann ich es auch noch nicht.“

„Allein darüber nachzugrübeln iſt jetzt noch nicht die Zeit.“

„Alles wird ſich auch zeitig genug von ſelbſt erklären.“

„Halte Dich ſtrenge zurück, Lange, bis ich Dich rufen laſſe.“

Nach dieſen Worten eilte der Herzog fort, um ſeinem Bruder entgegen zu gehen, und befliß ſich, als dies geſchehen war, aus beſten Kräften den König mit eben ſo vieler Freundlichkeit als Ergebenheit und Ehrerbietung zu empfangen.

Der König ſchien über dieſe faſt herzliche und

gewiß achtungsvolle Aufnahme von Seiten Abel's sehr erfreut, und sagte heiter, indem er ihm kräftig die Hand drückte, und solche mit Biederkeit schüttelte:

„Das hättest Du wohl in Deinem Leben nun und nimmer gedacht, Bruder Abel, daß ich Dich so aus dem Stegreif und ganz unangemeldet hier auf Deiner Jürgensburg besuchen würde?“

„Nein, Erich,“ versetzte Abel, seines Bruders Händedruck erwidernd, „das hätte ich wahrlich nicht gedacht, und ich muß gestehen, daß dieser Ueberraschung keine andere gleichzukommen vermögend sein kann, allein sie ist auch die angenehmste, die ich noch in meinem Leben gehabt habe, das kann ich Dich versichern.“

„Ist das wahr? Ist das wirklich wahr?“ rief Erich, wie es schien, überaus angenehm geschmeichelt von diesen Worten des Herzogs: „das sollte mir überaus lieb sein.“

„Bei meiner Seele, Erich, ist es wahr!“ betheuerte Abel, mit der Hand auf der Brust.

„Wohlan: so wollen wir auch einen recht heitern Tag und morgen vielleicht noch einen beisammen und mitsammen verleben, und heute kein Wort von Geschäften reden. Morgen ist auch ein Tag; morgen also von diesen Geschäften. Denn Du sollst wissen, daß ich auch dergleichen mit Dir abzuthun habe; indem ich Dir eine Bitte vortragen muß, an deren Gewährung mir nicht wenig liegt.“

„Eine Bitte? Du?“

„Ja, eben ich.“

„Du kannst nur über mich befehlen, Erich.“

„Nicht doch, Abel; allein es ſollte mir lieb ſein, wenn Du mir meine Bitte gewähren könnteſt oder vielmehr, wenn Du ſie mir gewähren wollteſt.“

„Wie kannſt Du, Bruder Erich, nach unſerer gänzlichen Ausſöhnung, unter unſern jetzigen Verhältniſſen nur noch im Geringſten an meinem guten Willen zweifeln?“

„Nun, das will ich denn auch nicht!“

„So rede, was wünſcheſt Du von mir?“

„Morgen, morgen!“ lächelte der König und ergriff ſeines Bruders Hand mit Vertrauen und Herzlichkeit, ſie abermals derbe ſchüttelnd, „morgen wollen wir davon reden; heute nichts mehr davon.“

Darnach ließ ſich der König von dem Herzoge in den großen Feſtſaal des Schloſſes führen, wohin den Fürſten verſchiedene der Vornehmſten aus der Ritterſchaft des Herzogthums folgten, unter denen ſich indeſſen durchaus keine dem Könige beſonders mißliebige Perſonen befanden, obgleich von Solchen, außer den Namhaften, ſich noch Manche am herzoglichen Hofe aufhielten. Gewiß hatten ſowohl ſie ſelber als auch der Herzog es für angemeſſener, das heißt für klüger erachtet, ſich für jetzt in Entfernung zu halten.

Angelangt im großen Feſtſaale, entſpann ſich dort bald, nach einigen vorausgegangenen Förmlichkeiten, ein allgemeines Geſpräch unter den dort Anweſenden, von denen Viele dem Könige bekannt und lieb, Manche, welche von ihm ihrer Tapferkeit und anderer Tugenden wegen wenigſtens hochgeachtet waren, und dies Geſpräch ward durchaus in aller Argloſigkeit und mit vieler

Heiterkeit angeknüpft, geführt und unterhalten. Insonderheit bewiesen die beiden fürstlichen Brüder einander alle Aufmerksamkeit und Artigkeit, welche billigerweise ein Jeder von ihnen nur zu erwarten berechtigt sein konnte. Alles war vollkommen zufrieden gestellt, oder erschien wenigstens so, denn auf dem Boden fürstlicher Höfe wissen nur Wenige wie es eben steht.

Als sich endlich nun aber der König in die für ihn bestimmten Gemächer hatte auf kurze Zeit zurückziehen wollen, um, wie er geäußert, „es sich bequem zu machen," sagte er zu Wessel Spang, einem Ritter aus dem geringen Gefolge, das er nach Schleswig mitgebracht hatte:

„Nun, Wessel, was sagst Du denn nun zu unserer Aufnahme hier in Schleswig?"

Der Gefragte schwieg.

„Theilst Du noch immer die Befürchtungen unsers tapfern Aemeltorp?" fuhr Erich fort.

Wessel Spang zuckte die Achseln.

„Das Achselzucken ist im Grunde gar keine Antwort," rief ungeduldig der König, „wenigstens nur eine zweideutige und darum eine üble. Antworte mir gerade heraus und ohne Rückhalt auf meine Frage: was Du von unserer Aufnahme hältst."

„Ei," versetzte Wessel Spang, „man kann dem äußern Anscheine nach wenig daran auszusetzen haben, so viel ich davon verstehe."

„Ich denke, es giebt gar nichts daran auszusetzen, und nicht allein dem äußern Anscheine nach, sondern auch nach innerster Ueberzeugung," antwortete darauf Erich.

„Jede Mißtrauensäußerung“ — bemerkte Jener ruhig — wäre auch jetzt zu spät und hier außerdem auch nicht einmal am Orte. Unter den jetzigen Umständen muß man Zutrauen zeigen, wenn man auch Mißtrauen hegt.“

„Ich habe“ — erwiderte dieser — gottlob kein dergleichen Mißtrauen und es auch niemals gehabt, und Du sollst sehen, Wessel, wie gut sich noch Alles gestalten wird, und daß ich meinen Bruder morgen bewegen werde, sich unserm Kriegszuge anzuschließen.“

„Der Himmel gebe, daß Euer Vertrauen sich nicht getäuscht sehen möge!“

V.

Gerade zu derselben Zeit, wo König Erich dies Gespräch mit Wessel Spang führte, hatte Herzog Abel seinen „Getreuen,“ den Ritter Lange Gudmandsen in sein Geheimkabinet rufen lassen.

Mit seinem gewöhnlichen schlürfenden Gang und mit dem lauernden Blick, der seinen kleinen grauen Augen ein für alle Mal eigen war, trat Lange in's Gemach und begrüßte seinen Herrn, gewiß nicht unabsichtlich stumm.

Dies war in der That dem Herzoge auch gar nicht recht, da er gerne gesehen, wenn der Gerufene etwas gesagt hätte, woran eine Unterhaltung anzuzuknüpfen und zu dem Ziele zu leiten gewesen wäre, wohin Abel wollte. Jetzt schien er unschlüssig und zweifelhaft, wie er ein zu seinem Zwecke geeignetes

Geſpräch anknüpfen ſollte. Er blieb daher auch einige Augenblicke ſtumm, dann ſagte er plötzlich entſchloſſen:

„Dieſer Beſuch iſt mir recht unangenehm und ſetzt mich in einige Verlegenheit.“

„Mir an Eurer Stelle, gnädiger Herr, wäre derſelbe angenehm und würde er mich nicht in Verlegenheit ſetzen,“ entgegnete Yange Gudmandſen, ohne eine Miene zu verziehen, indem er dieſe Worte ſprach.

„Was ſoll ich mit ihm anfangen?“

Yange lächelte oder grinſte vielmehr.

„Er will morgen von Geſchäften mit mir reden, wenigſtens hat er ein Anliegen auf dem Herzen, wie er mir ſagte. Was in aller Welt kann und mag er wollen?“

„Morgen muß er gar nichts mehr wollen können.“

„Was ſagſt Du?“

„Ich meine, Ihr werdet Euch doch wohl nicht eine Gelegenheit aus den Händen geben laſſen, die Euch niemals wieder ſo bequem wird geboten werden.“

„Verſtehe ich Dich recht?“

„Ich glaube wohl.“

„Wie? Ich ſollte das Gaſtrecht ſo frevelhaft verletzen und meinen Bruder, meinen eigenen Bruder, und meinen König noch dazu, gefangen behalten, und das Alles ohne eine jede Veranlaſſung, da wir in Frieden ſind und er mich nicht beleidigt hat?“

„Gefangen halten? das würde Euch wenig verſchlagen.“

„Dann habe ich Dich nicht verſtanden.“

„So werde ich ſchweigen.“

„Warum?“

„Weil das, was ich zu ſagen hätte, wie ich merke, Euch noch weniger gefallen würde, als das, was Ihr ſo eben meinen Worten unterlegtet, gnädiger Herr.“

Der Herzog ging einige Male ſehr nachdenklich und ohne ein Wort zu ſprechen im Zimmer auf und ab, dann ſagte er:

„Rede!“

„Ich fürchte Euch mißfällig zu werden und mir Eure Ungnade zuzuziehen,“ heuchelte Lauge Gudmandſen, „daher wird es beſſer ſein ich ſchweige.“

„Ich befehle Dir zu reden,“ gebot der Herzog, „und ich verſichere Dich, daß meine Gnade Dir verbleiben ſoll, was Du auch reden wirſt.“

„Wohlan denn,“ ſagte der Heuchler, „ſein Verhängniß ſelbſt hat den König ſicher auf Eure Burg geführt und — er darf ſie nicht lebend verlaſſen.“

„Lauge Gudmandſen,“ ſagte der Herzog, ein wenig erblaſſend, „Du ſprichſt ein fürchterliches Wort aus, vor welchem ich erbebe!“

„Wollt Ihr Eurem Lande dauernden Frieden verſchaffen, wollt Ihr ſelber Ruhe haben, gedenkt Ihr jemals oder vor Eurem Greiſenalter noch den däniſchen Thron zu beſteigen, ſo muß Erich ſterben, und jetzt ſterben, wo man ihn ſterben laſſen kann.“

„Ich ſoll meinen Bruder tödten?“

„Wer ſagt das? Nicht Ihr. Ihr habt der Freunde genug, welche die Sache ohne Skrupel übernehmen würden.“

„Allein ich ſoll ſie doch gutheißen.“

„Euren Freunden gegenüber.“

„Wie aber würde die Mit- und Nachwelt mich richten?“

„Wo wäre ein Beweis gegen Euch? Es darf überhaupt gar kein Beweis einer verübten That gefunden werden. Der König verschwindet. Die Schlei mag ihn begraben und — die Fische können nicht reden; die Nacht ist verschwiegen. Wer hat ihn gemordet!“

„Ich, ich, ich! — wird man sagen, weil mir [illegible] aus seinem Tode so große Vortheile erspriessen konnten, weil ich jahrelang mit ihm in Zwisten fast ohne Ende gelebt habe, und weil man weiß, daß er zu mir zum Besuche gekommen ist. Wo habe ich ihn gelassen? — Dem Verdachte entgehe ich nimmer.“

„Möglich: allein man wird denselben doch nun- und nimmer beweisen können.“

Der Herzog schritt abermals ohne ein Wort zu sagen, und länger als das erste Mal, im Kabinette auf und nieder, dann setzte er sich und sprach:

„Ich kann mich nicht entschließen sein Todesurtheil zu sprechen, auch nicht, wenn gar kein Verdacht auf mich fallen könnte. Es ist doch mal mein Bruder. Eine Mutter hat uns geboren, ein Vater erzeugt! — Nein, ich kann es nicht!“

„Dann will ich nichts gesagt haben.“

Der Herzog saß in Gedanken vertieft; dann sagte er:

„Du quälst mich, Lange!“

„Gott behüte mich, daß ich Euch quälen sollte!“ entgegnete der Angeredete. „Wie möget Ihr mich deß beschuldigen, der ich doch nur darauf sinne, Eure

Wohlfahrt zu wahren, Euer Glück zu mehren und Euch die Leiter zeige, auf der Ihr allein zu irdischer Macht und Größe emporsteigen könnet."

„Ich weiß das, guter Lange; ich erkenne Deinen Eifer, es hat Dich derselbe diesmal nur auf falsche Bahn geführt.

„Kann sein, daß ich den Werth einer Königskrone zu hoch anschlage."

„Wie kannst Du so gewiß sein, daß nach seinem Tode mir auch wirklich die dänische Krone werden wird?"

„Ihr wißt den großen Anhang, den Ihr in Dänemark habt, zu schätzen; — dann seid Ihr sein ältester Bruder. Ihr zweifelt selber nicht an Eurer Nachfolge — warum fragt Ihr mich? Die Krone liegt vor Euch: Ihr braucht nur zuzugreifen."

Der Herzog schritt zum dritten Male unruhig im Zimmer auf und ab, und schien einen großen Kampf in seinem Innern zu bestehen.

„Erich hat mir tausendfach weh gethan", sagte er dann.

„Er hat das Herzogthum mehr als ein Mal zu einer Wüste gemacht!" erinnerte der listige Lange.

„Er hat in meiner Tochter den Vater schwer gekränkt."

„Eure Fürstenehre hat er tief verletzt!"

„Wer dürfte es mir verargen, wenn ich mich für all' diesen Unglimpf rächte?

„Jeder würde nur darin eine Handlung der strafenden Gerechtigkeit sehen."

„Aber den Befehl zu ſeinem Tode geben — das kann ich nicht! Geh', geh', Lauge! Auf ein ander Mal."

„Dieſe Gelegenheit kehrt nicht wieder. Dieſe eine Nacht und — ſie iſt auf ewig entflohen."

„Ich kann es nicht; gewiß, ich kann es nicht!" rief Abel.

„So möge denn" — ſprach Gudmandſen unmuthig — „König Erich ungefährdet dieſe Burg verlaſſen! Ich verliere dabei keine Krone. Allein wenn der Krieg zwiſchen ihm und Euch wieder ausbricht, was unausbleiblich iſt; wenn er noch einmal in dieſes Herzogthum einbricht und es zur Wüſte macht, wenn er die Felder niedertritt und die Hütten niederbrennt, wenn dann Eure Unterthanen jammernd zum Himmel ſchreien und Euch anzuklagen das Recht haben, dann, Herzog, dann gedenket dieſer Stunde!"

„Lauge!" rief der Herzog in großer Bewegung.

„Was befiehlt mein gnädiger Herr?"

„Lauge!" rief abermals der Herzog, noch mit ſich ſelber im Kampfe.

„Zu Euren Dienſten, gnädiger Herr!" ſagte Gudmandſen.

„Lauge!" rief der Herzog zum dritten Male, „mache mit ihm, was Du willſt!"

Nach dieſen Worten verließ Abel haſtig das Zimmer.

Lauge Gudmandſen hatte den Davongeeilten grinſend nachgeſehen; ſeinen Bart mit der linken Hand ſtreichend, ſagte er:

„Ich verſtehe. So ſieht es ihm völlig ähnlich. Er giebt keinen Befehl zu Erich's Tode, doch will er ihn ſterben laſſen. Mir kann das genug ſein. Welch ein Schwächling iſt dieſer arme Herzog!“

Mit dieſen Worten verließ auch Lauge Gudmandſen das Gemach.

VI.

Als es ſich König Erich in ſeinen Zimmern bequem gemacht hatte und wieder in den Feſtſaal zurückgekehrt, fand er hier ſeinen Bruder noch nicht vor, und er wendete ſich nun mit größter Leutſeligkeit zur Unterhaltung mit einigen anweſenden Hofherren und Rittern, namentlich an den edlen Henning Wulf und Eggo Sture, zwei' gleich ausgezeichnete Männer, welche ihm im vergangenen Kriege manche tapfere Gegenwehr bewieſen, ohne ſich darum doch jemals in ſeinem Lande einer einzigen Barbarei ſchuldig gemacht zu haben.

Jetzt ſcherzte der König mit dieſen Wackern über manche Kriegsſcene, über manchen Vorfall, der blutiger Ernſt geweſen war.

„Bei Hadersleben haben wir Euch wacker geklopft, Ihr Herren“, ſagte unter Anderm der König.

„Allerdings haben das Euer Königliche Gnaden“, erwiderte Eggo Sture. „Wir haben dort tüchtige Schläge bekommen.“ Dann erlaubte er ſich aber hinzuzuſetzen:

„Ew. Königliche Gnaden werden uns indeſſen das rühmliche Zeugniß nicht verweigern, daß wir ehrliche und rechtſchaffene Leute ſind, welche ihre Schulden auf's Prompteſte abtragen, denn Euer Königliche Gnaden werden nicht umhin können, zu geſtehen, daß wir Euch die Haderslebner Schläge nebſt deren Zinſen alle bei Kolding richtig wiederbezahlt haben.“

„Ja, ja!“ rief der König lachend, „das Zeugniß darf ich Euch nicht vorenthalten. Ihr überraſchtet uns dort in der That; allein Ihr meintet uns ſchon ganz und gar im Sacke zu haben, was Euch denn doch nicht gelungen, war unſer Rückzug gleich kein geordneter.“

„Einige haben denſelben trotzdem Flucht nennen wollen, gnädigſter Herr!“ bemerkte mit einem kleinen Lächeln Henning Wulf.

„Immerhin!“ antwortete Erich, im Geringſten nicht ungehalten über dieſe Bemerkung: „das Beſte war, daß wir Euch entkamen, ſonſt hätte es noch eine üble Geſchichte werden können. Unſere eigene Perſon war an jenem Tage in großem Gedränge, und ich muß geſtehen, daß ich zuletzt der Schnelligkeit meines Pferdes mehr zu verdanken hatte, als der Schärfe meines Schwertes.“

„Freilich ritten Euer Königliche Gnaden an jenem Tage ein vortreffliches Pferd“, ſagte Eggo Sture, „anders wäre es mir ſicherlich gelungen, Euch den Steigbügel zu halten und in aller Ehrfurcht aus dem Sattel zu helfen.“

„So waret Ihr der Ritter, Herr Eggo Sture“, ſprach der König nicht ohne einige Verwunderung,

„welcher mir so nahe auf den Fersen war, daß die Vorderhufe seines Pferdes eine Weile stets die Spuren der Hinterhufe des meinigen austraten.“

„Ich war so glücklich, Eure Königliche Gnaden vor mir zu sehen“, sprach Eggo Sture fein genug, „und ich erlaubte mir auch, einige Worte an Euch zu richten, allein es wollte Euch damals nicht gefallen, mich anzuhören.“

„Ganz recht!“ lächelte der König, „ich hatte damals allzu große Eile, um mich mit Euch in ein langes Gespräch einzulassen: hier, wo ich Muße genug übrig habe, geschieht es desto lieber, das dürft Ihr mir auf mein Wort glauben, Herr Eggo.“

„Ihr seid sehr huldreich, gnädigster Herr!“ sagte dieser, sich verneigend.

„Was sagt Ihr dazu, Herr Henning Wulf?“ fragte der König. „Mich dünkt, Ihr seid verstummt.“

„Wie sollte ich Euer Gnaden Unterhaltung haben unterbrechen dürfen?“ versetzte Henning. „Ich bin erfreut, Euch in so guter Laune zu finden, und dies Euch auszudrücken, habe ich nur einen passenden Augenblick erwarten wollen.“

„In guter Laune, Henning?“ sagte der König. „Ich bin in der besten von der Welt. Und wie sollte es auch anders möglich sein, wenn man sich endlich mit einem Bruder völlig ausgesöhnt sieht, mit welchem leider so lange in Hader, Zwietracht und Fehde gelebt wurde? Meine Aufnahme hier ist mir ein neuer, redender Beweis von meines Bruders Anhänglichkeit und aufrichtiger Treue. Fortan wird nichts

unſere brüderlichen und glücklichen Verhältniſſe ſtören. Das Schwert iſt ein für alle Mal in die Scheide geſteckt, und Dänemarks wie Schleswigs Boden ſoll kein Blut aus den Wunden des einen und des andern Bruders jemals mehr düngen!“

„Gottes Segen über dieſe Worte, gnädigſter Herr!“ ſprach Henning Wulf, nicht ohne einen Anflug der tiefſten Rührung.

„Seht: darum, Ihr Herren“, fuhr der König fort, „bin ich eben in der beſten Stimmung von der Welt, und will mich derſelben auch hier ohne Rückhalt überlaſſen. Ich verſichere Euch, daß ich lange nicht ſo froh und heiter geweſen bin, als heute.“

Auf dieſe Weiſe bewegte ſich die Unterhaltung noch eine ziemliche Weile hier- und dorthin, bis endlich Herzog Abel eintrat.

Der Herzog erſchien mißgeſtimmt und unruhig, obgleich er offenbar ſich Mühe gab, dieſer Stimmung Herr zu werden. Dem Könige konnte unmöglich der Unmuth ſeines Bruders entgehen. Es that ihm leid, denn es ſtörte derſelbe ſeine Heiterkeit ſehr. Kein Geſpräch wollte Fortgang gewinnen; immer traten durch des Herzogs Verſtimmung lange und ängſtliche Pauſen ein. Der König fragte daher, als ihm dies allzu läſtig wurde, mit wirklich brüderlicher Theilnahme:

„Iſt Dir, Bruder Abel, ſeit wir uns getrennt haben, etwas Unangenehmes widerfahren?“

„Das widerfährt mir alle Tage, jede Stunde, jeden Augenblick, könnte ich ſagen“, entgegnete Abel unwirſch.

„Ei, ſo laß' es heute, ſo lange wir beiſammen ſind, Alles laufen wie es will, damit unſere Heiterkeit nicht geſtört werde", bat Erich mit einer Treuherzigkeit, welche eine beſſere Aufnahme verdient hätte.

„Wie kann ich das?" fuhr der Herzog auf. „Ueberall werde ich von den Klagen und dem Jammer meiner armen, unglücklichen Unterthanen heimgeſucht! Und wahr iſt es, daß dieſe unſeligen Kriege die meiſten von ihnen bis zum völligen Ruin gebracht haben. Allein wie kann ich Allen helfen?"

„Ja, mein Bruder", verſetzte Erich ſanft, „gerade ſo ergeht es mir daheim auch. Von mir auch will mein armes zertretenes Land jeden Augenblick dann dieſe, dann jene Hülfe, welche ich zu gewähren nicht immer im Stande bin."

„So arg, Bruder Erich", entgegnete der Herzog bitter und mit ſichtlichem Aerger, „als in meinem Lande, iſt doch wahrlich in dem Deinen während der Kriege nicht gewirthſchaftet worden."

„Viel beſſer, lieber Bruder, habt Ihr es bei mir auch nicht gemacht", ſagte der König ſanft. „Allein, wo gäbe es eine Wage, das gegenſeitige Elend genau gegen einander abzuwägen?"

„Nein, nein!" rief der Herzog heftig, „ſo wie Ihr hier zu Lande, haben wir bei Euch nicht gehauſ't! Jeder Eurer Fußtritte war ein brennendes Dorf!"

„Laß uns davon ſchweigen, lieber Bruder", ſagte Erich ernſt, „das wird ohne Zweifel das Beſte ſein. Wir wecken unter uns nur ſchlimme Erinnerungen,

die am Besten auf ewig begraben liegen. Auch ich sehe mit aufrichtigem Jammer noch zur Zeit Brandstätten und Schutthaufen genug in meinem Lande."

„Hast Du mir nicht mein schönes Flensburg verbrannt?" fragte der Herzog hastig.

„Soll ich Dich dagegen, Abel", fragte der König ohne Leidenschaft, doch einigermaßen betrübt, „soll ich Dich an Odensee, Randers und Wedel erinnern, deren Feuersäulen ich mit jammernder Seele rauchen und gen Himmel steigen sah? Wozu, Bruder Abel? Keiner von uns ist ja doch im Stande, das einmal Geschehene ungeschehen zu machen. Wir vermögen nichts, als nach besten Kräften wieder gut zu machen, was sich noch wieder gut machen läßt."

Der aufgeregte Herzog aber fuhr in übelster, gereizter Laune fort:

„Verbranntest Du mir dagegen nicht Kolding, Hadersleben und Apenrade, diese schönen und mir so lieben Städte?"

Der König, welcher gewahrte, wie seines Bruders Stimmung immer gereizter ward, erwiderte wo möglich noch sanfter als vorher:

„Das ist ja nun Alles vorbei, Bruder. Vergiß Du, wie ich vergessen habe."

Der Damm jedoch, der des Herzogs Grimm bis zu dieser Zusammenkunft zurückgehalten hatte, war nun einmal durchbrochen, und so brauste die Rede fort:

„Als Du Schleswig plündertest, mußte meine eigene Tochter, das edelste Fürstenkind, das noch geboren, verkleidet, unter eine Menge anderer Fliehenden

verſteckt, ſo gut wie nackend, baarfuß und ohne Schuhe davon laufen aus ihres Vaters Stadt, und nur noch Gott danken, daß ihr die Flucht gelang."

„Das iſt mir herzlich leid, lieber Bruder," ſagte Erich mit aufrichtigem Bedauern. Dann fügte er, gutmüthig lächelnd hinzu:

„Gieb Dich nur zufrieden, Abel, wenn ich auch kein reicher König bin, ſo habe ich gottlob noch ſo viel übrig, um meiner Nichte zu einem Paar Schuh zu verhelfen."

Der Herzog indeſſen beachtete dieſe Worte gar nicht, ſondern ſchrie, indem er mit der ſtarken Fauſt auf den Eichentiſch ſchlug:

„So wahr Gott lebt, das ſollſt Du mir nicht wieder thun können!"

„Was iſt das?" rief der König beſtürzt und ein wenig erblaſſend. Drohteſt Du mir Abel? und womit? Wie ſoll ich Deine Worte auslegen? Wäre ich wirklich nicht zu einem Bruder, ſondern zu einem Feinde gekommen? Du wirſt nicht anſtehen, mir Aufſchluß über Deine Worte zu geben."

Jetzt erſt beſann ſich der Herzog und gewahrte, wie er in ſeinem Grimme zu weit gegangen ſei und ſich verrathen habe; nicht unbewandert in den ſchlauen Künſten der Lüge und Heuchelei, faßte er ſich, und fuhr, als ſei er gar nicht unterbrochen worden, in ſeiner Rede, nur mit etwas gemäßigterer Stimme fort:

„Und das wirſt Du mir nicht wieder thun: denn unſere brüderliche und beſchworene Freundſchaft ſteht

nun zu feſt, als daß wir jemals gegen einander das Schwert ziehen könnten.

Der getäuſchte aber beruhigte König bemerkte:

„Du warſt von jeher heftigern und leidenſchaftlichern Gemüthes als ich. Schon als Knabe brauſeſt Du auf, wo ich mir Ruhe und Beſonnenheit zu erhalten wußte; ich kenne das an Dir.

„Darum vergieb mir die Aufwallung, Erich, von der ich mich ſo eben hinreißen ließ," ſagte der Herzog.

„Von Herzen," antwortete der König und reichte ſeinem Bruder die Hand. „Vergieb auch Du mir, daß ich einen Augenblick an Dir irre werden und Dich mißverſtehen konnte. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es mich plötzlich überkam."

„Du darfſt mir unbedingt vertrauen, denn Du biſt ein Theil meines Selbſtes geworden, ſeit wir unſern Frieden und unſere Freundſchaft feierlich beſchworen haben, und Deine Feinde ſind die meinen."

„Ich vertraue Dir. Wäre ich ſonſt hier?

VII.

Weiter verlief der Tag ohne alle Störung und unter einigen Feſt- und Luſtbarkeiten, wie ſie ſich eben hatten herſtellen laſſen in dem beſchränkten Raume der Zeit. Der König, äußerſt zufrieden damit, genoß ihrer mit ungeheuchelter Heiterkeit. Er wünſchte ſie nicht beſſer; ihm erſchienen ſie als ein Beweis aufmerkſamer Freundſchaft und Gaſtlichkeit und ſchöpfte daraus die

ſichere Hoffnung, daß er auch morgen ſich mit dem Herzoge auf's Leichteſte zurecht finden und ihn bewegen könne, ſich ihm mit ſeiner Kriegesmacht anzuſchließen.

Beſonders aufgelegt und heiter zeigte ſich der König bei der feſtlichen Abendtafel, welche, für die damalige Zeit, ungewöhnlich ſpät dauerte. Endlich hob der König ſie auf, bald darauf trat er mit dem Herzoge zu einer freundlichen Unterredung in eine Fenſterniſche, von welcher ſich nun ehrerbietig alle Anweſende in eine angemeſſene Entfernung zurückgezogen, um den Fürſten nicht läſtig zu fallen.

„Ich habe einen ſehr frohen Tag bei Dir durchlebt, Bruder Abel," ſagte der König, „und ich werde daher ſicherlich auch eine ruhige Nacht haben."

„Wie ſollte Dir die fehlen?" antwortete Abel.

„Ich freue mich ſchon im Voraus wieder auf den morgenden Tag, denn wie Du mir heute ſagteſt, daß meine Feinde die Deinigen ſeien, und wie Du Dich weiterhin noch heute Abend gegen mich erwieſen haſt, ſo fürchte ich gar nicht mehr, daß Du mir meine Bitte, von der ich Dir geſagt habe, abſchlagen werdeſt, durch deren Gewährung wir eben nur noch feſter verbunden ſein werden, als wir es ſchon ſind."

„Wie ich Dir ſchon verſichert habe, Erich, werde ich gewiß Alles thun um jeden Deiner Wünſche zu befriedigen. Deiner Bitte ſage ich ſchon im Voraus Gewährung zu."

„Ich danke Dir," verſetzte der erfreute König, „und wünſche nur, daß dieſes Verſprechen Dich nicht reuen möge."

„Das wird es gewiß nicht!“ meinte der Herzog.

„Du biſt wahrlich ein guter Bruder!“ ſprach der König gerührt, und drückte Abel die Hand. „Wollte Gott nur, daß alle meine beſorgten Freunde Dich ſo gut kennten, damit ſie beſchämt vor Dir ſtänden, vor dem ſie mich alle ſo ängſtlich warten! Wie würden ſie erröthen müſſen!“

„Man bat Dich alſo vor mir gewarnt?“ fragte mit wunderbar gemiſchten Gefühlen überraſcht der Herzog.

„Ei ja doch, Abel. Man wollte mich durchaus von dieſem meinem Beſuche bei Dir zurückhalten, weil man für meine Sicherheit, ja ſogar für mein Leben fürchtete,“ lachte Erich leiſe.

„Für Deine Sicherheit? Für Dein Leben?“ fragte nicht ohne Verwirrung Abel.

„Allerdings,“ verſicherte der König. Gott weiß, was für Schreckbilder man mir nicht vorhielt, um mich von dieſem Ritte abzubalten! Allein ich ließ mich in meinem Vertrauen zu Dir nicht wankend machen, und erwiderte dieſen Bedenklichen: Mein Bruder iſt kein treubrüchiger Verrätber! Mein Bruder iſt kein Meuchelmörder! Was ſagſt Du dazu?“

Trotz aller Heuchelei ſeiner ſchwarzen Seele, vermochte der Herzog nicht einer tiefen Röthe Herr zu werden, welche in dieſem Augenblicke ſein ganzes Antlitz bedeckte, die aber von Erich unbemerkt blieb. Muthig ſich zuſammennehmend erwiderte er nach einer kleinen Pauſe mit möglichſter Unverſchämtheit:

„Ich bin Dir auf's Höchste verpflichtet für Dein Zutrauen, und freue mich, daß ich ein solches auch verdiene.“

„Gottlob das mein Vertrauen mehr als gerechtfertigt da steht!“ fuhr der König fort. „Ich werde diese besorgten Warner tüchtig auslachen. Meinst Du nicht, daß sie es verdient haben?“

Der Herzog stand auf Kohlen. Dennoch antwortete er mit aller Fassung und mit aller Scheinheiligkeit:

„Diese Menschen mögen es gut gemeint haben, wenn ihrem Interesse nicht vielleicht damit gedient sein mochte, ein stetes Mißtrauen zwischen uns zu erhalten, und dann —

„Nein, nein, das nicht!“ rief der König lebhaft; „es sind lauter ehrliche, brave Männer, Bruder, auf deren Ehre noch niemals ein Schatten gefallen ist. Sie haben es mit mir auf's Beste gemeint, allein ihre Liebe für mich ließ sie Gespenster sehen.“

„Ich darf nicht dagegen streiten,“ warf Abel leicht hin; „ich kenne die Herren ja nicht einmal.“

„Du wirst sie kennen lernen, Bruder Abel, sagte der König fröhlich, und klopfte dabei den Herzog vertraulich auf die Schulter, „Du wirst sie kennen lernen, und wir werden, will's Gott, noch mit einander viele schöne und heitere Tage verleben.“

Der Herzog versicherte, sich dieser Hoffnung zu erfreuen, sagte noch Vieles, was Herzlichkeit verrathen sollte, und ließ Worte ersetzen, was dem Geiste abging: allein er befand sich in der peinlichsten Drängniß, und

ein Jeder, außer seinem Bruder Erich, würde Verdacht gegen ihn geschöpft haben.

Bald nach dieser Unterredung fühlte König Erich sich ermüdet. Es war lange über die Stunde seines gewöhnlichen Schlafengehens hinaus.

„Gute Nacht Abel," sagte er, seinen Bruder in die Arme schließend, „gute Nacht. Mich schläfert sehr und ich möchte morgen gerne die Sonne aufgehen sehen von dem Altan in meinem Zimmer aus. Gute Nacht, und nochmals meinen herzlichen Dank für den heutigen Tag, den Du mir zu einem Wonnetag gemacht hast. Gute Nacht, Bruder Abel! Mit morgen wollen wir ein neues, schönes Leben anfangen."

Damit ging der König, indem des Herzogs Kämmerling, Tuko Puſt, ihm vorleuchtete, nach seinen Gemächern.

VIII.

Während König Erich sich von dem Kämmerling des Herzogs entkleiden und ein Nachtgewand anlegen ließ, bezeigte er sich gegen diesen Tuko Puſt, sehr freundlich, hatte für denselben Scherze auf der Lippe, und richtete manches huldreiche Wort an ihn, das derselbe in Ehrfurcht, indessen auch freimüthig beantwortete.

„Dies Schloß" — sagte der König — „hat eine ganz bezaubernde Lage hier mitten in der Schlei, und gewährt eine höchſt reizende Aussicht, besonders hier aus diesen Zimmern, welche mir eingeräumt worden sind. Ich war heute einige Augenblicke auf den Altan

getreten und habe mich wirklich recht an dieser schönen Aussicht erquickt. Wer bewohnt denn sonst diese wohl gelegenen Gemächer des Schlosses?“

„Sie stehen in der Regel leer,“ erwiderte Tuko Pust, „wenn nicht Gäste anwesend sind, denen sie geöffnet werden.“

„Sie stehen leer? das ist ja verdrießlich! Ich glaube nicht, daß es im ganzen Schlosse noch besser situirte geben kann; es möchten denn im obern Stocke die über unserm Haupte befindlichen sein; aber dort habe ich keinen Altan bemerkt, wenn ich recht mich unterrichtet habe.“

„Vollkommen recht,“ erwiderte der Kämmerling, und wenn Ihr, König, gewohnt seid, frühe aufzustehen, oder es im andern Falle nur einmal versuchen wollt, so könnt Ihr eben von jenem Altane aus die Sonne Morgens auf's Prächtigste aufgehen sehen.“

Dies sagend zeigte der Kämmerling auf eine Glasthüre, welche zu dem erwähnten Altane, der weit über die Schlei hinaushing, führte:

„Von dort aus habt Ihr die weiteste Fernsicht.“

„Dies Schloß muß sehr alt sein, so viel ich mich auf dergleichen verstehe,“ bemerkte der König.

„Man sagt, daß es zu Karl des Großen Zeiten erbaut worden ist. Gewiß ist aber, daß es schon sehr alt war, als Knud Laward hier Hof hielt, der vom Prinzen Magnus meuchlings erschlagen wurde, und das sind nun bereits schon hundert und zwanzig Jahre her.“

„Ich erinnere mich der traurigen Geschichte," versetzte der König." Der edle Knud Lawards fand nicht einmal ein Grab in seinem Herzogthum. Die Gebeine des großen Mannes ruhen ferne von diesen Marken."

„Herzog Knud liegt in Ringstedt begraben," ergänzte der Kämmerling.

„Und der Mörder Prinz Magnus, fiel, wenn mir recht ist, in der Schlacht bei Fodwiig unweit Lunden in Schonen."

„So ist es, mein Königlicher Herr. Allein König Niels ward hier in Schleswig von den Bürgern erschlagen, wie vor ihm noch mancher Andere, der mit des Herzogs Ermordung zu thun gehabt hatte. König Niels, von dem der Mord zugelassen, war das letzte Opfer des über Knuds Tod bis zum Rasen ergrimmten Volks und kam elendiglich um, da man ihn gerne zerrissen hätte."

"Wenn wir" — sagte der König nachdenklich — „auf unsere Vergangenheit zurückblicken, so müssen wir mit Kummer eingestehen, daß Dänemark eine blutige Geschichte hat und ein Mord nach dem andern sich wiederholte in seinen Regentenfamilien.

„Dänemark, Schleswig und Holstein, drei sich so nahe liegende Länder, die in Ewigkeit fest zu einander stehend und aneinander haltend unüberwindlich genannt werden dürften, standen sich leider nur allzuhäufig im mörderischen Kampfe gegenüber und verfolgten sich fortwährend im unnatürlichen Hasse. Wer trug die Schuld?"

„Wenn Ihr mir erlauben wollt es auszusprechen, so denke ich, die trug niemals ein Einzelner allein, sondern Alle.“

„Das denke ich auch,“ sagte der König. „Aber Gott gebe, daß mit dem Frieden zwischen mir und meinem Bruder nun auch die Kriegspforten zwischen Dänemark und Schleswig für ewige Zeiten geschlossen sein mögen, damit die beiden schönen Länder wieder gesegnet aufblühen und zu neuer Kraft erstarken können!“

Nach diesen Worten schwieg Erich und stand eine kleine Weile, stumm vor sich hinschauend, in tiefes Sinnen verloren, dann erwachte er gleichsam aus seiner augenblicklichen Träumerei und sagte zu dem schweigenden Kämmerling, der weiterer Befehle gewärtig in Ehrerbietung dastand:

„Geh jetzt nur Tuko Pust, ich bedarf Deiner für jetzt nicht mehr; allein vergiß nicht morgen frühe vor Sonnenaufgang an die Thür zu klopfen, denn ich möchte es ungerne versäumen hier von dem Altane aus die Sonne aufgehen zu sehen.“

Der Kämmerling versprach pünktlich zu sein, verneigte sich in Ehrerbietung und verließ den König.

Nachdem Tuko Pust sich entfernt hatte, ging Erich noch einige Male nachdenkend im Zimmer auf und nieder, denn er empfand mit einem Male eine Unruhe, von deren Grund er sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Er hätte jetzt gerne den treuen Wessel Spang bei sich gehabt, und es that ihm leid, daß er ihn nicht hatte zu sich rufen lassen, indem er meinte, er müsse ihm noch etwas zu sagen

haben. Als der König daher noch einige Male das Gemach durchschritten hatte, ging er auf die Thür zu, — außer der Kammerthür die einzige des Gemaches — durch welche Tuko Pust sich entfernt hatte, und verriegelte dieselbe, wonach er sich nach dem Schlafgemache begeben wollte, als er durch die beiden Bogenfenster gewahrte, wie die schwarzen Wolken, welche bis dahin die glänzende Scheibe des Mondes umhangen und verfinstert hatten, sich spalteten, und die silberne Sonne der Nacht hell hinunter leuchtete auf den glatten Spiegel der ruhigen Schlei.

Der König, statt sich in sein Schlafgemach zu begeben, öffnete statt dessen die Glasthüren, welche den Altan verschlossen, und trat in die laue Augustnacht hinaus. Mit stillem Wohlgefallen, mit innigen Entzücken überschaute er die sanft beleuchtete üppige Gegend, die glänzende Schlei und ihre Ufer.

„Glänzender" — sprach der König vor sich hin — „können die herrlichen Gefilde im Aufgange der Sonne allerdings, sie können hellerer, mannigfaltigerer Beleuchtung des Tagesgestirns strahlender, prächtiger da liegen an dem Busen dieses lieblichen Gewässers, reizender aber doch wohl kaum, als eben jetzt in dieser schönen Mondnacht. Und ist es nicht der stille, sanfte über sie ausgebreitete Friede, der sie mir so reizend erscheinen läßt? Gewiß, diese friedliche Ruhe, welche mich hier rings umgiebt, hat etwas Entzückendes, was ich noch niemals so tief gefühlt habe, als in diesem Augenblicke."

Einige Augenblicke, während welcher er mit leuchtenden Blicken in die weiteste Ferne spähte nach allen Seiten hin, dann fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Und dennoch — wie konnte ich diese ruhigen Friedensgefilde mit verheerender Kriegsgewalt überziehen. — Wohin treibt nicht wilde Leidenschaftlichkeit den sterblichen Menschen! Ist nicht durch diesen heillosen Krieg auch über mein Dänemark so tausendfaches Weh gekommen? Ist das der Segen, den wir Fürsten sollen ausströmen lassen über die Länder, über welche uns Gott gesetzt hat? Heißt das das Glück der Völker gewissenhaft vertreten, welche uns von der Allmacht anvertraut sind, daß wir ihre Saaten von Kriegesrossen zertreten lassen, ihre Wohnungen verbrennen und es geschehen lassen, daß man sie selber mit dem Schwerdte würgt?“

Dem König schien ein Graus zu überkommen, der ihm die Lippen auf einmal schloß. Er starrte lange ernst in die Weite, bevor er weiter sprach:

„Gewiß, der Krieg ist für die Menschheit das entsetzlichste Uebel, die fürchterlichste Geißel. Dänen, Schleswiger und Holsteiner sollen wenigstens fort an in stetem ungestörten Frieden mit einander leben, so lange ich die Krone trage. Was darf mir an einer einzelnen Stadt, an ein paar Hufen Landes mehr oder weniger liegen? Nein, nein! ich will zwischen Dänemark, Schleswig und Holstein einen Gesammtfrieden herstellen, und der Himmel gebe demselben eine ewige Dauer!“ —

Während dieſes Monologs waren durch eine geheime, dem Könige völlig unbekannte Tapetenthür, leiſe, wie das Verbrechen ſchleicht, Heinrich Karkwieder, Hans Lembke und Lauge Gudmandſen in das Schlafgemach Erichs getreten, den ſie ſchon zu Bette und ſchlafend zu finden gedacht hatten. Alle drei waren geſchworene Feinde des verrathenen unglücklichen Königs, weil ſie dieſer in Veranlaſſung ihrer böſen Umtriebe aus ſeinem Lande gejagt und demnächſt ihre anſehnlichen Güter ſämmtlich eingezogen hatte.

Die drei heimlich in des Königs Schlafgmach gedrungenen Böſewichter fanden zu ihrem Erſtaunen und Schrecken das Bette Erichs leer und unberührt, ſie ſahen ſich einander fragend an. Auf einen Wink Lauge's ſchlichen ſie weiter vorwärts bis in das Zimmer des Königs, wo ſie denſelben zu ihrer Verwunderung auch nicht gleich gewahr wurden, bis ſie ihn auf dem Altan entdeckten, wo er, ihnen den Rücken zuwendend, in Gedanken ſtand und über die Schlei hinausſchaute.

„Da iſt er!“ ſprach leiſe Hans Lembke, mit der Hand nach dem Altan zeigend.

„Und an dem geeignetſten Orte, den wir nur wünſchen könnten,“ erwiderte Lauge Gudmandſen.“

„Ja, es ſoll Friede ſein,“ fuhr Erich mit ſich ſelbſt redend fort, „und ich will morgen, ſtatt meinen Bruder um Kriegesbeiſtand anzugehen, ihm meine friedlichen Entſchlüſſe mittheilen und ihn veranlaſſen, zwiſchen mir und den Holſteiniſchen Grafen das Friedenswerk zu Stande zu bringen.“

„Was mag er mit ſich ſelber zu reden haben?“ fragte Karkwieder.

„Ich kann kein Wort verſtehen,“ entgegnete Lembke.

„Gieb Du, Allmächtiger, Deinen ewigen und gnädigen Segen dazu,“ ſprach Erich weiter und ließ ſich auf die Knie nieder, „der Du ſelber ein Gott des Friedens biſt, und kein Gefallen an Blutvergießen haben kannſt!“

„Jetzt betet er,“ flüſterte Karkwieder.

„Das ſoll und darf uns wenig kümmern,“ erwiderte flüſternd Lauge, „ob er betet oder flucht!“

„Sterben muß er doch!“ betheuerte Lembke.

„Jedenfalls wollen wir ihn ſein Gebet erſt beendigen laſſen, denke ich,“ entgegnete Karkwieder, wir dürfen dem Himmel nichts rauben.“

„Meinetwegen mag er ſein Gebet zu Ende plärren.“ geſtand Lauge Gudmandſen zu, „vorausgeſetzt, daß es nicht zu lange dauert.“

Alle drei Mordknechte ſchlichen näher dem Altan.

„Lenke auch, allmächtiger Gott, die Herzen meiner Widerſacher zum Frieden, damit das Werk leichter gelinge, und laß ſie meine aufrichtigen Freunde werden. Segne auch meinen Bruder Abel, und laſſe ihn dereinſt einen glücklichen Erben meiner Krone und des Dänenreiches werden, wenn ich vielleicht bald heimgegangen bin zu meinen Vätern!“

„Unterdeſſen waren die Mörder vorſichtig dem Altan näher geſchlichen, allein es mochte doch wohl irgend ein kleines Geräuſch zufällig von ihnen ausgegangen ſein, denn König Erich wandte ſchnell ſein

Haupt herum und ſah mit Entſetzen die drei Geſtalten im Saale, von deren zweideutiger Anweſenheit er ſich unmöglich Gutes verſprechen konnte.

Er ſprang haſtig vom Boden auf und fragte die Mörder mit unſicherer Stimme:

„Wo kommt Ihr her? Was wollt Ihr von mir?“

In dieſem Augenblicke erkannte er Lauge Gudmandſen und rief in offenbarer Verzweiflung.

„Du hier, Lauge? Dann iſt es um mich geſchehen!“

„Du mußt ſterben!“ brüllte mit einer Donnerſtimme dem Könige Lauge Gudmandſen zu, und die Mörder ſprangen vor.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ ſchrie König Erich, bis an das Geländer des Altans zurückweichend. „Zu Hülfe! Man mordet mich.“

Kaum waren dieſe Worte der ſchrecklichſten Angſt laut geworden, ſo hatte Hans Lembke auch ſchon ſein großes Schwerdt aus der Scheide geriſſen, und faſt in demſelben Augenblicke fiel daſſelbe auch ſo gewichtig auf Erich's Haupt, daß er wortlos von Blut überſtrömt hart an der Baluſtrade zu Boden ſtürzte.

Jetzt fielen die drei Verſchworenen alle mit einander über den Unglücklichen her, hoben ihn vom Boden auf und ſtürzten ihn in die Schlei über das Geländer, das nur von Holz und dazu noch alt und morſch, unter dieſer Gewaltthat der Königsmörder zum größten Theile zerbrach und dem Leichnam nachſtürzte.

Man hörte den Fall des Königs in das Waſſer dumpf heraufſtönen, und Heinrich Karkwieder konnte ſich eines Schauders nicht erwehren.

„Du hätteſt jedenfalls beſſer gethan, Lembke, wenn Du mit der Schärfe Deines Schwertes diesmal zurückgehalten hätteſt.“

„Dieſe Wunde wird den Mord verrathen,“ ſagte Gudmandſen.

„Nun iſt es zu ſpät für ſolche Weisheit,“ bemerkte Lembke unzufrieden; „es läßt ſich durch Worte nichts mehr ändern.“

„Allerdings iſt es zu ſpät.“

„Aber wir werden es vielleicht auszubaden haben,“ wandte Markwieder ein.

„Ich hoffe nicht. Der König iſt zufällig in die Schlei gefallen, als er ſich zu unvorſichtig auf das morſche Geländer des Altans lehnte, und das Haupt hat er ſich im Falle am Geſtein zerſchlagen. Dabei bleiben wir ſtehen.“

Dies ſprach Lange Gudmandſen ohne eine Miene zu verziehen, und darauf verließen ſie den Schauplatz ihrer Freveltat.

IX.

Als die königliche Leiche nach nicht gar langer Zeit auftrieb und von Fiſchern der Schlei gefunden wurde, ragte, wie uns die Sage für wahr berichtet, hoch über dem Waſſer die rechte Hand König Erichs empor, gleichſam als wolle ſie die Strafe des Himmels auf die Königsmörder herabrufen: denn wie eifrig und befliſſen Abels Anhänger waren zu verbreiten,

daß Erich zufällig mit dem Theil des morschen Geländers, worauf er sich gelehnt, vom Altan in die Schlei gestürzt sei und sich in diesem Sturze jämmerlich den Kopf verwundet habe, so glaubte doch kein Mensch an dies ziemlich albern ersonnene Mährchen, da die tiefe und tödtliche Kopfwunde offenbar von keinem Falle herrühren konnte, sondern mit dem Schwerte geschlagen sein mußte, und das war für die Betheiligten gewiß sehr unangenehm.

„Ich habe" — sagte ein alter, pergamentner, mit eisgrauem Haupthaar bedeckter Fischer, der lange Jahre dem Waffenhandwerke obgelegen und manchen tüchtigen Kampf mit ausgekämpft hatte — „ich habe in meinem Leben eben so viele Wunden gesehen als jetzt Fische, ich trage selber wohl ein paar Dutzend an meinem Leibe herum, ich sollte denken, daß ich dergleichen wohl zu unterscheiden und zu beurtheilen verstände, insofern ich nicht der größte Esel von der Welt; wer diese Todeswunde des Königs für eine Fallwunde und nicht für eine Schwerdtwunde zu halten oder zu erklären im Stande ist, der vermag auch ebenso wenig einen Häring von einem Aal zu unterscheiden, oder hält es für klug, solche Dinge für gute Münze in Gang zu bringen."

In dieser und ähnlicher Weise lauteten alle Urtheile über den Tod Erichs, und man war eben nicht blöde, den und die Mörder gerade heraus zu bezeichnen.

Herzog Abel lehnte standhaft die gräßliche Blutschuld von sich ab. Wo sollte er indessen Glauben finden, da er der Einzige war, der von dem Morde Vortheil ziehen konnte und sein Bruderhaß jeden Ge-

heimniſſes entbehrte? Deshalb ſtand es nun auch ſehr in der Schwebe, ob man ihn nicht der Thronfolge im däniſchen Reiche verluſtig und unwürdig erklären würde, es bedurfte vieler und höchſt mühſeliger Verhandlungen mit dem däniſchen Reicherathe, nur allein, um dieſen dahin zu bringen, daß er ſich der Königswahl Abels nicht widerſetzte.

Gewiß war es weniger die Ueberzeugung von Abels Unſchuld an dem Morde ſeines Bruders als die ſich allzeit ſchlau bewieſene däniſche Politik, welche den Reichsrath vermochte, die Wahl des Schleswiger Herzogs zum Könige von Dänemark nichts in den Weg zu legen. Der erſte Beweggrund dazu war ohne Zweifel die Wiedervereinigung Schleswigs mit der Krone, und dieſe brachten ſowohl die weltlichen Räthe als auch die Geiſtlichkeit bei dem Volke mit vielem Glücke zur Geltung. Zweitens machte man ſich auch Hoffnung, daß Abel, als Schwager der Grafen von Holſtein den Krieg, der eben dem Reiche zugezogen, am leichteſten beizulegen im Stande ſein dürfte. Dennoch mußte der Herzog zuvor zwanzig Ritter zu ſich nehmen und mit ihnen einen hochheiligen Eid ſchwören, daß er keinen Befehl gegeben habe, den König Erich, ſeinen Bruder, zu tödten, und daß allein einige erbitterte Feinde des Königs ohne ſein Vorwiſſen, dieſen Mord begangen hätten.

Die Werkzeuge ſeines Bubenſtücks ließ der Brudermörder natürlich bei dieſer Gelegenheit fallen, wie das noch heut zu Tage bei ähnlichen Fällen nicht anders an unſern Höfen hergeht.

So ward Herzog Abel König von Dänemark.

Allein nicht länger als kaum zwei Jahre wand ſich das Diadem um die blutige Schläfe. Die Rache Gottes erreichte ihn bald.

Abel ward im Jahre 1252 im Kriege mit den Nordfriesen von einem Rademacher Namens Henner auf dem ſogenannten „Millerkamm“ ruhmlos und als feiger Flüchtling erſchlagen.

Lange Gutmanſen, der nach Erichs Ermordung, und nachdem ihn der Herzog vollſtändig im Stiche gelaſſen, mit den Reichskleinodien und vielen von Abel zuſammengeſcharrten Schätzen nach Holſtein entwichen war, bekam in Kiel beim Spiele mit einem Holſteiner vom Adel Streit, welcher den Mörder ohne viele Umſtände im Schwertkreuzen erſtach.

Heinrich Markwieder wurde bei einem Aufſtande einer Menge zur Verzweiflung gebrachter Bauern, welche er auf's Grauſamſte um kargen Lohn zur härteſten Arbeit zwingen wollte, von einem derſelben mit dem Grabſcheit erſchlagen, und röchelnd ſoll er noch einem hinzugetretenen Geiſtlichen den Königsmord geſtanden haben.

Der brutale Hans Lemble, welcher in dem ganzen Deutſchland herumzog, und bald hier bald dort erſchien, um ſich in ſchlechte Geſellſchaft aufnehmen zu laſſen und Schurkenſtreiche zu ſpielen, ward endlich zu Köln am Rhein gerädert. —

Daß alle drei Mörder nach ihrem Tode ſammt jenen zwanzig Rittern, welche mit Abel falſch ſchwuren, ſo wie auch ihre ſämmtlichen Nachkommen in Möven

verwandelt worden, haben wir ſchon Eingangs dieſer Sage hinlänglich angedeutet. Ob Abel ſelber darunter begriffen war, davon erzählt die Sage nichts. Jedenfalls wäre, wenn er der Verwandlung unterlegen, der Schuß auf eben dieſe Möve ein Kapitalſchuß geweſen, ein „Königeſchuß“, warum ein Jeder zu beneiden.

Der „Klaes Steen."

I.

Auf dem halben Wege zwiſchen Tellingſtedt und Schalkholz findet der Wanderer, der dieſe Straße zieht und ſeine Umgebung nicht unbeachtet läßt, einen altersgrauen, zum Theil abgeblätterten Stein von anſehnlicher Größe. Er trägt eine Inſchrift, ebenſo verwittert als er ſelbſt, allein, dennoch als ſolche erkennbar, nur iſt uns dieſelbe, da wir uns an Ort und Stelle Mühe gaben, ſie zu entziffern, trotz aller Anſtrengung unleſerlich geblieben. Scharfſichtigere als wir behaupten indeſſen mit Beſtimmtheit ſie glücklich herausgebracht zu haben. Die Bewohner der umliegenden Gegenden heißen noch heute dieſen verwitterten Stein den „Klaes-Steen", und augenſcheinlich iſt derſelbe zum Gedächtniſſe irgend einer Begebenheit errichtet worden, die ihrer Zeit den Leuten wichtig genug erſchien, ſie mittelſt eines, wenn auch nur äußerſt einfachen Denkmals auf die Nachwelt zu bringen, was auch ohne Inſchrift Jedermann offenbar ſein würde.

Die Sage hat uns von Mund zu Mund die Ver-

anlaſſung aufbehalten, in welcher dieſer Stein vor ein paar Jahrhunderten an der bezeichneten Stelle aufgerichtet worden iſt, und dieſer folgen wir getreulich bei unſerer Erzählung.

II.

Die alte Geſche Groth war vielleicht die glücklichſte Frau in Schalkholz. Sie war von ihrem verſtorbenen Manne im höchſten Wohlſtande zurückgelaſſen worden, beſaß ſehr anſehnliche Ländereien ſammt Allem, was dazu gehört, und erfreute ſich des zufriedenſten Gemüths, des wohlwollendſten Herzens und der beſten Geſundheit, die ſich einer nur wünſchen mag. Ihr größtes und am meiſten zu beneidendes Glück mochte ſie indeſſen wohl mit Recht in dem Beſitze zweier wohlgerathener Söhne Klaes und Hinrich finden, welche ihr mit unbegrenzter kindlicher Zärtlichkeit anhingen. Nicht minder glücklich durfte ſie ſich auch darüber fühlen, daß dieſe Brüder wie jetzt, ſo immer und von früher Jugend an, nur, wie man zu ſagen pflegt, ein Leib und eine Seele geweſen waren, trotz ihres ganz verſchiedenen Charakter. Denn Klaes, ein Jüngling jetzt mit dunkelblitzenden Sternenaugen und rabenſchwarzem Haare, war auffahrend, jähzornig, bart, ehrgeizig, ſtolz und herrſchſüchtig, obwohl durch und durch brav, wogegen aus den blauen Vergißmeinnicht-Augen des blondgelockten Hinrich nichts als Milde, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Weichheit und Zärtlichkeit blickte. Klaes,

stets zur Stelle, Unrecht zu bestrafen und büßen zu lassen, so wie sein eigenes wahres oder eingebildetes Recht wahrzunehmen und mit energischer Kraft zu vertreten und zu vertheidigen, warf sich auch bei jeder Gelegenheit zum Vertreter und Vertheidiger des Rechtes seines immer und immer zum Nachgeben geneigten Bruders auf, wo man nur im Geringsten dasselbe anzutasten schien, und Hinrich dagegen ließ es sich beständig angelegen sein, Klaes in seinen nur allzuöfters auflodernden Zorne zu besänftigen, um Händel vorzubeugen, was ihm, bei der großen Liebe, die dieser gegen ihn in demselben Maße hegte, wie er solche für Klaes empfand, nicht allzuselten gelang.

In dieser unverwüstlichen Eintracht und Liebe waren die Brüder Klaes drei und zwanzig und Hinrich ein und zwanzig Jahre alt geworden, als sie zufällig auf einer großen Hochzeit in irgend einem anliegenden Dorfe, wo es hoch herging, die hübsche Dorte, eine Tochter des ansehnlichsten Hofbesitzers Karsten Diede in Tellingstedt, zum ersten Male sahen. Das Mädchen war nicht allein hübsch, sondern auch in jeder andern Hinsicht höchst liebenswürdig, und wunderbar genug fühlten beide Brüder in einem und demselben Augenblicke sich unwiderstehlich zu derselben hingezogen. Beider Herz bemächtigte sich unabweislich in einem und demselben Augenblicke die innigste Liebe, je nach dem verschiedenen Charakter der Jünglinge in ihrem Innern verschieden aufflammend.

Niemals noch hatten Klaes und Hinrich, so lange sie lebten, auch nur das kleinste Geheimniß vor

einander gehabt, denn es war ihnen niemals anders gewesen, als müsse der Eine durchaus und immer wissen, was eben der Andere wußte: ihre Liebe machte die erste Ausnahme davon, und ein Jeder verschwieg seine Gefühle gegen die hübsche Dorte dem Andern auf's Sorgfältigste, ja, suchte dieselbe sogar absichtlich zu verbergen. Klaes that dies ohne Zweifel aus einer Art von thörichtem Stolze, und weil er sich davor schämte, es laut werden zu lassen, daß er, der starke Mann, der oft über die Liebe gespottet hatte, nun doch endlich auch dieser sanften Empfindung fähig sei, die von ihm immer nur als unmännlich bezeichnet worden war. Hinrich verbarg aus verlegener Scheu, aus natürlicher Schüchternheit die zärtliche Neigung seines Herzens vor jedem Auge beinahe mit Aengstlichkeit, denn er fürchtete in allem Ernste seine Liebe zu entweihen, wenn er sie irgend Jemanden enthüllte. Beide unterließen aber darum doch keineswegs, sich dem jungen Mädchen, ein Jeder auf seine Weise und dem Andern verborgen, zu nahen und mit ihr in genauere und öftere Beziehung zu kommen, was ihnen natürlich unter den bestehenden Verhältnissen nicht schwer fallen konnte.

III.

Der hübschen Dorte erging es, wie allen jungen Mädchen unter gleichen Umständen und bei gleicher Gelegenheit, und es kann einmal nicht anders sein:

jedes Mädchen weiß auf ein Haar, wann und welchen Eindruck sie auf einen Mann gemacht hat. So blieb es der hübschen Dorte auch nicht lange zweifelhaft, was für ein Feuer sie in den Brüdern aus Schalkholz entzündet hatte: ihr Herz war über sich selber auch nicht lange in Zweifel, und es wußte sehr bald, auf welche Seite der Beiden es sich geneigt. Der schöne, kräftige Jüngling mit den blitzenden Sternenaugen, die herumblickten, als wäre er ein mächtiger Herrscher, und als müsse ihm Alles gehorsam und unterthänig sein, hatte gewiß nicht verfehlt, ihre ganze Aufmerksamkeit zu erregen und einen mächtigen Eindruck auf sie zu machen: allein der nicht minder schöne und wohlgestaltete, so bescheidene sanft und freundlich ihr ins Auge schauende Hinrich, der lauter Hingebung und Zärtlichkeit schien, sprach ihr Herz, das selber nur lauter Sanftmuth, Güte und Milde war, doch bei Weitem traulicher an, und verhieß ihrer Zukunft ein dauerndes, ungetrübtes, stets auf ebenem Pfade wandelndes Glück, wie sie es sich nur immer gewünscht hatte in den Träumen, welchen Mädchen von sechszehn bis zwanzig Jahren sich so willig und gerne hingeben. Gegen Jenen empfand sie hohe Achtung, eine gewisse Bewunderung sogar, und sie würde Stolz empfunden haben, wenn er ihr Bruder gewesen wäre: indessen war das Alles mit einer gewissen Scheu, wir möchten sagen mit einer innersten Furcht vor dem jungen Manne gemischt, der gleich einem Eroberer auftrat, und sicher, wie sie meinte, niemals ein weibliches Herz verstehen und würdigen würde. Für Diesen fühlte sie bald die

innigſte Zuneigung, und wies daher ſeine kleinen Aufmerkſamkeiten keineswegs zurück, ſondern ermunterte ſie wohl gar, woher auch Dieſer dem Mädchen bald vertrauter ward.

Wer konnte endlich wohl glücklicher ſich fühlen als Hinrich, da er zum erſten Male das ſüße Geſtändniß der Gegenliebe von Dorte's roſigen Blüthenlippen küßte? Wie ein Trunkener taumelte er nach Hauſe, und kaum vermochte er alle Seligkeit zu ertragen, die ihn durchbebte. Allein wer ſchildert ſein Entſetzen, das Grauſen, von dem ſeine Seele erfaßt wurde, als ihm gerade am Abende deſſelben Tages Klaes, der endlich ſeinen Stolz wenigſtens ſo weit überwunden hatte, um zu dem Entſchluſſe zu gelangen, ſich ſeinem Bruder zu entdecken: als er ihm das Herzensgeheimniß, das er ſo lange tief verborgen gehalten, und ſeine unüberwindliche Liebe zu der hübſchen Dorte geſtand, als er ihm dieſelbe mit flammigen Worten beſchrieb, und mit einem Pinſel malte, der in ein Feuermeer getaucht war. Solche glühende Leidenſchaft kannte der milde Hinrich durchaus nicht. Da war nichts von der ſanften Neigung, die ihn zu der Geliebten zog; das waren wild brauſende und brandende Wogen von Empfindungen, die Alles und ſogar ſich ſelber in ihrer Raſerei, wenn ſie ſich nicht Bahn brechen ſollten, zu verheeren und umzuſtürzen drohten.

Hinrich erblaßte bei dieſer Mittheilung, und er war zu wenig Herr ſeiner Gefühle, als daß er die fürchterliche Bewegung ſeines Innern hätte im Augenblicke ſo unterdrücken können, um ſie nicht ſichtbar

werden zu laſſen; es entſprangen ihm in ſeinem erſten Schrecken ſogar die Worte:

„Du, Du, Klaes, liebſt das Mädchen? Du?“

Da erblaßte auch dieſer, aber ſeine Augen warfen einen ſengenden Feuerſtrahl auf den Bruder, vor dem dieſer hätte vergehen mögen, denn ihm konnte unmöglich die Aufregung Hinrichs entgehen, und deſſen unvorſichtiger Ausruf ſchien ihm die Natur dieſer Aufregung faſt unwiderſtehlich zu erklären. Das Auge des eiferſüchtig Liebenden iſt allzu ſcharfſichtig.

Beide Brüder indeſſen verſtändigten ſich an dieſem Abende nicht mehr mit einander; ſie verſchloſſen ſich.

Hinrich fühlte ſich ſeit der Entdeckung von Seiten des Bruders, trotz der Liebe Dorte's ſehr unglücklich, und dieſe forſchte vergebens nach dem, was ihn bedrücke. Er konnte ihr nur ſagen, daß er noch ſchweigen müſſe, verſprach aber, „wenn er nur erſt ſelber mit ſich ſelbſt auf dem Reinen ſei,“ ihr Alles mitzutheilen, was ſeine Seele beſchwere. Das war jedoch für das Mädchen ein neues Geheimniß, wobei ſie ſich indeß, ſo gut es gehen wollte, beruhigte.

Wirklich rang der arme Jüngling mit übermenſchlicher Anſtrengung darnach, „mit ſich ſelbſt aufs Reine zu kommen,“ und ſchien über einem großen Entſchluſſe zu brüten, für und wider den er Alles in der blutig zerriſſenen Seele erwog. Endlich ſchien er zu ſeinem Ziele gelangt zu ſein.

IV.

Derweile ſich nun die Brüder inſtinktmäßig vermieden und Hinrich nach einem Rettungsmittel aus dieſer troſtloſen Verkettung rang, ſuchte der eiferſüchtige Klaes ſich auf jede Weiſe über ſeinen Verdacht, der doch immer noch nicht mehr als eben nur Verdacht heißen durfte, unumſtößliche Gewißheit zu verſchaffen, und es mußte ihm in wenig Tagen wol nur zu wohl gelingen, zu dieſer Gewißheit zu kommen. Jetzt kannte ſeine Wuth kaum noch Grenzen; allein er vergrub ſie mit der ungeheuerſten Selbſtüberwindung in ſich ſelbſt, ohne ſie bis dahin ausbrechen zu laſſen. Auf das Mädchen, meinte er, käme endlich Alles an; aber ſeinem Bruder wollte er es nicht vergeben, daß er ihm hier, gerade hier in den Weg trat. Er grollte ihm nicht allein: die Bitterkeit und der Widerwille, die er plötzlich gegen ihn empfand, ſchienen Haß werden zu können.

Eines Tages aber ſuchte ihn Hinrich gefliſſentlich auf und ließ ſich durch den eiſigen Empfang, den er erfuhr, nicht verſcheuchen. Er nahte ſich ihm mit zerriſſenem Herzen, ſehr niedergeſchlagen und traurig zwar, allein doch liebevoll und ſanft.

„Es iſt zwiſchen uns, Bruder,“ ſprach er, „wie es gewiß nicht ſein ſollte.“

„Meinſt Du?“ fragte dieſer.

„Ja: es muß anders damit werden!“

„Gewiß muß es das!“ verſetzte der Angeredete

mit zurückgepreßter Wuth. „Da haſt Du Recht: es muß anders werden, und es ſoll anders werden.“

„Wir wollen in dieſem Augenblicke nicht davon reden, Bruder Klaes, was eigentlich ſo ſegenlos zwiſchen uns getreten. Beruhige Dich aber nur und vertraue ganz auf mich, Du wirſt noch glücklich werden. Ich glaube Dir das ſicher verſprechen zu können. An mir ſoll wenigſtens das Gegentheil nicht liegen.“

„Schönen Dank!“

„Sei nicht ſo, lieber Bruder, wie Du biſt! Du Du thuſt mir damit ſehr wehe.“

„Das wäre ja eine große Sünde!“

„Ja, Klaes, es iſt große Sünde.“

„Davon wird mich wohl der Beichtiger abſolviren können!“

„Noch ein Mal, vertraue mir nur, und noch heute Abend werde ich Dir eine Entſcheidung bringen, die hoffentlich Dich auf's Höchſte beglücken wird.

„Willſt Du mich etwa zu Deiner Hochzeit einladen? Wenn das ſein ſollte, ſo vergiß ja nicht daran zu denken, daß es ſo weit noch nicht iſt.“

„Ich bitte Dich: rede davon nicht!“

„Du biſt ein Heuchler!“ brauſte Klaes auf, der nicht länger an ſich zu halten vermochte. „Du biſt ein Schleicher, den ich bis dahin nur für einen unſchuldigen Schwächling hielt!“

„Auch dies muß ich Unglücklicher noch ertragen!“ klagte Hinrich voll des tiefſten und aufrichtigſten Schmerzes, „von Dir, Klaes, muß ich es ertragen,

den ich so sehr liebe und für den ich mehr als mein Leben opfern kann!“

„Du bist ein vollendeter Heuchler!“ brauste Klaes noch heftiger. „Deine Nähe dünkt mich verpestet, und wenn ich länger in derselben bleibe, weiß ich nicht, was geschehen könnte, denn ein Heuchler ist mir das verhaßteste Geschöpf, das ich mir zu denken vermag, ein giftiges Thier, das ich in meinem Zorn mit dem Absatze zertreten könnte, und — wenn es auch die Frechheit hätte, sich meinen Bruder zu nennen.“

Damit entfernte sich Klaes hastig.

V.

Tief herabgebeugt und voll inniger Trauer, nur aufrecht noch erhalten durch das Gefühl seines würdigen Vorsatzes, wanderte Hinrich jetzt nach Tellingstedt und — Klaes unterließ nicht, nach Verlauf einiger Zeit ihm nachzugehen, obgleich seines Bruders Worte, bei kälterer, besonnener Prüfung ihrer, die wundersamste Hoffnung in ihm erregt hatten, wenn ihm auch Alles darin keineswegs ganz klar geworden war.

Wie gewöhnlich ward Hinrich von dem alten Dieckes, der längst so-ziemlich gemerkt hatte, wie Alles stand, und seinen Spaß daran fand, daß er noch immer nichts wissen sollte, und daß man wirklich glauben konnte, er sei blinder als ein Maulwurf; wie gewöhnlich ward er von diesem mit einem schmunzelnden Lächeln

aufgenommen, und als es sich später so gemacht hatte, daß die beiden Liebenden sich im Garten allein befanden, wozu Karsten Diecks gerne Veranlassung gab, sagte Dorte:

„Wirst Du mir heute vielleicht mittheilen, was Dich seit mehreren Tagen nun schon so sehr beunruhigt, daß Du darüber krank geworden zu sein scheinst?“

„Ja, Dorte,“ sagte er, „Du sollst nun Alles wissen: es ist nun an der Zeit.“

Und jetzt erzählte er ihr mit oftmals ihm versagenden Worten von der Liebe des Bruders zu ihr, und von deren verzehrender Gluth, und er sagte ihr, daß Klaes untergehen werde, wenn er sie nicht die Seine nennen könne, und daß er, Hinrich, sich einen Brudermörder nennen müsse, wenn er ihm den Weg zum Glücke vertreten wollte. Und er schilderte ihr die Bravheit seines Bruders mit der ganzen Beredtsamkeit der begeistertsten Brüderlichkeit, und pries seine einzelnen großen Eigenschaften, und zählte sie ihr alle auf, und versicherte sie, daß Klaes viel besser sei als er.

Das Mädchen hörte ihm ruhig, allein immer erstaunter zu, und als er geendet hatte, fragte sie:

„Und was ist Deine Absicht jetzt?“

„Meine Absicht,“ sprach er nun sich fassend, allein mit gesenkten Augen und seine Thränen zurückpressend, „meine Absicht ist — von Dir abzulassen.“

„Also liebst Du mich nicht sehr?“

„Ach, sage nicht so! Ich liebe Dich mehr, viel mehr, als mich selber! Jedoch meinem Bruder das Leben zu nehmen, das bin ich nicht im Stande.“

Du biſt ein ſehr guter Menſch, Hinrich!“ ſagte ſie, in innerſter Seele tief bewegt.

„Dank, tauſend Dank Dir, Dorte, daß Du mir das ſagſt! denn es iſt ein großes Opfer, das ich bringe; es hat einige Tröſtung verdient. Es iſt ein großes Opfer! Allein auch Du mußt eins bringen, Dorte, ſonſt iſt meins umſonſt geweſen, oder doch nicht viel beſſer als umſonſt.“

„Und was verlangſt Du von mir?“

„Du wirſt es ſchon errathen haben: Du mußt meinen Bruder heirathen.“

„Haſt Du es feſt beſchloſſen, Dein Opfer zu bringen, und kann nichts, könnten ſelber meine Bitten Dich in Deinem Entſchluſſe nicht wankend machen?“

„Nichts, Dorte, denn ich kann kein Brudermörder werden.“

Sie ſtand nachdenkend und erwiderte nichts. Er fuhr fort und ſprach:

„Du wirſt glücklich mit ihm ſein, Dorte, denn er liebt Dich glühend heiß und iſt ſo brav! Ich will mich auf einige Jahre von hier entfernen, dann werde ich vielleicht überwunden haben, und wenn ich zurückkehre, will ich mit Euch glücklich ſein.“

Sie ſtand noch immer in tiefem Sinnen, und zwei Perlen rollten nieder aus ihren ſchönen Augen.

„Sei nicht traurig“, bat er. „Du ſiehſt, wie ich mich zum Entſchluſſe aufgeriſſen habe, und weißt doch, wie viel ich leide. Ahme mir darin nach! Um meinetwillen bringe auch Du Dein Opfer ohne Zagen! Aus Liebe zu mir, der ich kein Cain zu werden vermag!“

„Ich will es!“ ſagte ſie nun entſchloſſen, und reichte ihm die Hand.

Er drückte dieſelbe zärtlich an ſein Herz und ſprach dann:

„Und jetzt noch eine Umarmung, Dorte! Die letzte für nun und immer!“

Und die Liebenden ſanken einander weinend in die Arme, und küßten ſich lange in Wonne und Schmerz.

VI.

Aber Klaes, der die Unglücklichen in einer Entfernung belauſcht hatte, von wo aus er Alles, was vorgegangen, wohl zu ſehen, Nichts jedoch zu hören im Stande geweſen war, raſ'te faſt vor Eiferſucht und getäuſchter Erwartung, verließ nun haſtig ſein Verſteck, und rannte faſt wahnſinnig fort, von Grimm, Wuth und Rache gepeitſcht.

„Er iſt der ſchändlichſte Heuchler, den es nur geben kann!“ rief er ſich ſelber zu. „Und ich Thor konnte mich einer Hoffnung hingeben, die eben ſo albern war, als ich ſelber! Er iſt der ſchändlichſte Heuchler und nicht mein Bruder mehr. Er iſt mein Feind! der mir verhaßteſte, den ich habe. Er iſt eine Natter, die ich zertreten will!“

Damit eilte er in's erſte beſte Wirthshaus, denn ihm war zu Muthe, als müſſe er trinken, um ſeinen Verſtand oben zu halten. Und er trank, und je mehr er trank, je weiter entfernte ſich der Verſtand, jede

Ueberlegung, jede Besonnenheit zur Prüfung von ihm, und nur der rasenden Wuth und dem tollsten Grimme blieb Raum, welche nur Schauderthaten ausbrüten können. Dann hastete er zurück nach Schalckholz. Allein ungefähr auf halbem Wege suchte und fand er ein neues Versteck, darein er sich legte. —

Seelenbetrübt, jedoch in stiller Beruhigung und mit dem schönen Bewußtsein, ein brüderliches Werk mit blutendem Herzen vollbracht zu haben, kehrte auch Hinrich heim, und kam gegen Abend eben an die Stelle, wo sich Klaes verborgen hatte, als dieser rasch hervor sprang und sein Messer tief in des Bruders Brust bohrte, indem er schrie:

„Nun gieb Hochzeit!“

„Bruder! Mein Bruder!“ ächzte Hinrich, „was hast Du gethan!“ Und mit diesen Worten sank er bis zum Tode verwundet blutend nieder.

Kaum war indeß die That geschehen, kaum sah Klaes seinen Bruder im Blute schwimmen, als er auch plötzlich zur Besinnung kam. Und er stürzte bei seinem Bruder nieder, und die grausamste Reue überkam ihn, und er preßte seine Hand auf die blutende Wunde, um das hinquellende Leben zu halten.

„Was hast Du gethan!“ ächzte Hinrich noch ein Mal. „Nun ist Alles dahin! Ich sterbe! Fliehe, fliehe nur!“

„Bruder, Bruder, verzeihe mir nur! Dann will ich gern sterben! Ich sah Dich sie umarmen und viele Male küssen. Da kam der Wahnsinn über mich“, sprach Klaes dumpf.

„Es war unſere letzte Umarmung“, ſagte Hinrich, immer ſchwächer werdend. „Ich hatte ihren Beſitz aufgegeben, da ich von Dir Deine Liebe zu ihr erfahren, und ſie hatte eingewilligt die Deine zu werden.“

Nun erzählte er ſeinem Bruder faſt ein jedes Wort, das zwiſchen ihm und Dorte gewechſelt worden war, mit unerhörter Mühe Luft ſchöpfend, bevor er jedoch das letzte noch hervorbringen konnte, war er ſchon verſchieden, und Klaes hielt eine Leiche in ſeinen Armen. —

Er gab ſich ſelber beim Gerichte an und ſtarb auf dem Blutgerüſte.

Die Mutter der unglücklichen Brüder erlebte die Hinrichtung ihres älteſten Sohnes nicht, als ſie Nachricht von der ſchauderhaften Begebenheit, von dem Tode ihres Jüngſten erhielt, rührte ſie der Schlag und tödtete ſie ſofort.

An der Stelle jedoch, wo Hinrich Groth von der Hand ſeines Bruders gefallen, errichtete man jenen Stein, an den ſich dieſe unſere Sage knüpft, und Scharfſichtige wollen auf demſelben leſen können:

Klaes Groth
ſloeg syn Broder dodt.

Die Grafen zu Rantzau.

I.

Graf Wilhelm Adolph.

Es war im Jahre 1721 und bereits über die Mitte Oktobers hinaus, als ein sehr wohlberittener Reiter durch den Breitenburger Forst ritt, welcher damals bei Weitem ausgedehnter und dichter war, als heut zu Tage.

Der Reiter mochte in seinen besten Jahren, in den dreißigen, sich befinden, allein er erschien viel älter, vielleicht weil seine Gesichtsbildung unschön und unangenehm war, und einen finstern an's Mürrische streifenden Ausdruck trug. In seinen, unter buschigen schwarzen Brauen verborgenen scharf blitzenden grauen Augen, die häufig von der Seite blickten, lag etwas lauerndes, Tückisches, Unheimliches, man könnte sagen, Dämonisches.

Das war Wilhelm Adolph Graf zu Rantzau.

Der Graf ritt im langsamen Schritt des Weges und schien sich um Alles um ihn nicht zu kümmern,

sondern, ganz allein mit sich selbst beschäftigt seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, denn er sah fast nur gerade aus auf die Ohren seines Pferdes, ohne rechts oder links zu blicken.

In diesem Augenblicke fuhr der Reiter, der ein wenig gebückt und vorüber im Sattel saß, plötzlich in die Höhe; als er unferne, ihm zur Seite rechts, am Waldzaune mit seinem Lauerauge einen Mann auf einem großen Steinblock sitzend gewahrte, welcher sich auf seine Büchse gestützt hatte. Derselbe war fast wie ein Jäger gekleidet, trug einen kurzen grünen Rock nebst gelben hirschledernen Beinkleidern, und hatte einen breiträndrigen ein Mal aufgekrämpten, mit einer schwarzen Feder verzierten Hut auf dem Kopfe. Er mußte ein Fünfziger sein, hatte ein blasses, sehr tief gefurchtes Gesicht, eine große Habichtnase und ein Paar schwarze Augen, die Alles, was sie anblickten, wie ein Wetterstrahl durchbohren zu wollen schienen.

Als der Graf des Grünen ansichtig wurde, wandte er sogleich sein Pferd, ritt schnell auf denselben zu und hielt vor ihm an.

Der Grüne grüßte den Grafen, ohne jedoch von seinem Sitze aufzustehen.

„Du hast Dich lange nicht sehen lassen," sagte der Graf.

„Ich schweife bald hier bald dort herum, wie mich Laune oder Geschäft treibt und kann nicht allerwärts sein," antwortete der Grüne.

„Deine Laune hatte also diesmal für mich keine Zeit?"

„Bedurftet Ihr meiner?“

„Wie Du das nehmen willſt. Dein letzter Plan taugte nicht viel.“

„Er war an ſich wohl gut, allein die Ausführung war den Händen eines Ungeſchickten anvertraut worden: ſo mußte er mißglücken. Des Grafen Lieblingshund fraß an ſeiner Statt den Kapaun, und — krepirte innerhalb einer Viertelſtunde. Ein Glück für Euch, daß der Ungeſchickte auch ein Zeigling war und in der erſten Angſt ſich im Schloßgraben ertränkte. Denn wenn Ihr Euch auch bei der ganzen Sache ziemlich hinter den Couliſſen gehalten hattet, ſo hättet Ihr doch leicht noch Unannehmlichkeiten davon haben können. Nehmt es nicht ungnädig, aber Eure Leute wählt Ihr bei dergleichen ſtets ſehr unglücklich.“

„Auch diesmal hatte ich nicht ſelber gewählt. Mag es nun aber damit ſein wie es will, ſo gebe ich doch keineswegs die Hoffnung auf, trotz allen Mißlingens, einmal zum Ziele zu kommen.“

„Das traue ich Euch zu, obgleich ich gar nicht begreife, weshalb Ihr den Grafen ſo haßt. Er iſt ſtolz, hochfahrend, jähzornig, leidenſchaftlich, wild und der Tyrann ſeiner Unterthanen; allein mich dünkt, daß Euch das nicht viel kümmern dürfte — beerben werdet Ihr ihn doch ein Mal, dem gewöhnlichen Gange der Natur nach, denn er iſt ſiebenzehn Jahr älter als Ihr.“

„Warum ich ihn haſſe?“ ſprach Wilhelm Adolph, die Zähne zuſammenbeißend, „warum ich ihn haſſe? Wer kann darnach noch fragen! Hat er mich nicht

da unſer Vater ſtarb und ich erſt ein zehnjähriger Knabe war bei der Erbtheilung aufs Schmählichſte übervortheilt?“

„Das iſt wahr,“ ſagte ruhig der Grüne, „wie Ihr mir ſchon manchmal geſagt habt.“

„Und Alles zu Allem,“ rief ungeduldig der Graf, „iſt er nicht einmal der Erſtgeborene, der ich auch ſein könnte? Kann ich ihn denn lieben? Das liegt nicht in meiner Art. Wie geſagt: ich gebe noch die Hoffnung eines endlichen Gelingens nicht auf. Iſt mir das Glück auch wenig günſtig geweſen, ich ſchrecke vor keinem Plane zurück, der ein ſolches Gelingen mit Wahrſcheinlichkeit verſpricht.“

„Was helfen alle Pläne, wenn ſie nicht geſchickten Händen und muthigen Herzen zur Ausführung übergeben werden?“

„Weißt Du mir einen neuen Anſchlag zu ſagen?“

„Darauf ließe ſich denken.“

„Wenn Du erſt einen Plan haſt, ſo iſt Alles im Reinen, denn den Mann, der herzhaft und beſonnen genug iſt, ihn auszuführen, habe ich bereits gewählt — Du biſt es ſelbſt!“

„Ich?“

„Ja, Du. Dem Schöpfer eines Anſchlages wird auch die Ausführung deſſelben nicht mißlingen.“

„Meine Hand laßt bei der Sache aus dem Spiel: ich diene Euch nur mit dem Kopfe.“

„Sieh'“, ſagte der Graf, und zog einen Beutel mit Gold hervor, dem er dem Grünen hinhielt, „ſieh', ich bin noch in Deiner Schuld; das die Sache mis-

lungen, kann Dir nicht zum Vorwurf gereichen. Nimm hin! Das Zehnfache aber ist Dein, wenn Du mir mit entschiedener That Ruhe vor meinem ärgsten Feinde verschafft.“

Der Grüne wieß das Gold zurück.

„Du verschmähst den Beutel?“ fragte erstaunt der Graf.

„Gewiß!“

„Bist Du so reich?“

„Reich genug, um Euer Geld entbehren zu können. Ihr habt mir erlaubt, mich hier im Forste frei bewegen zu können und manchmal einen Schuß zu thun. Das ist mir genug. Was ich für Euch thue, thue ich ohne weitern Eigennutz. Ich will auf einen neuen Plan sinnen, nur mit dessen Ausführung, will ich verschont bleiben, Ihr habt ja einen Mann in Eurer nächsten Nähe, der sich, glaube ich, nicht allzu viel aus dem Leben des Grafen Christian Detlef macht.“

„Wen meinst Du?“

„Nun, wen könnte ich wohl anders meinen, als den Hungerleider, den Ihr aus sonderbarer Liebhaberei mit Eurem Gnadenbrod füttert.“

„Den Hauptmann Prätorius!“

„Natürlich den.“

„Unter Umständen wäre Deine Wahl nicht übel,“ sagte Graf Wilhelm Adolph nach einigen Bedenken, „allein ihm hat bis jetzt nichts glücken wollen, obgleich er sich Mühe genug gegeben und mit Manchem in Verbindung getreten ist.“

„Da liegt's! Er hat immer Andere für eine That gesucht, wo er selber der Mann hätte sein sollen. Wozu erst mit Leuten wie Pingel, Siewers, Wehling oder gar Saß sich einlassen?“

„Du weißt davon?“ fragte der Graf erstaunt.

„Ich weiß mehr, als Ihr glaubt,“ antwortete der Grüne. Der Plan, Christian Detlef in Hamburg zu ermorden, war ganz gut, nur mußte er einem Wehling nicht überlassen werden. Er scheiterte an der Unentschlossenheit und Muthlosigkeit dieses Menschen. Warum übernahm dieser Hauptmann nicht selbst die Ausführung?“

„Wohl wahr?“

„Von Muthlosigkeit und Unentschlossenheit wird er nicht geplagt. — Nun ich werde etwas Anderes ersinnen, laßt ihn es nur ausführen!“

„Wenn er sich nur dazu verstehen wird. Ich habe es ihm schon ein Mal nahe genug gelegt, allein er wollte mich nicht verstehen.“

„Ihr müßt ihm ein Anerbieten machen. Ihr müßt nicht knausern. Er ist ein Schwelger und habgierig, um sich Genüsse erkaufen zu können. Ihr müßt ihm Alles bieten, was seine verwegensten Hoffnungen befriedigen kann. — Mehr weiß ich nicht für heute.“

Somit stand der Grüne auf und machte Anstalt sich zu entfernen.

„Du gehst schon?“ sprach der Graf.

„Ihr müßt mich für jetzt entschuldigen,“ entgegnete der Grüne, „da ich noch unaufschiebbare Ge-

ſchäfte habe. Stellt Euch, wenn Ihr die Gnade haben wollt, am erſten des künftigen Monats Mittags an dieſer Stelle wieder ein, ich werde es bis dahin wohl auf's Reine gebracht haben, wie Euch jetzt am beſten zu helfen iſt.“ Damit grüßte er, ging und bog tiefer in den Forſt ein.

„Noch acht Tage!“ murmelte Wilhelm Adolph, indem auch er ſich, weiter reitend entfernte. Ich möchte nur wiſſen, wer eigentlich dieſer Grünrock iſt, der mir dient und doch mein Geld verſchmäht. Mir iſt er vor einem halben Jahr gleichſam hereingeregnet, Keiner von Allen, bei denen ich ſeinetwegen Erkundigungen einzog, konnte mir etwas Näheres über ihn ſagen, Keiner kannte ihn. Er iſt ein Räthſel, und trotz dem flößt er mir Vertrauen ein.“

II. Die Lauſcherin.

Kaum mochten der Grüne und der Graf ein paar Minuten von der Stelle entfernt ſein, wo ſie ihre Unterredung gepflogen hatten, da tauchte hinter dem Waldzaune erſt der Kopf und nach und nach langſam die halbe Geſtalt eines alten Weibes auf, das ihre ſiebenzig Jahre ſicherlich ſchon hinter ſich hatte, und deren runzeliges, verkümmertes und bettelhaftes Ausſehen von ſchweren Lebenserfahrungen und von der bitterſten Armuth Zeugniß ablegten.

Einen Augenblick ſtand ſie ſtumm und blickte überall herum, um zu erforſchen, ob ſie von Jemanden geſehen werde, dann, als ſie nirgends etwas Lebendiges gewahr wurde, ſprach ſie vor ſich hin:

Das sind also die Giftmischer! Freilich den Einen hatte ich längst vermuthet, den Andern kenne ich noch nicht, er ist keineswegs der Ungefährlichste, da er die Pfeile zuspitzt, welche die Andern abschießen. Es wird so ein fremder Abenteurer sein, und wenn er heute einen Beutel mit Gold verschmäht, so hält er denselben nicht für gewichtig genug und wartet schlau seine Zeit, wo er ihm noch voller geboten wird. Solche Kniffe kennen wir, und sind sie schon ein wenig abgegriffen. Umsonst wird dieser Grünrock ebenso wenig etwas thun, als irgend ein anderer Mensch. Umsonst giebt selber der Teufel nicht seine verfluchten Rathschläge: es muß ihm wenigstens eine arme Seele in Aussicht stehen.

Einen Augenblick stand die Alte nun in tiefen Gedanken und schien über eine wichtige Sache nachzudenken, dann fuhr sie, wie es schien entschlossen, fort:

„Ja, so ist es recht! Christian Detlef hat es nicht um mich verdient, daß ich das Geringste für ihn thue. Er ist ein hochmüthiger, harter Charakter; ist Despot seiner armen Bauern und zu Zeiten ein grausamer Herr. Er hat mich in Noth und bitterster Dürftigkeit, in Sorgen und Jammer, ohne sich meiner erinnern zu wollen, vergehen, hat mich mehr als ein Mal vom Schloßhofe jagen, ja sogar mit seinen Hunden hetzen lassen: aber er hat an meiner Brust gelegen, hat von meiner Milch getrunken, ich habe ihn immer wie eine Mutter geliebt — ich kann ihn nicht hassen. Er muß gewarnt werden vor dem Anschlage, sobald ich selber erst von demselben unterrichtet sein werde. Es ist freilich für eine betagte Frau, die noch dazu so

ſchlecht auf den Beinen iſt, als ich bin, faſt ein zu mühſeeliger Weg von hier nach Nantzau, um ſich vielleicht noch ein Mal mit Hunden hetzen zu laſſen: aber er mag es in Gottes Namen thun, wenn ich ihn nur gewarnt habe. Die alte Liſe will ihren Säugling nun einmal auf ſolche Weiſe nicht umkommen ſehen. Davor ſei Gott!“

Dies ſagend humpelte ſie waldein.

III. Die Wahrſagerin.

Einige Tage ſpäter ging Morgens der Hauptmann Prätorius mit der Flinte über den Nacken in den Forſt, vielleicht mehr aus Langerweile, als aus Jagdluſt, denn er war kein paſſionirter Jäger. Kaum fünfhundert Schritte gegangen und um eine Waldecke biegend, ſieht er dicht an ſeiner Seite auf einem Baumſtumpf ein altes Weib ſitzen, das einen Brodſack auf dem Rücken und einen Knotenſtock in der Hand trug.

Halb unmuthig, halb einen alten Jagdaberglauben verhöhnen wollend, ſagte er, auf die Alte blickend, unwillkürlich laut:

„Da kann ich ja gleich wieder umkehren!“

„Weshalb wolltet Ihr das?“ fragte die Alte.

„Weil man kein Glück auf der Jagd hat, wenn Einem zuerſt beim Ausgehen ein altes Weib zu Geſichte kommt.“

„Ich hätte nicht gedacht,“ entgegnete die Alte, daß der Hauptmann Prätorius, der ſich ſonſt vor Hölle und Teufel nicht fürchtet abergläubiſch wäre.“

„Du kennſt mich?“ fragte mit einigem Erſtaunen

der Hauptmann. „Ich weiß nicht, daß ich mich Deiner angenehmen Bekanntschaft erfreue.“

„Ich kenne viele Leute, die mich nicht kennen,“ sagte das Weib.

„Das sind ja glückliche Menschenkinder!“

„Wie es fällt!“ war die Antwort. „Mitunter auch nicht. Manche glauben es zu sein, aber sie würden das nicht — wenn sie nur ein wenig in die Zukunft zu sehen verständen.“

„Ja, wer vermag das!“

„Doch hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, die das verstanden.“

„Verstehst Du es etwa?“

Einigermaßen, sollt ich denken.“

„Du wahrsagst also?“

„Wenn man mich darum bittet, und wenn man mich bezahlt.“

„Ei, da bist Du ja eine wichtige Person!“

„Für den, der mir glaubt, kann das wohl sein.“

„Willst Du mir auch einmal wahrsagen?

„Wenn Ihr mich dafür bezahlt, warum nicht?“

„Daran soll es nicht fehlen, oder meinst Du, ich wollte mir von Dir etwas schenken lassen?“

„Aber — glaubt Ihr auch? denn auf den Glauben kommt Alles an, ohne den kann es Euch nichts nützen.“

Das war für den Hauptmann Prätorius eine kitzliche Frage: denn dieser verwegene tolldreiste Mensch glaubte, im Grunde an nichts, und war doch in einem gewissen Grade abergläubisch, wie sehr er sich auch dagegen sträubte und sich über den Aberglauben

Anderer lustig machte. Er zwang sich daher ein vornehmes Lächeln auf und sagte:

„Natürlich glaube ich an Deine Kunst.“

„Wohlan, so reicht mir Eure Hand.“

Der Hauptmann that es.

Aufmerksam, genau und lange betrachtete die Alte die Lineamente der Hand und schüttelte oft wie bedenklich, den greisen Kopf. „Hier steht gar viel zu lesen, mitunter recht schauerliche Sachen und große Gefahren. Ihr seid ein unternehmender, verwegener Mann, der schon viel in der Welt erfahren und durchgemacht hat.“

„Das kann ich mir selbst sagen und brauche Dich nicht dazu.“

„Ihr seid gegen den Grafen Christian Detlef zu Rantzau in großen Haß entbrannt.“

„So!“

„Er hat Euch nicht nach den Verdiensten belohnt, die Ihr in Anspruch nehmt.“

„Der Teufel hole ihn!“

„Er hat Euch weggejagt.“

„Halt's Maul! Ich bin entlassen worden.“

„Ihr möchtet Euch rächen.“

„Ich wäre eine verfluchte Memme und ein feigblutiger Kerl, wenn ich das nicht möchte! Aber Du erzählst immer aus der Gegenwart, ich erwarte, etwas aus der Zukunft zu erfahren.“

„Hört nur weiter:

Ihr müßt die se Rachegedanken aufgeben.“

„Warum nicht gar!“

„Ihr müßt sie aufgeben! Sonst rennet Ihr in

Euer offenbares Verderben. Ihr unterhieltet und unterhaltet noch eine strafwürdige Verbindung mit Paul Siewers, dem Häusling Saß, dem Jäger Simon Webling und dem Peter Pingel."

Der Hauptmann veränderte die Farbe.

„Diese haben in Eurer Veranlassung dem Grafen Christian Detlef schon lange nachgestellt," fuhr die Wahrsagerin fort, „allein es hat ihnen bis jetzt nicht gelingen wollen.

„Dummes Zeug!" murmelte Prätorius.

„Selber nicht der Anschlag, den Grafen auf einem Gange in dem Weinkeller in Hamburg zu ermorden, schlug dem Simon Webling fehl.

„Weib, bist Du denn wirklich mit dem Teufel im Bunde?" rief der Hauptmann auf's Höchste bestürzt.

„Ich wahrsage nur," entgegnete die Alte ruhig. „Wer aber die Zukunft lesen und verstehen will, der muß zuerst die Vergangenheit wissen."

„Allein wie erfuhrst Du, was Du eben aussprachst, oder — wie kommst Du zu dergleichen Vermuthungen?"

„Was ich sagte, erfuhr ich durch meine Kunst.

„Es ist nicht möglich!"

„Hört mich und laßt von Eurer Rache und Verfolgung ab, sonst wird und muß es Euch sehr übel ergehen."

„Man wird Euch in wenig Tagen einen Vorschlag machen, zu einer That zu gewinnen suchen, und für deren Ausführung ein großes Geld bieten. Aber, laßt Euch darauf nicht ein!

„Das Anhören des Vorschlags habe ich jedenfalls umsonst. Du sagtest viel Geld."

„Gleichviel. Jemehr Euch geboten wird, deſto ſchlimmer.

„Deſto verlockender: gebt Ihr Euch zu der That her, ſo — ſeid Ihr verloren.

„Dann habt Ihr Eure Bahn beſchloſſen.“

„Was heißt das?“

„Ihr werdet dann auf dem Blutgerüſte ſterben.“

„Poſſen!“

„Denkt an meine Worte.“

„Poſſen!“ rief der Hauptmann, indem er ſeine Rechte zurückzog:

„Du haſt mir genug geſagt. Ich glaube an all den Quark nicht! Spare das Uebrige.“

„Wenn Ihr mir nicht glaubt und folgt, ſo — erwartet Eurer das Schaffot.“

„Laß mich in Frieden mit Deinem Gekrächze. Da haſt Deinen Lohn, und ein andermal tritt mir Morgens auf meinem Gange zur Jagd nicht zuerſt entgegen.“

Damit warf der Hauptmann der Wahrſagerin ein Silberſtück in den Schooß:

„Da, alte Hexe! Für eine ſolche Gabe hätten mir zehn Andere zehnmal Beſſeres prophezeiht.“

Die alte Liſe ſah dem Fortgehenden lange nach.

IV. Prätorius und ſeine Gedanken.

Der Hauptmann ſchien nach dieſer Unterhaltung für heute die Jagdluſt verloren zu haben, denn manches Wild lief ihm in den Schuß und er hielt es nicht der Mühe werth, ſeine Flinte von der Schulter zu

nehmen. Die Wahrsagung der Alten steckte ihm tief im Kopf.

„Man wird mir einen Vorschlag machen?“ sprach er bei sich selbst, viel Geld wird man mir für dessen Vollführung bieten? — dennoch soll ich denselben nicht annehmen, weil mir sonst das traurigste Schicksal bevorsteht? — Dummes Zeug! — Wenn mir nun wirklich ein solches Anerbieten käme? —

„Viel Geld käme mir sehr gelegen, besonders jetzt, wo mir die verfluchte Abhängigkeit von diesem dunkelhaften und mürrischen Grafen doch unerträglich zu werden anfängt. Es leidet mich hier nicht mehr: in Paris möchte ich leben! Da ist der eigentliche Tummelplatz für mich; und das könnte ich, wenn ich — Geld hätte. — Ein gefährlicher Auftrag?“ — Ich habe vielleicht größere Gefahren bestanden. — Sollte ich darum das Glück von meiner Thür weisen?“

Der Hauptmann stand einen Augenblick still:

„Könnte aber doch etwas daran sein, sie ist mit Manchem bekannt, woran ich nicht glaubte, daß ein Mensch außer dem Grafen Wilhelm Adolph wissen könnte. Mir ist das unbegreiflich! — Sollten wirklich Menschen mit der Gabe einer übernatürlichen Wissenschaft ausgestattet sein? Sollte man wirklich die Wahrsagekunst nicht ganz verwerfen dürfen?

„In Kurzem soll mir das Anerbieten gemacht werden! — Neugierig bin ich jedenfalls darauf. — Von wem der Antrag kommen wird davon sagte die alte Hexe nichts.“

Dies waren die Gedanken des Hauptmannes, sie nahmen ihn ganz und gar in Anspruch, begleiteten

ihn durch den Forst und kehrten mit ihm nach dem Schlosse zurück. Uebrigens hütete er sich wohl, von seinem Zusammentreffen mit der Wahrsagerin irgend einem Menschen ein Sterbenswort zu vertrauen.

V. Der Blut-Kontrakt.

Es war der erste des Monats November ein schöner, sonnenheller Herbsttag und Graf Wilhelm Adolph gegen Mittag ohne Begleitung, wie er wohl manchmal pflegte, in den Wald geritten. Man erwartete mit jedem Augenblicke seine Zurückkunft, denn die Tafelstunde hatte längst geschlagen, erst eine Stunde später, langte er an und man ging zur Tafel.

In der Regel ging es sehr still, ernst und abgemessen an der Tafel zu, denn der Graf, der mit seiner Gemahlin Charlotte Louise, geborne Gräfin von Sayn-Wittgenstein in besonders kalten Verhältnissen lebte, war gewöhnlich bei Tische noch einsilbiger als zu jeder andern Zeit, und verfügte natürlich auf diese Weise jede heitere und gemüthliche Unterhaltung. Heute aber mußte er in ausgezeichnet guter Laune sein, denn er zeigte sich gesprächig, wandte sich manchmal, was nur ausnahmsweise geschah, mit artigen Worten an die Gräfin, und hatte sogar, was sich kaum Einer an der Tafel zu erinnern wußte, auch für Andere, namentlich für den Hauptmann Prätorius unterweilen ein freundliches Wort, wodurch dieser sich ebenso überrascht als geschmeichelt fühlte. Nach der Tafel sagte er zum Hauptmann:

„Kommt, wenn es Euch beliebt, nach einer Stunde

auf mein Zimmer: ich habe mit Euch Etwas von Wichtigkeit zu überlegen."

Dergleichen war dem Parasyten lange nicht geboten worden, und da der Graf laut genug gesprochen und ein Jeder es daher hatte vernehmen müssen, so legte er dieser Einladung einen ausgezeichneten Werth bei und sah mit der eitelsten Genugthuung um sich her. Er verträumte die anberaumte Stunde nicht.

Als er zu Wilhelm Adolph in's Zimmer trat, fand er ihn noch in derselben guten Laune, und wurde, dieser gemäß empfangen und gebeten, sich dem Grafen gegenüber zu setzen. Dann hub dieser ohne weitere Einleitung an:

„Hört, Hauptmann, ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich mir einbilde, daß Ihr mir aufrichtig zugethan seid."

„Ich glaube meine unbedingte Anhänglichkeit an Eure Person von jeher nach Kräften bewiesen zu haben.

„Ganz recht! Aber — es hat bis dahin Alles nichts geholfen," sagte der Graf. — „Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich glaube, daß Ihr ein Mann seid, auf den ich mich ganz verlassen kann, und gölte es, den Teufel in seiner eigenen Hölle zu braten."

Der Hauptmann horchte hoch auf, denn die Prophezeihung fiel ihm ein.

„Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen."

Prätorius hatte Mühe seine Betroffenheit zu verbergen. Die Wahrsagerin hatte also wahr gesagt! Er lauschte aufmerksam den Worten des Grafen, welcher fortfuhr:

„Bis dahin haben wir nun beständig die Aus-

führung der Sache, die ich nicht weiter zu bezeichnen nöthig habe, der Hand Fremder überlassen, und alle haben sich sehr ungeschickt gezeigt."

„Freilich!" stimmte Prätorius mit ein, dem es zu gleicher Zeit ein wenig unheimlich um's Herz wurde. „Freilich sind wir nicht um ein Haar weiter gekommen."

„Die Sache muß einem Mann zur Ausführung übergeben werden, der eben so vielen Verstand als Muth und Entschlossenheit besitzt."

„Das wäre das Beste."

„Ein solcher Mann seid aber Ihr, und kurz und rund, Eure Hand ist es, die mich endlich von meinem Bruder befreien muß!"

Den Hauptmann überlief, obgleich in Sünde versunken, ein kleiner Schauer, denn er gedachte der Wahrsagerin und unwillkürlich zuerst des Schaffotes, das ihn erwarten sollte. Er wußte daher nicht sogleich auf die Zumuthung des Grafen zu erwidern.

„Ihr schweigt? Ihr scheint betreten? sagte dieser. „Sollte ich mich in Euch geirrt haben?"

„Ich danke Euch für Euer Vertrauen, Herr Graf, entgegnete nun Prätorius, allein ich muß gestehen, daß, so gerne ich auch für Euch thätig bin, mich der Gedanke, meine Hand in das Blut Eures Bruders zu tauchen, mit einem gewissen Grauen erfüllt, dessen ich nicht Herr zu werden vermag."

„Ist Eure Hand noch so jungfräulich und rein von Blut?"

„Das nicht, allein sie bebt zurück vor einem Meuchelmord, den sie noch nie beging."

„So gebt dem Dinge einen andern Namen. Ich werde mich als keinen Knauser beweisen, ich gebe Euch zehntausend Thaler, wenn Ihr die That vollbringt, und außerdem zweihundert Thaler jährlich dazu.“

Das war für den habsüchtigen schwelgerischen Prätorius ein wie Sybarenliang. Die schönste Zukunft baute sich vor ihm auf, aber mit diesem Baue stieg vor seinem innern Auge auch das Schaffot empor. Er gedachte noch lebhafter als zuvor der Wahrsagerin.

„Bedenkt Ihr Euch noch?“ fragte der Graf. „Und wenn Ihr hundert Jahre leben solltet, wie hättet Ihr jemals Gelegenheit, zu so vielem Gelde zu kommen, als Euch hier gleichsam von selbst in den Schooß fällt? Nun?“

„Darin habt Ihr Recht, allein ich kann mein Grauen nicht überwinden. Zudem ist die Sache jedenfalls mit der Gefahr verbunden, entdeckt und dem Schaffotte überliefert zu werden.“

„Seyt Euch doch nicht dergleichen Hintergedanken in den Kopf! Damit, um Euch noch besser zu stellen, will ich Euch fünfzehntausend Thaler und dreihundert Thaler jährlich geben.“

Dies Gebot brachte das Gewissen des Kaufmanns gänzlich aus dem Gleichgewichte, das Schaffott verschwand plötzlich vor seinen Augen. Er sah nur einen reinvergoldeten Himmel, und alle Erdenfreuden tanzten vor ihm auf und nieder.

„Ihr könnt Euch noch besinnen?“ fragte ungeduldig der Graf. „Denkt daran, daß so viel Geld Euch völlig unabhängig stellt.“

„So gebt mir fünfundzwanzigtausend Thaler und fünfhundert Thaler jährlich!“ platzte nun Prätorius heraus, der freilich schon gänzlich überwunden war, allein gewiß annahm, daß Wilhelm Adolph noch zulegen würde, wenn er sich nur steif hielte.

„Seid Ihr von Sinnen?!“ rief der Graf bei dieser Forderung heftig. „So also zeigt Ihr Eure unbedingte Anhänglichkeit an mich?!“

„Ich thue für Euch mehr als Ihr denkt: ich thue für Euch, was ich für Keinen thäte, und bleibe, gerade herausgesagt, eben so lieb von der Sache, selbst wenn Ihr mir noch mehr zugestehen wolltet.

„Das werde ich wohl bleiben lassen!“ murmelte der Graf. Dann sagte er: „Ihr sollt haben, was Ihr gefordert. Mein Wort darauf.

„Wann, wie und wo soll er sterben?“ fragte der Hauptmann entschlossen und mit siegendem Blicke, zum ersten Male sich als einen freien, unabhängigen Mann fühlend.

„Geht morgen gegen Mittag in den Wald, bis an den großen Steinblock, dort werdet Ihr einen Mann im grünen Kleide treffen, zu dem sagt Ihr: „„Der Hirsch ist schon aus dem Lager!““ und wenn er Euch antwortet: „„Er wird der Kugel doch nicht entfliehen!““ dann ist es der Rechte. Von diesem Grünen werdet Ihr das Uebrige erfahren, und seinen Anordnungen und Bestimmungen habt Ihr Euch unbedingt zu unterordnen. Er wird Euer Leiter in allen Dingen, namentlich auch zu Eurer eigenen künftigen Sicherheit sein. Sobald Ihr mit ihm Alles verabredet, kehrt Ihr auf's Schloß zurück und laßt Euch

bei mir melden. Habt Ihr mich vollkommen verstanden und auch die Worte behalten, welche an den Grünrock zu richten sind?"

„Vollkommen!"

Prätorius entfernte sich nicht ungern, denn seine Pläne für die Zukunft überstürzten sich in seinem Kopfe, es sah darin ganz verworren aus, es drängte ihn, bei sich selbst auszumachen, wie er nun eigentlich seines vielen Geldes am Besten froh werden möchte.

VI. Prätorius und der Grüne.

Noch vor Mittag erreichte am andern Tage der Hauptmann Prätorius den Wald, da er einmal auf die Sache so weit eingegangen war, den Mord mit eigener Hand auszuführen, wünschte er nichts sehnlicher, als daß sie auch zu Ende gebracht sein und er mit seinem Gelde erst das Ausland erreicht haben möchte.

„Was in aller Welt mag das nun wieder für ein Grünrock sein, den der Graf sich da zum Vertrauten ausersehen hat. Bis dahin hat er niemals einen solchen erwähnt. — Mich verlangt wirklich, zu erfahren, was ich eigentlich von diesem Grünrock vernehmen werde. — Ich werde doch auch ein Wörtchen mit zu reden haben, sonst könnte man mich in des Teufels Küche bringen. — In Paris, in Wien, in allen Hauptstädten werde ich die ersten Häuser besuchen. — Ich werde glänzend auftreten, denn auf den ersten Eindruck kommt Alles an. — Wenn ich in französische Kriegsdienste träte, so wäre das gewiß nicht so übel,

weil ich immer einen gewiſſen Halt in meinem Range fände. — Ich muß bald bei dem Steinblock ſein.“ —

In ſolcherlei Selbſtgeſpräch ſchlenderte Prätorius immer weiter, bis er den Grünen gewahrte, der auf dem bezeichneten Steinblock ſaß.

Zuverſichtlich, ohne die geringſte Verlegenheit, ging er auf den Sitzenden zu, bot ihm einen „Guten Morgen!“ und ſagte dann:

„Der Hirſch iſt ſchon aus dem Lager!“

Unverzüglich entgegnete der Grüne darauf:

„Er wird der Kugel doch nicht entfliehen!“

„Ihr ſeid mein Mann!“ ſagte der Hauptmann und ſetzte ſich ohne Umſtände neben dem Fremden. „Ich bin zu Euch gewieſen.“

„Ganz richtig!“ erwiderte der Fremde. „Ich habe den Auftrag, Euch mit dem Plane bekannt zu machen, nach welchem der Graf in der bewußten Sache gehandelt haben wolle. Es iſt ausgemacht, daß Graf Chriſtian Detlef am unverdächtigſten auf der Jagd fallen kann, denn auf der Jagd iſt manches Qui pro quo paſſirt. Es iſt eben noch die Zeit der Schnepfenjagd, welcher der Graf ſtets mit beſonderer Vorliebe obgelegen hat. Da muß er fallen. Wißt Ihr genau in den Ranzauer Gehegen Beſcheid?“

„Ich war nicht lange genug auf Ranzau, als daß ich mir hätte eine ſolche Kenntniß erwerben können, zudem noch die längſte Zeit außer den beſten Jagdmonaten.“

„Ich bin in dieſen Revieren deſto bekannter; ich will Euch begleiten.“

Dem Hauptmann konnte es nur angenehm ſein,

bei dieſer mißlichen Partie einen Partner zu haben, und er gab dies dem Grünen zu erkennen.

„Ihr müßt bei dieſer Gelegenheit ein einfaches Jagdkleid anlegen, damit wir jederzeit für im Dienſte ſtehende Jäger gelten können. Iſt Eure Büchſe in Ordnung?“

„So leicht fehle ich auf zweihundert Schritt nicht damit.“

„Unſern Platz will ich ausſuchen, wenn ich erſt den des Grafen aweindig gemacht haben werde.“

„Zweifelt Ihr nicht an dem Gelingen unſerer Unternehmung?“

„Nicht im Geringſten, wenn Ihr nur treffen könnt. Uebermorgen früh erwarte ich Euch hier. Manches habe ich Euch noch mitzutheilen, allein mich ermüdet das Sitzen, laßt uns daher ein wenig in den Wald ſchreiten.“

Dies ſagend ſtand der Grüne auf, hing ſeine Flinte über die Schulter, faßte den Hauptmann in den Arm und ſchlenderte mit ihm walkein.

Nach ein paar Minuten tauchte langſam die alte Liſe hinter dem Zaune auf und ſprach:

„Jetzt iſt es hohe Zeit, ich weiß genug, gnädig! — nach Rantzau.“

VII. Der Mord.

Schon ſeit mehreren Tagen und zu verſchiedenen Malen war auf dem Schloßhofe zu Rantzau ein altes zerlumptes Weib erſchienen und hatte auf's Dringendſte gebeten, ſie zu dem Grafen Chriſtian Detlef gelangen zu laſſen, weil ſie ihm etwas ſehr Wichtiges zu

vertrauen habe, stets aber war sie unter dem Spott, Hohn und Gelächter der Stallbedienten und Stallburschen, wie der übrigen untern Dienerschaft empfangen und endlich fortgewiesen worden.

„Seht, da kommt unsere liebenswürdige Schöne wieder!“

„Martin da, der wäre bald vor Liebessehnsucht umgekommen!“

„Der gnädige Herr ist aber heute doch wieder für Dich nicht da.“

„Nein; er fürchtet sich in Dich zu verlieben, wenn Du ihm zu Angesicht kommst.“

Derartig waren die Stallwitze, welche stets unbarmherzig auf die Alte regneten. Nur ein einziger junger Bursche betheiligte sich niemals an dieser Rohheit, sondern blickte manchmal mitleidig auf die Alte, während er ununterbrochen seine Arbeit fortsetzte.

Am Martinstage kam das alte Weib ziemlich früh wieder und bat besonders kläglich die auf dem Hofe mit dem Striegeln und Bürsten beschäftigten Stallbedienten, sie heute doch nur in's Schloß zu lassen da es für ihre Botschaft die letzte Zeit sein dürfte. Sie ward aber auch dies Mal nicht besser als alle übrigen Male behandelt.

Als sie einsehen mochte, daß ihre Bitten nichts helfen würden, sagte sie entschlossen:

„So werde ich hier warten, bis der Graf aus dem Schlosse kommen wird.“

„Thu' das“, antwortete ihr einer der Bedienten lachend, wenn Du — mit dem Henkeloche Bekanntschaft machen willst.“

„Ja“, lachte ein Anderer, wenn Du heute dem gnädigen Herrn, da er zur Jagd reiten will, zuerst vor Augen kommst, möchte ich Dein Schicksal nicht mit Dir theilen.“

„Gebt, gute Frau“, sagte jener junge Bursche, der sich von dem Spott und Hohn der Uebrigen entfernt gehalten hatte und gerade neben ihr stand, leise, „und laßt den Grafen Euch heute Morgen wenigstens nicht hier begegnen: es möchte Euch wirklich übel ergehen.“

Die Alte dachte einige Augenblicke nach. Sie kannte Christian Detlef's Jähzorn leider nur zu gut, und sagte dann zu dem jungen Burschen:

„Ich müßte ihn eigentlich selbst sprechen, allein dies Papier kann es auch thun, wenn es nur in seine Hände kommt.“

Dabei zog sie einen Zettel hervor.

„Du hast ein gutes Herz. Gott segne Dich! Willst Du mir versprechen, diesen Zettel dem Grafen zu geben, bevor er zur Jagd reitet?“

„Es ist ein mißlicher Auftrag, der mich in Ungelegenheit bringen kann; allein Euretwegen will ich ihn übernehmen, denn Ihr dauert mich. „So gebt denn her,“ sagte der Bursche.

Die Alte gab ihm den Zettel und humpelte vom Schloßhofe, wenn auch nicht ganz getröstet, doch mit erleichterter Sorge und nicht ohne einige Hoffnung.

Nach ein paar Stunden ward das Pferd des Grafen vorgeführt, der wirklich am heutigen Tage auf die Schneefenjagd reiten wollte, und bald darauf die Schloßtreppe herabgestiegen kam.

Diesen Augenblick nahm der brave und gewissenhafte Stallbursche wahr und wagte es zagend, den gestrengen Herrn den von der Alten empfangenen Zettel welchen er selbst nicht zu lesen im Stande war, zu übergeben.

„Was ist das?“ fragte der Graf barsch.

„Es ist ein Zettel, den eine arme alte Frau für den gnädigen Herrn Grafen hier abgegeben hat,“ stotterte der junge Mensch.

„Darnach sieht der Wisch auch aus!“ sagte Christian Detlef so barsch wie vorhin, und steckte ungelesen den Zettel in die Tasche, rief aber dem sich entfernenden Burschen nach:

„Daß Du mich künftig nicht wieder mit solcher Altweiber-Correspondenz inkommodirst, sonst lasse ich Dich, weiß Gott! durchpeitschen! Merke Dir das!“

Dies sagend stieg der Graf zu Pferde und ritt, begleitet von einem seiner Jäger, Hans Welle in den Wald zur Jagd.

Etwas später schlichen zwei Männer, nicht anders denn als Jäger anzusehen, ihre Büchsen unterm Arme, vorsichtig durch das Waldrevier, in welchem Graf Christian Detlef zu jagen beabsichtigte. Offenbar waren sie bemüht, sich jedem Auge zu verbergen, indem sie auf ihrem Gange stets die buschigsten Pfade aussuchten, und obwohl sie bald rechts, bald links, in die Kreuz und in die Quer gingen, so hätte ein geübtes Auge doch bald bemerken können, daß sie einem bestimmten Ziele zustrebten, zugleich auch, daß der Kleinere und Aeltere der Beiden eigentlich den Führer abgab.

Nachdem ſie ſo eine geraume Zeit, bald raſcher, bald langſamer, bald gedruckt, bald aufrecht dahin geſchlichen, machte der Aeltere plötzlich in einem Dickicht, von wo aus man die Ausſicht auf eine freiere Lichtung hatte, ſeinem jüngern Begleiter ein Zeichen und beide ſtanden ſtill.

Es waren der fremde Grünrock und der Hauptmann Prätorius.

„Hier iſt die Stelle," ſagte der Grüne, ſeine Büchſe aus dem Arme nehmend, und den Kolben auf den Boden ſetzend, „hier iſt die Stelle, wo wo aus ihr ihn am Beſten erlegen könnt."

Der Hauptmann ſah den Redenden befremdend an. „Und das ſagt ihr ſo beſtimmt?"

„Allerdings; denn ich weiß, wo der Graf ſeinen Platz nehmen wird."

„Das wißt Ihr?" fragte beſtürzt der Hauptmann, dem etwas unheimlich zu Muthe ward, „ich begreife nicht, wie das nur möglich iſt."

„Möglich oder nicht, genug, es verhält ſich ſo. Seht! dort uns gegenüber, kaum mögen es mehr als hundert und fünfzig Schritt ſein, dort rechts von jener altergrauen Eiche wird er ſeinen Platz nehmen."

„Wie könnt Ihr das wiſſen? da er noch jeden andern Platz vorziehen kann. Seid Ihr mit dem Teufel im Bunde?

„Ein wenig Theil hat der Teufel an uns Allen, warum denn nicht an mir?

„Ich bin aufrichtig geſagt, nicht recht zum Scherze geſtimmt." ſtotterte Jener.

„Wer ſagt Euch denn, daß ich ſcherze? Allein es

iſt Zeit! Er wird im Augenblicke kommen. Macht Euch darauf bereit.“

Aber über Prätorius ſchien eine Art von Grauen gekommen zu ſein. Er war blaß geworden und rührte ſich nicht.

„Iſt Euch nicht wohl?“ fragte mit einem an Verachtung ſtreifenden Blick der Grüne.

„Ich weiß ſelber nicht,“ war die ſtockende Antwort „Es flirrt mir vor den Augen.“

„Und Ihr ſcheint zu zittern. Da iſt es ein übel Schießen. — Nehmt Euch zuſammen!“

Während dieſes kurzen Geſpräches war Graf Chriſtan Detlef wirklich an dem von dem Grünen bezeichneten Orte erſchienen und nahm nun bei der alten Eiche ſeinen Platz ein, nachdem er vorher den Jäger wahrſcheinlich mit irgend einem Auftrage fortgeſchickt hatte.

„Da iſt er!“ ſagte der Grüne. „Jetzt müßt Ihr ſchießen.“

Prätorius bebte zuſammen.

Der Hauptmann nahm faſt mechaniſch ſeine Büchſe und legte an, aber er zitterte ſtärker.

„Halt!“ flüſterte ſein Begleiter. „Ihr zittert ja zum Erbarmen! Da könnt Ihr mit Eurer Büchſe nicht treffen. Hier, nehmt die meine! Die fehlt nie.“

Dies ſagend, nahm er die Büchſe des Hauptmanns dieſem aus der Hand und reichte ihm dafür die eigene:

„Jetzt ſchießt in Teufels Namen und — Ihr trefft gewiß.“

Prätorius nahm die Büchſe, legte ohne langes Zielen an und ſchoß.

„Sehr gut!“ sagte der Grüne ohne eine Miene zu verziehen, tauschte des Hauptmanns Büchse wieder gegen die seinige aus und warf sie über den Rücken. Dann sprach er weiter:

„Das wäre abgemacht. Jetzt muß ein Jeder suchen, wie er fortkommt. Wir brauchen einander nicht mehr. Jeder suche sich seinen eigenen Weg: die unsrigen trennen sich hier für immer. Meine Sendung ist erfüllt.“

Damit verschwand der Grüne.

Prätorius suchte eilig gleichfalls seinen Rückweg.

VIII. Die alte Lise.

Graf Christian Detlef war von der Kugel tödtlich getroffen, und sank ohne einen Laut von sich zu geben von Blut überströmt vom Pferde. Besinnungslos lag er im Grase. Keiner wollte sich nahen, Keiner war zu seiner Hülfe, zu seiner Rettung bei der Hand.

Da humpelte die alte Lise zufällig der Stelle zu, wo der Graf schwimmend in seinem Blute lag. Entsetzt bei diesem Jammeranblicke eilte sie, was sie vermochte, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, vom aufrichtigsten Schmerze bewegt.

„So hast du doch so fallen und enden sollen und müssen, trotz all meiner Mühe! Gott hat es nicht anders haben wollen.“

Sie setzte sich bei dem Besinnungslosen nieder, hob ihn ein wenig von der Erde empor und legte sein bleiches Haupt in ihren Schooß.

„Mein Gott! mein Gott!“ klagte ſie laut. „Der arme Junge! In meinem Schooße ſchlug er zum erſten Male ſeine Augen, ein neugebornes Kind, auf, und in meinem Schooße ſie für ewig zu ſchließen, iſt ſeine Beſtimmung geweſen. Hier iſt keine Hülfe mehr, nur noch kurze Augenblicke ſind vielleicht ſein. — Das iſt das Ende dieſes ſtolzen und harten Mannes, der nichts über ſich ſehen konnte, und auf Alles, was unter ihm ſtand, mit Verachtung blickte! Nichts iſt ihm geblieben von allem Glanze und aller Pracht, nichts von all ſeiner Macht und Herrlichkeit! Verlaſſener wie der Letzte ſeiner Leibeigenen liegt er da und — muß auf dem Schooße einer Bettlerin ſterben!“

In dieſem Augenblicke erwachte der Graf noch ein Mal zum Leben. Er wollte ſich aufrichten, allein er vermochte es nicht, und ſank wieder in den Schooß der Alten zurück, auf die er ſeine verlöſchenden Augen richtete. „Iſt Keiner meiner Leute hier?“ ſagte er leiſe.

Die Alte ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Dann iſt es zu ſpät. Bis Einer herbeigerufen iſt, bin ich nicht mehr. Bleibe bei mir;“ —

Die Alte nickte.

„Du warſt meine Amme! Gott verzeihe mir! Ich habe nicht recht an Dir gehandelt!“

„Haltet Euch ruhig, gnädiger Herr. Vielleicht kommt gleich einer Eurer Jäger.“

„Es iſt zu ſpät! — Man hat mich meuchlings erſchoſſen. — Ich habe entſetzliche Schmerzen.“

„Ach, hättet Ihr doch meinen Zettel erhalten!“

„Ich habe einen empfangen, aber nicht geleſen. — War er von Dir?“

„Ich warnte Euch in demſelben, nicht zur Jagd zu gehen, da ich herausgebracht, daß ein blutiger Anſchlag gegen Euch im Werke. Wie viele Male war ich nicht auf dem Schloſſe, um Euch dies mündlich mitzutheilen! Eben ſo viele Male ward ich abgewieſen.“

„Gott ſtraft mich für meinen Stolz und meine Härte. — Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht,“ ſtöhnte er ſchwächer werdend.

„Seid Ihr bereit vor Gott zu treten?“

„Ich hoffe auf ſeine Gnade!“ ſagte der Graf ſchwach und leiſe, mit verſagender Stimme. „Ich war — — ein großer Sünder — — aber — — Gottes Gnade — — iſt größer. Mein — — Bruder — — iſt — — Ich ſterbe! — — Ich ſterbe!“

„Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“ betete die Alte eifrig mit gefalteten Händen.

„Amen!“ röchelte der Graf mit letzter Anſtrengung und — — war nicht mehr.

Als ſich die Kunde von dem kläglichen Ende des Grafen Chriſtian Detlef verbreitete, war Jedermann der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Mord aus Rache geſchehen ſei, und daß ihn einer ſeiner vielen, ſo hart bedrückten, und daher unzufriedenen und gegen ihren despotiſchen Herren längſt ergrimmten Unterthanen, vollbracht hätte.

Allerdings kannte man genugſam das unnatürliche, feindſeelige Verhältniß, in welchem die beiden Brüder Ranzau beſtändig zu einander geſtanden hatten, und man ſetzte daher auch keineswegs voraus, daß Wilhelm Adolph ſich großem Schmerze über das Ableben Chriſtian Detlef's überlaſſen werde, inſonderheit weil

Jener nach dem Tode dieſes regierender Herr geworden war: allein Niemanden fiel es doch im Geringſten ein, den Grafen Wilhelm Adolph auch nur des kleinſten Antheils an dieſer Mordthat zu bezüchtigen.

Das Erſte, was dieſer that, war ſich ſofort in Beſitz der Lande und Güter ſeines Bruders zu ſetzen, er ordnete zugleich in allen Kirchen öffentliche Gebete für die Seele des Geſtorbenen an, und begab ſich in tiefſter Trauer ſelber unverzüglich nach Barmſtedt um das feierlichſte Leichenbegängniß zu beſorgen, ja er ſetzte ſogar in den öffentlichen Blättern einen anſehnlichen Preis, für denjenigen aus, welcher den Mörder ausfindig machen könne, oder im Stande ſei, ihm Mittel und Wege an die Hand zu geben, ſolchen ausfindig zu machen. — So genügte er auf's Beſte allen Anforderungen, die Sitte und Anſtand von ihm beanſpruchen durften.

Der Hauptmann Prätorius war unterdeſſen aus dem Lande gegangen, und lebte herrlich und in Freuden, befand ſich auf Reiſen, bald hier, bald dort, und wähnte ſich vollkommen ſicher und außer aller Gefahr. Wo ſollte ſie herkommen? Allein das unerforſchliche Verhängniß hatte einmal beſchloſſen, die Prophezeihung, welche die alte Liſe in der Abſicht erfunden hatte, um ihn von dem Morde abzuhalten, in Erfüllung gehen zu laſſen.

Im Oeſterreichiſchen traf der Mörder zufällig mit einem Seinesgleichen, einem wegen ſchlechter Streiche aus dem däniſchen Dienſte nicht ehrenhaft entlaſſenen Major, einem gewiſſen Köhler zuſammen, und ließ dieſem im prahleriſchen Uebermuthe, beim Würfelſpiele

und sehr angetrunken, zu deutlich merken, in welcher nahen Beziehung er zu dem Tode des ermordeten Grafen von Ranzau stehe. Der Major Köhler berichtete sie alsbald, als eine von ihm gemachte Entdeckung, nach Kopenhagen, in der Hoffnung, sich durch die Wichtigkeit und den Werth derselben dort wieder möglich zu machen. Es war ihm sehr wohl bekannt, wie viel dem Kopenhagener Hofe daran gelegen wäre, in dieser Sache hell zu sehen. Es gelang dem Köhler auch seinen Preis für die übersandten Nachrichten herauszubringen, und Prätorius ward, auf dänische Requisition, zu Krossen im Jahre 1723 plötzlich aufgehoben, verhaftet und an Dänemark ausgeliefert.

Einige Zeit früher schon hatte der Jäger des ermordeten Grafen, Frick, es in Hamburg unumwunden ausgesprochen, daß der Hegereiter Berneck auf Breitenburg, und der Häusling Saß Theilnehmer des Mordes an seinem Herrn gewesen wären.

Diese Behauptung hatte sich bald weiter und weiter verbreitet und die erste Veranlassung gegeben zu einer ziemlich weitläufigen Untersuchung, welche der König von Dänemark in dieser dunklen Sache mittelst einer von ihm in Rendsburg niedergesetzten Commission anstellen ließ. Hiezu kam nun noch die Entdeckung des Majors Köhler und die Festnahme des Hauptmannes Prätorius, welcher nach Kopenhagen geführt wurde.

Kaum vernahm der Graf Wilhelm Adolph, der sich zufällig oder durch eine Laune des Schicksals zur selben Zeit in Kopenhagen aufhalten mußte, die Arretirung des Hauptmannes und seine Ankunft in der Residenz, als er auch eilte, so schleunig als möglich

die Stadt zu verlassen und obwohl bereits Anstalten getroffen waren, ihn an seiner Reise zu verhindern und sich seiner Person für's Erste zu bemächtigen, so gelang es ihm doch zu entkommen und seine Grafschaft glücklich zu erreichen, wo er vor der Verfolgung des Königs gesichert war. Sein Kammerdiener, Linde, den er wegen der Eile in der Residenz zurückgelassen hatte, ward arretirt, und alle zurückgebliebenen Effecten und Papiere seines Herrn mit Beschlag und unter Siegel belegt.

Diese Sicherheit, welche der nun regierende Graf auf seiner Grafschaft fand, kam dem dänischen Hofe sehr ungelegen; sie war aber sehr natürlich und ging aus den Verhältnissen hervor. Denn im Jahre 1649 hatte der Herzog Friedrich III. zu Gottorff seinen Antheil an der Grafschaft Pinneberg, das Amt Barmstedt, weil es ihm nicht wohl gelegen war und die Verwaltung große Unkosten verursachte, dem Statthalter in den Fürstenthümern, Christian Rantzau, gegen Erlegung von einmal hundert und ein tausend Thalern und Abtretung der Güter Rantzau und Korbüll verkauft. In diese Abtretung willigten damals auch der König und die Fürsten des oldenburgischen Hauses ein. Der Statthalter Rantzau, Großvater der feindlichen Brüder, von denen hier die Rede ist, übertrug nun diese Besitzung dem Kaiser zu Lehn, und wurde er im Jahre 1650 zum Reichsgrafen, das Amt Barmstedt dazu zur Grafschaft Rantzau erhoben, und dem Grafen ward der Sitz auf dem Reichstage auf der Wetterauer Bank angewiesen. Demnach hatte Graf Christian Detlef vollkommen Recht, wenn er aus-

ſprach, daß er eben ſo gut regierender Herr ſei, als der König von Dänemark — verſteht ſich: in Deutſchland.

Der däniſchen Regierung mußte es von der allerhöchſten Wichtigkeit ſein, die ganze Unterſuchungsſache wegen des plötzlichen Todes des Grafen Chriſtian Detlef vor ihr alleiniges Forum zu ziehen und deshalb der Perſon des Grafen Wilhelm Adolph bemächtigt zu ſein. Es hatte nämlich Graf Detlef zu Rantzau, der Sohn des Grafen Chriſtian, und der Vater unſerer beiden Grafen Rantzau, im Jahre 1669 einen Erbvergleich mit dem Könige von Dänemark gemacht, oder, wenn man will, eine letztwillige Verfügung, wornach, falls ſeine Söhne, ohne Leibeserben zu hinterlaſſen, verſterben würden, die Grafſchaft an den König fallen ſolle, und es wurde dieſe Urkunde auch im Jahre 1671 vom Kaiſer beſtätigt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der Graf zu dieſem Schritte bewogen worden, weil man ſchon damals am Gottorfſchen Hofe die Abtretung Pinneberg's bereute, und er üble Folgen daraus ſich prophezeihen mochte, vielleicht auch wohl, weil er glaubte, ſich auf dieſe Weiſe einen Rückhalt gegen die Anſprüche der Grafen von Limburg zu gewinnen, welche ſich eben damals zu erheben drohten.

So wenig rühmlich es auch klingt, ſo hiſtoriſch wahr iſt es, daß nun vom däniſchen Kabinete aus kein Mittel unverſucht blieb, den Grafen Wilhelm Adolph aus ſeiner ſichern Grafſchaft und auf däniſches Gebiet zu locken, um ihn verhaften zu können. Der Graf indeſſen war nicht minder vorſichtig, als die Intrigue thätig, und die Verſchlagenheit und Liſt ſich erfinderiſch eig ten. Alle Verſuche ſchlugen daher fehl.

Seit einiger Zeit hatte sich indessen Heinrich von Ahlefeldt, vielleicht von der Haselauer Linie und ein Bruderſohn der damaligen Herzogin von Glücksburg, ein Freund des Ermordeten, an Wilhelm Adolph angeſchloſſen, und er hegte gegen denſelben auch nicht das allergeringſte Mißtrauen, mochte ebenfalls auch wohl nicht denken, daß ein Adelicher irgend im Stande ſein könnte, eine gehäſſige und ſehr zweifelhafte, zweideutige Rolle zu übernehmen.

Eines Tages, am 30. Mai 1722, da eben ein beſonders ſchöner Tag war, wußte Ahlefeldt den argloſen Grafen zu einer Ausfahrt zu bereden, und dieſe ging wirklich vor ſich. Der Graf, im angelegentlichen Geſpräche über einen ihn ſehr intereſſirenden Gegenſtand mit Ahlefeldt, hatte gar keine Achtung auf den Weg gegeben, und ſo berührte die Kutſche das däniſche Gebiet im Pinnebergiſchen. Plötzlich ſprengte ein bereit gehaltenes Commando däniſcher Dragoner hinzu, hielten die Kutſche an, umringten ſie und nahmen den Grafen in Verhaft. Ahlefeldt that freilich ſehr erſchrocken, doch hat ihn die Geſchichte nicht rein vom Verrath gewaſchen, und Wilhelm Adolph ſoll im Augenblicke ſeiner Verhaftung ihm denſelben mit tiefſter Verachtung vorgeworfen haben.

Der betrogene Graf ward nun unverzüglich nach Rendsburg gebracht und vor eine vom Könige von Dänemark conſtituirte Commiſſion geſtellt. Man vertheidigte dieſe auffallende Procedur damit, daß man ſagte, der Graf ſei als Lehnsgraf von Löwenholm, Elephantenritter, Geheimerrath und Herr von Breitenburg und Lindewit als Unterthan des däniſchen Königs

zu betrachten. Der Graf entsagte sogleich seinen Würden und schickte den Elephantenorden zurück, allein es half ihm nichts, wie man leicht denken kann, hatte er doch einmal seine Freiheit verloren.

Der Hauptmann Prätorius ward erst zu Ende des Jahres 1721 von Kopenhagen nach Rendsburg gebracht und gleichfalls vor die Commission gestellt, hauptsächlich um mit dem Grafen confrontirt zu werden. Er war ganz aufgelöst, eine lange Kerkerhaft hatte ihn mürbe gemacht. Wie seine Seelenstimmung jetzt beschaffen war, läßt sich aus einer Poesie abnehmen, die er in seinem Gefängnisse verfaßt hat und worin er sein eigenes Schicksal besingt. Unsere Leser werden an einer kleinen Probe genug haben und schwerlich mehr verlangen; hier ist sie:

„Thränen, Thränen,
Fließt, bis ich zerfloſſen bin!
Aber ach, was helfen Thränen,
Wo die ganze Seele brennt!
Nur umsonst ist alles Sehnen,
Da mein Fuß zum Abgrund rennt.
Tausend aber tausend Zähren
Und ein ganzes Thränen-Meer,
Wenn sie auch von Blute wären,
Bringen den Verlust nicht her.
Ein Palast hat mich betrogen,
Und ein schwaches Werkzeug macht,
Daß ich Gift in mir gesogen
Und den Lebensbaum veracht."

Er gestand Alles, was man wissen wollte; nicht allein, daß ihn Graf Wilhelm Adolph gedungen, sondern auch alle Versuche, welche früher gemacht

worden waren den Grafen Chriſtian Detlef aus dem Wege zu räumen. Ueber den räthſelhaften Grünen, der des Hauptmanns Begleiter geweſen war, und aus deſſen Büchſe er geſtändigermaßen geſchoſſen hatte, ward ſtark inquirirt; allein weder Prätorius, noch Pingel Wehling oder Siewers, welche man in Folge der Ausſagen des Hauptmanns eingezogen, noch auch der Jäger Fricke nebſt dem Häusling Saß und dem Hegereiter Bernecke, die man ſchon früher verhaftet hatte, Keiner wußte etwas Genügendes über dieſe Perſönlichkeit auszuſagen. Die Commiſſion gab ſich alle erſinnliche Mühe, denſelben auszuforſchen; ſie ſignaliſirte ihn in allen Zeitungen, ſie wendete ſich an alle Regierungen, ſie ſetzte Preiſe aus, ſie ließ ſelber die ſchlaueſten Polizeimenſchen reiſen, um ihn aufzuſuchen und zu fahnden, aber — Alles vergebens. Er war von der Erde gleichſam weggeblaſen.

Er hatte ſeine Sendung erfüllt.

Der Hauptmann Prätorius wurde am 29. Juni 1725 auf dem Marktplatze zu Rendsburg im Neuenwerk enthauptet und — ſtarb wie eine Memme. Paul Siewers erhielt Brandmark, Wehling außerdem Staubbeſen, und beide wurden zu lebenswieriger Narrenſtrafe verdammt. Saß kam auf unbeſtimmte Zeit auch in die Narre. Pingel, Fricke und Bernecke ſprach man frei.

Graf Wilhem Adolph, ohne Widerſpruch die Hauptperſon in dieſem blutigen Drama, ward zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und außerdem zu einer Strafe von zwanzig tauſend Reichsthalern, „wegen Verachtung des Elephantenordens.“ Er ſaß acht Jahre

zu Aggerhuus in Norwegen gefangen, wo er im März 1734 seine Tage beschloß.

Angst um Angst.

I.

Der Kinderglaube unserer guten Vorväter, nicht zufrieden damit, den ganzen Himmel mit Engeln und Erzengeln zu bevölkern, die es dann und wann nicht verschmähten oder unter ihrer Würde hielten, sich uns Menschenkindern zu nahen, bevölkerten in gleicher Weise ebenfalls die Eingeweide unserer Erde mit Wesen, welche öfters menschlichen Umgang pflogen. So waren denn nicht weniger die verschlossenen Tiefen der Berge und Hügel, die Klüfte und Höhlen unserer Herzogthümer, wie die im dänischen Reiche, von diesen Wesen bewohnt, und man nannte sie im dänischen Schleswig „Unnervanstöi", „Unnerbarstöi", „Unnerboestöi", auch wohl „Bierfolk" und „Ellefolk", auf Sylt „Dennerereke", und auf Föhr „Dunerbänkessen", im deutschen Schleswig aber „Unnererdsche" und „Twarge", „Unterirdische" und „Zwerge", eben wie im Holsteinischen, und die Gläubigen heißen sie heutigen Tages noch so, wenn sie von ihnen reden, obgleich sie der Ueberzeugung sind, daß sich solche ganz und gar von uns aus den Herzogthümern entfernt

haben, „seitdem das Läuten mit den Glocken, das ihnen stets von Herzen verhaßt gewesen, bei uns überhand genommen," wie Einige behaupten, oder, wie Andere, vielleicht besser Unterrichtete, sagen, „seitdem ein dänischer König im ganzen dänischen Reiche und in den Herzogthümern sämmtliche Löcher verstopfen ließ, aus denen sie sonst hervorzukommen pflegten, und überall Wachen vor dieselben gestellt wurden."

Der Ursprung dieser Wesen ist alt; er fällt nämlich in die Zeit, da unser Herr Christus noch auf Erden wandelte. Es kam derselbe nämlich einmal in das Haus einer Wittwe, die fünf schöne und fünf garstige Kinder besaß, und als sie nun unsern Herrn Christus sich naben sah, da versteckte sie aus übelverstandener Schaam, oder wohl gar vielleicht aus sündiger Eitelkeit, die fünf Häßlichen in einem tiefen Keller und brachte nur die Hübschen zum Vorschein. Als unser Herr Christus diese nun gewahrte, fragte er die Mutter, wo sie denn ihre übrigen Kinder habe? und die Thörichte antwortete, daß sie keine weiter besäße. Darauf segnete unser Herr Christus die fünf schönen Kinder, allein er verwünschte zugleich, wahrscheinlich zur Strafe der Mutter, die fünf häßlichen, indem er sprach: „Was oben ist, soll oben bleiben; was aber unten ist, das bleibe unten!" — Als nun hernach die Frau in den Keller ging, um ihre fünf dahineingesperrten Kinder wieder herauf zu holen, da waren dieselben verschwunden, und aus diesen fünf verschwundenen häßlichen Kindern jener Wittwe sind

alle „Unterirdiſche“ oder „Zwerge“, von denen uns die Sage erzählt, entſprungen.

Sie ſind ein ganz eigenthümliches Geſchlecht, dieſe unterirdiſchen kleinen Weſen. Sie zeigen ſich ſehr leicht erzürnt, neckiſch, eigenſinnig und ſtörriſch, auch wohl boshaft und rachſüchtig, jedoch ebenſowohl klug, verſtändig, dankbar, gefällig, hülfreich und zu Zeiten ſehr freigebig, manchmal auch witzig und ſogar dann und wann nicht ohne Humor; kurz: ſie ſind ein durch und durch launenhaftes Völkchen von höchſtens zwei Fuß Länge und einem Kopfe von unverhältnißmäßiger Dicke.

Gewöhnlich können nur Sonntagskinder dieſe kleinen Unterirdiſchen ſehen, da ſie in der Regel Kappen, ſogenannte „Nebelkappen“ tragen, welche ſie andern menſchlichen Augen unſichtbar machen. Jedermann ſichtbar erſcheinen ſie nur, wenn ſie dieſe Kappen ablegen oder ſolche verloren haben.

Als ſie unſer Land zu verlaſſen gedrängt fühlten, und auf der totalen Auswanderung begriffen waren, kam ein Theil von ihnen bei finſterer Nachtzeit an die Hohner Fähre und klopfte den Fährmann aus ſeinem behäbigen Bette heraus, und dieſer ſah zu ſeinem großen Erſtaunen — ſo weit er ſehen konnte — die ganze ſandige Ebene von den kleinen Leuten bedeckt. Ein ehrwürdiger alter Herr unter ihnen, von ſehr vornehmen Anſehen mit einem langen weißen Barte, machte den Erſtaunten nun mit wenigen Worten mit der Thatſache bekannt, daß ſie alle ſammt und ſonders im Be-

griffe seien das Land zu verlassen und zu dem Ende übergesetzt zu werden wünschten. Der Mann löste deshalb sein Fahrzeug und setzte seinen Hut am Ufer an die Erde, wie der Herr mit dem langen Barte es ihm aufgegeben, worauf denn Alles, was nur Platz finden konnte, einstieg, und die Fähre von Männern, Weibern und Kindern so voll ward, daß sie beinahe zu sinken drohte. Er setzte diese zuerst über und so ging es die ganze Nacht fort, in welcher er immer hin und her fahren mußte, bis endlich Alle mit einander endlich hinüber geschafft waren, und er selber allein mit der leeren Fähre wieder zurück kam. Da sah er, wie jenseits das Land von tausend und aber tausend Lichtern flimmerte, die munter durch einander hüpften, und das waren die Kleinen, welche nun alle in's gesammt ihre Laternen angezündet hatten. — Das anzusehen machte dem Fährmann großen Spaß, und er schaute denn fast eine halbe Stunde zu, so müde er auch schon war. Als er jedoch endlich wieder in's Haus gehen wollte, um noch ein wenig zu schlafen und nun nach seinem Hute griff, da fand er diesen zu seiner freudigen Ueberraschung gehäuft voll von kleinen Goldpfennigen, denn ein Jeder seiner zwerglichen Passagiere hatte bei seinem Einsteigen vor der Abfahrt einen Goldpfennig hinein geworfen.

Andere Abtheilungen der kleinen Leute fuhren bei Klint über die Eider. Noch andere gingen über die Treene, und so ferner.

Wohin sich nun aber das Zwergvolk der Unterirdischen gewendet, wo es sich niedergelassen hat, wo

es ſich aufhält, und ob es noch immer nach wie vor Umgang mit Menſchenkindern pflegt, oder ob es denſelben vielleicht gänzlich abgebrochen hat, darüber vermochte noch Keiner uns Aufſchluß zu geben, ſo viel wir uns auch darnach erkundigt haben, und — es iſt ja auch nicht eben unumgänglich nötbig, das zu wiſſen.

II.

Trine und Hans dienten, ſie als Magd, er als Knecht, bei dem ſchon etwas bejahrten und kinderloſen Wittwer Tete Mumm, einem eben ſo reichen als geizigen Bauer in dem Dorfe Stelle, und beide guten und fröhlichen Menſchen hatten es natürlich ziemlich ſchlecht bei dem alten Knauſer, deſſen Abgott das Geld war.

Trine hätte es beſſer haben können, wenn ſie nur gewollt, denn der alte Geizhals mochte ſie leiden, hatte, wie man ſo ſagt, ein Auge auf ſie geworfen, und ihr ſchon oft Anträge gemacht, die indeſſen nicht etwa auf eine Heirath hinaus liefen, ſondern auf ganz etwas Anderes, und darum ebenſo wohl Trine's Ehrbarkeit beleidigten, als ſie von ihr ſtets unter lautem Spott verlacht worden waren. Sie hätte jedoch ebenfalls ſchwerlich des Alten Hand angenommen, wenn er ſie ihr geboten haben würde, ſo reich er auch immerhin ſein mochte, da ihr der Hans einmal gar zu lieb war,

und beide ſchon ſeit längerer Zeit ſich als Braut und Bräutigam betrachteten, auch von Jedermann als ſolche genommen wurden. Jetzt hatte es Trine um ſo viel ſchlechter im Dienſt, und den bittern Hohn Tete Mumm's noch dazu öfters zu ertragen, welchen neben der Begierde nun auch noch die Eiferſucht aufſtachelte.

„Ihr ſeid beide arm wie die Kirchenratten, und du wirſt ſo lange ſitzen bleiben, bis du als zahnloſe alte Jungfer mit dem greiſen Wackelkopfe deine Jahre zählſt; denn zum Heirathen kann es niemals zwiſchen Euch kommen, bevor Ihr die große Entdeckung gemacht haben werdet, wie man vom Winde leben kann.“

Trine aber machte ſich nicht das Allergeringſte aus dergleichen bösartigem Hohn. Sie antwortete auf ſolche Rede mit Lachen:

„Beſſer eine alte Jungfer, als jung und eine leichtfertige Dirne nach Eurem Wunſche, Tete Mumm. Uebrigens iſt es jedoch noch nicht aller Tage Abend, und wenn der Himmel will, ſo kann uns immer auch noch einmal das Glück in den Schoß fallen, wie ſo Vielen, die es vielleicht weniger verdient haben mögen als wir, und von denen Ihr Einer ſeid.“

„Wenn Dir einmal das Glück in den Schoß fallen will, Trine, dann hältſt Du ihn immer nicht offen,“ höhnte der alte Sünder.

Einsmals früh an einem ſonnigen Sommertage arbeiteten Hans und Trine in den „Steller Bergen“ im Heu; und ſie arbeiteten, wie immer, fleißig, wenn ſie auch dabei noch beſtändig Zeit genug fanden, mit einander zu ſchwatzen, zu ſchäkern und zu lachen, was

sie niemals unterlassen konnten, wenn sie beisammen waren.

„Na“, sagte Hans lachend, „wie weit bist Du denn nun eigentlich mit unserm alten Knirrficker? Stellt er Dir noch immer so heftig nach?“

„Damit hat es Gottlob so ziemlich nachgelassen,“ antwortete sie eben so, „seitdem ich ihm letzthin eine tüchtige „Dachtel“ verabreicht habe.“

„Hat er die empfangen?“ fragte Hans, sich in der Seele freuend und lauter lachend.

„Ob er sie empfangen hat!“ versicherte Trine.“ „Und sie scheint ihm sehr schlecht geschmeckt zu haben, denn er ist jetzt gegen mich lauter Gallenbitterkeit, lauter Hohn und Grimm.“

„Im Grunde aber, Trine bist Du dem Alten doch herzlich gut,“ sagte Hans mit erheucheltem Ernste, „Wenn er Dich nur heirathen wollte, dann wüßte ich wohl! Dann wolltest Du ihn schon nehmen.“

„Willst Du auch eine Dachtel?“ fragte sie und hob die Hand auf! Ich habe noch eine von denen Tete Mumms in Vorrath.“

„Dann griffest Du mit beiden Händen zu.“ —

„Richtig hatte Hans eine „Dachtel“ weg; allein Trine entwich auch zur selben Zeit, denn sie wußte schon, daß Hans sich werde dafür bezahlt machen wollen; und so war es auch, denn er verfolgte sie lachend, er schwur, daß sie ihm die „Dachtel“ büßen solle, und jagte sie auf dem Felde bald hier bald dorthin, und er holte sie ein, sie schrie laut auf, denn er rächte sich an ihr und küßte sie tüchtig, wie sehr sie sich auch

ſträuben und wie laut ſie immer ſchreien mochte, und ſagte: „Das iſt für Deine Dachtel!“ —

Eben wollten ſie wieder an die Arbeit gehen, als eine ſehr aufgeſchwollene Kröte, welche man in dortiger Gegend eine „Tutſche“ nennt, an ihnen langſam vorüberkroch, und Hans, der das weiche und überaus mitleidige Herz ſeiner Braut hinlänglich kannte, um eine neue Neckerei treiben zu können, erhob die in Händen habende Heugabel und that, als ob er das häßliche Thier mit derſelben durchſtechen wollte. Allein Trine hielt ſchnell ſeinen erhobenen Arm zurück und ſprach:

„Pfui Hans! Warum willſt Du die arme Kröte tödten?“

„Weil ſie ein häßliches und eckelhaftes Thier iſt,“ verſetzte er.

„Es iſt eben ſo gut ein Geſchöpf Gottes als Du und ich es ſind.“

„Thut nichts! Es wird Vieles getödtet was Gott erſchaffen.“

Nach dieſen Worten machte der Schäcker abermals Miene, die Kröte zu ſpießen.

Allein ſie bat, ſeinen Arm nochmals zurückhaltend, faſt kläglich:

„Thue es doch nicht! Mir zu Liebe laß das unſchuldige Thier leben, das zwar nicht ſchön iſt, allein doch Keinem etwas zu leide thut!“

Hans ſchien ſich indeſſen von ſeiner Mordthat durchaus nicht abhalten laſſen zu wollen, und Trine dagegen ſtand nicht davon ab, ihm zu verhindern.

So ging es eine ziemliche Weile unter den Beiden fort. Am Ende ſagte Hans, ſeine Heugabel ſinken laſſend:

Nun, um endlich einen Beſchluß in der Sache zu machen, will ich Dir was ſagen, Trine: wenn Du mich eben ſo herzlich küſſen willſt, als ich Dich geküßt habe, ſo mag es darum ſein, und das Leben der Tutſche ſoll Dir geſchenkt ſein."

Froh, den Sieg gewonnen und ihren Schützling gerettet zu haben vom ſchmählichen Tode rief Trine lachend:

„Daran ſoll es nicht liegen!"

Und ſie umfaßte ihn und küßte ihn herzlich, und er konnte ſie gewiß nicht widerſtehen, ſie ebenſo herzlich wieder zu küſſen.

Dann gingen ſie von Neuem an ihre Arbeit, und waren doppelt fleißig, und hatten das Verſäumte als ſie Feierabend machen durften, über und über eingeholt, wie ſie es beſtändig bei ſolchen Gelegenheiten zu machen pflegten.

III.

Als die froben und fleißigen Menſchen Abends nach Hauſe kamen, ſtand Tete Mumm vor der Hausthür und ſchien ihrer zu warten, als ſie kaum im Bereiche ſeiner Stimme waren, rief er ſchon mit grinßendem Hohn:

„Da ſeid Ihr ja! Ihr müßt ſonderbare Bekanntſchaften haben!"

„Wir?“ fragten Beide erstaunt, indem sie näher traten. „Was ist es denn mit diesen Bekanntschaften?“ forschte Hans.

„Ja, das möchte ich auch wohl wissen!“ fügte Trina hinzu.

„Sollt es gleich hören,“ sprach Tete Mumm es ist damit verdächtig genug.“

Heute um Mittag, als ich ganz allein der Stube war, stellte sich hier bei mir ein Besuch ein, den ich freilich nicht sehen konnte, aber ich konnte ganz deutlich eine Stimme hören, welche mir auftrug, Euch zu sagen, daß Ihr auf morgen zu Gevatter gebeten wäret und Euch darauf richten möchtet.“

Die jungen Leute sahen erst den Alten, dann einander selber sehr verwundert an, dann lachten Beide laut auf.

„Es war eine sehr feine Stimme,“ sprach der Bauer weiter, „so ungefähr wie die eines zehnjährigen Kindes.„

„Ihr seid recht albern, Tete Mumm,“ sprach das Mädchen.

„Und bei wem sind wir denn eingeladen Gevatter zu stehen?“ fragte Hans.

„Da fragt Ihr mich zu viel,“ versetzte der Bauer, „davon hat die Stimme mir nichts gesagt.“

„Und Ihr habt sie auch nicht gefragt?“

„Da wollte ich mich schon hüten! Mit sichtbaren Personen schlage ich keine Unterhaltung aus, allein mit unsichtbaren lasse ich mich nicht ein.“

Trina aber bemerkte: „Behaltet dergleichen Späße für Euch oder wendet Euch damit an Andere.“

Mit diesen Worten verließ sie den Alten, und ging ins Haus. Hans fand keine Veranlassung es anders zu machen als seine Braut, und folgte ihr.

Am Morgen des andern Tages, der ein Sonntag war, fand der Knecht in der Frühe beim Aufstehen, vor seinem Bette bis zur Thüre, zu seiner großen Verwunderung Grütze und Sägespäne gestreut, als er angekleidet war und seine Kammer verließ, traf er draußen auf dieselbe Erscheinung, und diese zog sich über die ganze Diele, und verlängerte sich bis zum Hofplatze und so fort.

Neugierig, was dies zu bedeuten haben möge, ging er der aufgefundenen Spur immer weiter nach, und endlich ward er von derselben auf ihm ganz wohlbekannten Pfaden bis zu den Steller Bergen geführt. Hier hörte sie mit einem Male an einer Stelle eines mäßig hohen Berges auf, und Hans blieb ziemlich getäuscht stehen, und sah sich rings umher, ob er denn nirgends etwas Merkwürdiges entdecken könne, was ihn vielleicht für die Mühe des zurückgelegten Weges entschädigen wollte; allein er vermochte nichts zu gewahren. Plötzlich jedoch ließ sich fast dicht unter seinen Füßen eine Stimme vernehmen, welche ganz deutlich zu ihm hinauf rief:

„Komme heute Mittag Punkt zwölf Uhr wieder hieher auf diesen selbigen Platz des Berges, und bringe Deine Braut, das gute, mildherzige Mädchen, mit Dir,

denn Ihr ſollt bei uns Gevatter ſtehen. Verſäumt aber die Zeit nicht.“

Jetzt wußte Hans ungefähr, was die Glocke geſchlagen und mit welcher Art von Leuten er es zu thun hatte; als er daher wieder nach Hauſe gekommen war, machte er ſeine Braut ſogleich mit dem bekannt, was ihm begegnet war, und theilte ihr das Nähere über die Einladung mit, die geſtern an Tete Mumm abgegeben ſein mußte.

Der Braut war ein wenig ängſtlich bei der Sache, weil ſie vielleicht den kleinen Unterirdiſchen nicht recht trauen mochte, ſie machte daher allerhand Einwendungen, um dem Gevatterſtande bei denſelben zu entgehen: als Hans ſie aber verſicherte, daß die Zwerge ganz gute Leutchen wären, ſo lange man ihnen nicht zu nahe träte, und ihr vorgeſtellt hatte, daß es eine heilige Pflicht ſei, einer ſolchen Aufforderung zum Gevatterſtehen zu genügen, ſelbſt gegen die Unterirdiſchen, zeigte ſie ſich bald zufrieden, und war vollkommen der Meinung ihres Bräutigams. Beide ſchmückten ſich nun ſpäter, und gingen gegen Mittag den Steller Bergen und der ihnen bezeichneten Stelle zu, ohne die Bauern jedoch von dem Vorgefallenen und von dem Ziele ihrer Wanderung in Kenntniß zu ſetzen.

Noch in einiger Entfernung von der dem Knechte angewieſenen Stelle, nahmen Hans und Trina ein kleines zierliches, offen ſtehendes Pförtchen wahr, an welchem ein kleiner Mann in hechtgrauem Kleide ſtand, der ſie zu erwarten ſchien. Er begrüßte ſie, als ſie bei ihm angelangt waren, ſehr höflich, und führte ſie

dann zuvorkommend durch das Pförtchen und durch einen langen, ſich abwärts windenden, hell erleuchteten Gang, tief in den Berg hinein, durch mehrere Gemächer in eine weite Halle.

Drinnen in dieſer weiten Halle aus künſtlich geſchliffenem Bergkryſtall, der beim Schein von tauſend Lichtern wie Millionen Diamanten funkelte, ſchauten ſie eine Pracht, wie ſie ſolche in ihrem Leben noch nicht geſehen hatten. Alles war da von Silber oder Gold und mit den ſchönſten farbigen Edelſteinen beſetzt, die im mannigfaltigen Glanze wunderſam ſtrahlten, Alles, bis auf das geringſte Gerätbe. Kunſtreich gewebte Decken bedeckten den Fußboden, und die geſchmackvolle Drapperie des ungeheuren Saales war von ſchwerem karmoiſinrothen Sammt mit allerlei eingewebten, glänzenden Figuren und von goldenen Arabesken eingefaßt. Aus den Wänden ragten ungeheure Armleuchter, aus reichem Silber gearbeitet in unzählbarer Menge hervor, und von der Decke der Halle hingen an goldenen Ketten wohl eben ſo viele Kronleuchter von demſelben Metalle herab, und jene, wie dieſe, verbreiteten eine Helle, welche das Auge kaum zu ertragen vermochte. Prachtvolle Tafeln ſtanden gedeckt und beſetzt mit den herrlichſten und ausgeſuchteſten Speiſen, die einen erquicklichen und reizenden Duft verbreiteten.

In einem koſtbaren Himmelbette von gediegenem Golde in ciſelirter Arbeit, behangen mit den reichſten Seidenſtoffen, lag auf ſammtenen Kiſſen, bedeckt mit dem feinſten Leinenzeuge, deſſen Weiße mit der des friſchgefallenen Schnees wetteiferte, die Wöchnerin,

aber nicht anders denn als eine Wachspuppe anzusehen, und um das Wochenbett drängte sich eine so große Menge von festlich geschmückten Gästen, daß sie für Hans und Trinen aus einer Art von Vogelperspective zu übersehen war.

Braut und Bräutigam wurden bei ihrem Eintritte auf das Allerartigste und Zuvorkommenste von einem sehr reich geschmückten Zwerge bekomplimentirt, der sich ihnen als den Gemahl der Wöchnerin vorstellte, und in dem Reiche der Unterirdischen ein sehr vornehmer Mann zu sein schien, wie sich aus der tiefen Ehrfurcht, mit der ihm von allen Anwesenden begegnet ward, schließen ließ. Gleich darauf brachte man dem Knechte auf einem goldgestickten seidenen Kissen das Kind, weil er die Ehre haben sollte, dasselbe zur Taufe zu halten. Dann führte man ihn und seine Braut in die Mitte der Halle, wo die heilige Handlung vollzogen werden sollte, die auch sogleich, nachdem Hans und Trine ihre ihnen angewiesenen Plätze eingenommen hatten, ohne Zögerung begann und ihren Fortgang nahm.

Zufällig blickte während dieser Handlung Hans einmal in die Höhe an die krystallene Decke der Halle und gewahrte mit einem nicht zu beschreibenden Entsetzen, wie gerade über seinem Kopfe ein großer Mühlenstein, nur von einem ganz dünnen seidenen Faden gehalten, bedrohlich in der Luft schwebte. Blaß und in Todesangst, daß der dünne Seidenfaden reißen, der Mühlenstein herunterstürzen und — ihn zermalmen könnte, wollte er seine Stelle verändern, allein er vermochte nicht, sich vom Platze zu bewegen; es war ihm

nicht anders, als ob seine Füße in dem Boden gewurzelt wären, und zu gleicher Zeit war er ebenfalls auf keine Weise im Stande, auch nur einen einzigen Laut von sich zu geben. Mit Schaudern aber sah er immer den Mühlenstein über sich hängen, drohend ihn zu zerschmettern.

In dieser namenlosen Angst mußte der arme Knecht über eine Viertelstunde, die ihm länger als ein Vierteljahr vorkam, fast in Verzweiflung gerathend, ausdauern, bis Alles zu Ende war. Da aber sprang er auch, seiner Fesseln ledig, augenblicklich hastig zurück, dankte im Stillen dem Himmel für seine Rettung, und pries sich in innerster Seele glücklich, einer so augenscheinlichen Todesgefahr durch ein Wunder entgangen zu sein.

Jetzt trat der Gemahl der Wöchnerin zu unseren beiden Gevattern, und bedankte sich für ihre Güte und für die Ehre, welche sie ihm, seiner Gemahlin und seinem Kinde, dem Täufling, erwiesen hätten; zu Hans sagte er aber mit Lächeln:

„Du, mein Freund hast indessen wohl keine geringe Angst ausgestanden, seitdem Du des schweren Mühlensteins ansichtig geworden, der an so dünnem Faden hing?“

Der Knecht mochte es nicht verbergen, und gestand, daß er nie dergleichen große Angst empfunden habe, als heute, und daß er um alle Schätze der Welt dieselbe nicht zum zweiten Male fühlen möchte, weil sie zum Rasendwerden gewesen.

Der Gemahl erwiderte auf dies aufrichtige Geſtändniß des Knechts:

„Nun wohl, mein Freund: Du wirſt Dir nun auch am Beſten diejenige peinliche Angſt vorſtellen können, die meine Gemahlin geſtern in Deiner Veranlaſſung ausgeſtanden hat, und worin Du ſie eine geraume Zeit erhieltſt.“

„Eure Gemahlin? In Veranlaſſung meiner? ſtammelte Hans verlegen.

Hans wußte ſich dieſe Rede ganz und gar unmöglich zu deuten, und er bat deshalb den Zwerg um eine Erklärung ſeiner Worte.

„Die ſoll Dir nicht vorenthalten ſein,“ antwortete dieſer. Du magſt daher wiſſen, daß meine Gemahlin, welche Du dort im Bette liegen ſiehſt, jene Kröte war, welche Du geſtern über eine Viertelſtunde mit der Drohung, ſie an Deine Heugabel zu ſpießen, faſt zu Tode geängſtigt haſt, weil die Arme jeden Augenblick erwarten mußte, Du werdeſt Deine abſcheuliche Drohung wahr machen.“

Der Knecht begann, ſich, ſo gut es ihm gelingen wollte, zu entſchuldigen und ſagte endlich, daß Alles im Grunde nur ſein Scherz geweſen ſei.

„Und wenn auch das,“ verſetzte wieder der Zwerg, „ſo war es wenigſtens ein ſehr übel angebrachter Scherz, der meiner Gemahlin beinahe das Leben gekoſtet hätte, obwohl Du ſie mit Deiner Heugabel nicht durchbohrteſt.“

Hans ſtammelte abermals Entſchuldigungen. Doch Jener beſchwichtigte ihn jetzt freundlich und ſagte:

„Laß es nun nur gut ſein, da geſchehene Dinge

einmal nicht zu ändern sind. Es ist nun Alles vergeben und vergessen. Zudem bist Du ja auch gerechter weise für Deinen Scherz mit Deiner eigenen Münze bezahlt worden. Angst um Angst und damit gut."

Dies sagend, faßte er Trine, die er ihres weichen, milden und mitleidigen Herzens wegen besonders belobte, und der er eine glückliche Zukunft verhieß, an die eine, Hans an die andere Hand, und führte beide mit großem Anstande zur Tafel, an welcher nach geschehener Aufforderung von Seiten des Wirths darauf nun alle Gäste Platz nahmen, und woran es sehr froh und heiter herging

Und nach der Tafel, der sie gewiß alle Ehre angethan hatten, hielten Trine und Hans es für das Angemessenste, von dem Wirthe, von dessen Gemahlin und von den übrigen Gästen Abschied zu nehmen, und gleich erschien der kleine hechtgraue Mann, welcher sie hereingeführt hatte, um sie in eben der Weise zurückzuführen, was er mit derselben vorhin bewiesenen Artigkeit that.

Ehe und bevor aber noch unsere Gevatter aus dem Berge gelangten, füllte der Hechtgraue erst Trina's Schürze mit — Hobelspänen, wie er sagte, im Namen und Auftrage seines Herrn, und als ein Geschenk für sie in Andenken des vorigen Tags. Trina war so höflich und bescheiden, dies wunderliche Geschenk nicht von sich zu weisen, sondern sich sogar noch für dasselbe zu bedanken. Als die beiden nun jedoch ins Freie gekommen, und der Hechtgraue sich wieder in seinen Berg zurück begeben hatte durch das Pförtchen,

das mit ihm zugleich verschwand: da vermochte Trine nicht länger an sich zu halten, und sie schlug eine herzliche Lache auf, die gar nicht enden wollte, indem sie immer wieder auf ihre Schürze voll Hobelspäne zeigte, ohne ein verständliches Wort hervorbringen zu können.

Hans, für den seiner Braut Gelächter ansteckend sein mußte, stimmte bald in dasselbe ein, und beide lachten nun ein Duett nach Herzenslust zusammen. Endlich sagte Trine, noch immer von Lachen dann und wann unterbrochen:

„Wirklich, die kleinen Unterirdischen sind sehr artige und herzensgute Leute; auch habe ich mich genugsam bei ihnen vergnügt, allein dies Geschenk ist doch gar zu drollig!“

„Das ist es wohl,“ versetzte Hans, „allein diese Leutchen haben manchmal so curiose Grillen.“

„Was sie nur denken mögen, das ich damit machen soll?“

„Wenn sie uns statt deren lieber eine von ihren goldenen oder silbernen Kannen oder Bechern geschenkt hätten!“

„Oder ein paar von den damastenen oder seidenen Gardinen.“

„Oder ein wenig von dem schönen Tischzeuge.“

„Oder einen von den goldenen Stühlen.“

„Du wünschest immer etwas so Großes!“

„Ach, Trine, wenn man einmal beim Wünschen ist, so sehe ich nicht ein, warum man sich denn nicht etwas Rechtes wünschen soll; es kommt doch auf Eins heraus.“

„Nun, ich habe das Geschenk freilich angenommen, weil ich den kleinen Mann nicht kränken mochte; allein es wäre doch wohl zuviel verlangt, wenn ich es den ganzen Weg über nach Hause tragen sollte.“

Damit machte sie Miene, ihre Schürze zu öffnen und die Hobelspäne weg zu werfen. Er jedoch hielt sie davon ab, indem er sagte:

„Ich bitte Dich: behalte sie doch der Seltenheit wegen! Denn aus der Werkstatt, worin diese Späne gefallen, mögen wohl nur wenige auf der Oberwelt sein, und sicherlich erhalten wir keine wieder von der Sorte.“

„Ei nun,“ entgegnete sie, „ich kann sie auch nach Hause tragen, und wenn Alles zu Allem kommt, kann ich ja immer damit Feuer anmachen.“

So schleppte Trine die Hobelspäne mit sich.

Als Wilhelm nun Braut schon bis zur Hälfte ihrer Wohnung gekommen war, ward dem Mädchen die Last fortwährend noch zu schwer, und sie warf die Hälfte der Späne unter einen Holunder, der ganz allein am Wege stand. Die andere Hälfte trug sie, so sauer es ihr auch zuletzt werden wollte, weil sie mit jedem Augenblick an Gewicht zuzunehmen schien, richtig nach Hause. Hier angekommen, war Trine im Begriffe, die Späne hinter den Herd zu werfen, als jedoch ihr als ihrem Bräutigam plötzlich ein lauter Schrei ihres Erschreckens entfuhr, denn beide Glücklichen gewahrten, daß sich die Hobelspäne in des Mädchens Schürze auf dem Wege in lauter blanke Dukaten verwandelt hatten.

IV.

Jetzt hasteten sie, ihren Herrn aufzusuchen, und säumten nicht, ihm ihr Glück zu verkünden und die große Menge Dukaten zu zeigen, auch ihr ganzes Abenteuer ihm von Anfang bis zu Ende ausführlich zu erzählen.

Tete Mumm hörte ihrer Mittheilung mit offenem Munde zu, die gierigen Augen starr auf den großen Schatz von Dukaten gerichtet, voll von Mißgunst und Neid, und als sie nun auserzählt hatten, da sagte Trine triumphirend:

„Seht Ihr nun wohl, Tete Mumm, daß auch uns das Glück in den Schoß fallen kann?“

Er hörte indeß gar nicht auf ihre Worte, sondern machte sich von den Beiden ungesäumt los und eilte, so hastig er es nur immer vermochte, davon, und schlug den Weg nach den Steller Bergen ein, um unter dem Hollunder die übrigen Späne zu finden und aufzulesen, zu welchem Zwecke er einen großen Sack mitgenommen hatte.

Glücklich genug fand Tete Mumm die Hobelspäne auch noch unter dem Baume liegen und jauchzte in seiner Seele auf, und fiel darüber her, wie ein Hungriger über eine wohlbesetzte Tafel, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. Mit Freude glänzenden Augen sammelte er eben so eilig als sorgsam alle bis auf den letzten kleinsten Span in seinen Sack, den

er nach diesem auf den Nacken nahm und sich wieder auf den Rückweg machte.

Auch ihm wurden unterwegs die Hobelspäne schwerer und schwerer, und dies endlich in dem Maße, daß er sie zuletzt kaum noch fortzuschleppen vermochte; zu gleicher Zeit dünkte es ihn, als blähe sich der Sack stets mehr und mehr auf, als werde er immer größer, was ihm, trotz seiner Freude darüber, doch sehr unbequem fiel. Er machte sich jedoch aus all dem nichts, sondern keuchte mit seiner Last immer vorwärts, indem er beständig vor sich hin murmelte:

„Jetzt geht die Verwandlung vor sich! Der Sack wächst noch fortwährend, und wird unerträglich schwer. Aber nur immer drauf los! Er kann mir gar nicht zu groß und zu schwer werden. Er wird eine ungeheure Summe enthalten, wegegen Trine's Geld nur einen Pfifferling ausmacht. Nur immer zu: ich will mich schon aufrecht halten, bis ich heim komme."

So langte der Geizhals, von Schweiß triefend, in seinem Hause mit seinem Sacke an, der fast so groß als ein Heusack geworden war.

Jubelnd in ausgelassener Freude schob sich Tete Mumm in's Zimmer, warf seinen Sack fröhlich zur Erde, und rief seinem Knecht und seiner Magd zu:

„So! nun lache ich Euch Alle was aus und bin zehn Mal reicher als Ihr!"

Mit diesen Worten des Triumphes gemeiner Seelen öffnete er den Sack, und schüttete seinen Inhalt auf den Boden, in der sichersten Ueberzeugung, nun im eigentlichsten Wortverstande recht in Gold wühlen

zu können. Zum ärgerlichsten Entsetzen des habsüchtigen Mannes fielen aber nichts als Roßäpfel aus dem Sacke, und er meinte, daß ihn der Schlag auf der Stelle rühren müsse.

Anfangs stand Tete Mumm ganz erstarrt: dann ging diese Erstarrung in Wuth über. Er verwünschte sich und die ganze Welt, schalt und schimpfte jedoch insbesondere bodenlos auf die „Unterirdischen“ und belegte sie mit den abscheulichsten Namen, die er in seinem Gedächtnisse nur auffinden konnte; wo das nicht ausreichen wollte, erfand er selber dergleichen. Er ließ den kleinen Schäckern kein gutes Haar, und schien sie um alle Ehre und Reputation bringen zu wollen.

Das laute und anhaltende Gelächter seines Knechtes und seiner Magd über ihres Herrn fürchterliche Wuth und über dessen tolle Sprünge konnte keineswegs geeignet sein, seinen Aerger zu mildern und seine Wuth zu besänftigen. Allein zuletzt kam er doch insoweit wieder zu sich selber, daß er einsah, es sei das Klügste, hier gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er wurde also still, und um wo möglich doch noch zu Dukaten zu kommen, bot er nun, begleitet von zärtlichen Liebesblicken, seine dürre Hand dem reichgewordenen Mädchen unverzüglich an, und stellte ihr mit aller von ihm nur aufzutreibenden Beredsamkeit die Vortheile einer Verbindung mit ihm vor, und schilderte mit wahrer Begeisterung ihr das große Vermögen, das auf diese Art zusammen kommen werde, wogegen sie an Hans nur einen Lumpen bekomme, der ihr nicht

allein nichts zubringe, sondern das Ihrige vielleicht noch durchbringen werde.

Hatte Trine ihn vorher nicht schon ausgelacht, so lachte sie nun ihn erst recht tüchtig aus, und er mußte somit mit der längsten Nase abziehen, die jemals einem Freier zu Theil geworden sein mag; denn das Mädchen war, wie die Leier vielleicht schon in Obacht genommen haben werden, mit ihren Worten bei der Hand, und wußte dieselben zuzuspitzen. —

Bei der Neckerei mit den Roßäpfeln ließen es aber die nun gegen Tete Numm sehr aufgebrachten Zwerge keineswegs bewenden. Sie hatten seine Verwünschungen ihrer, sein Schelten und Schimpfen auf sie recht wohl vernommen, und niemals unterließen es die „Unterirdischen", sich wegen solcher Beleidigungen empfindlich zu rächen.

Von nun an fand Tete Numm nichts als Unheil in seinem Hause und auf seinen Feldern, und keine Nacht hatte er Ruhe mehr in dem eigenen Bette, denn unaufhörlich kniff und zwickte es ihn bald in die Nase, bald ins Ohr, bald in die Zehen, bald hier, bald dort dermaßen, daß er kein Auge zu schließen vermochte, und Morgens immer so matt und müde, so braun und blau, so zerschlagen vom Lager aufstand, daß man mit jedem Andern als eben mit ihm gewiß das größte Mitleid empfunden haben würde, statt daß ein Jeder ihm seine Qualen gerne gönnte. Zum Unglück für ihn konnte er niemals eines seiner Peiniger habhaft werden, wenn er Nachts auch eine Lampe brannte, was sein Geiz nur schwer zuließ; keinen

konnte er jemals ertasten, nichts Lebendiges, was ihn kniff und zwickte.

Das vermochte er unmöglich lange auszuhalten. Er gerieth fast in Verzweiflung darüber und hätte wahnsinnig werden müssen, wenn es hätte so bleiben sollen. Es war ihm unter diesen Umständen bald zur entschiedensten Gewißheit geworden, daß es die „Unterirdischen" ganz allein sein konnten, die ihn verfolgten und peinigten, um sich an ihm zu rächen für seine Beleidigungen; er wußte, daß es ihm nie gelingen konnte, den Zorn derselben zu versöhnen. Darum mußte er, koste es, was es wolle, einen Entschluß fassen, wenn er nicht umkommen sollte. Große Verluste, die ihn zu gleicher Zeit betrafen, und deren Veranlassung offenbar ebenfalls die Zwerge waren, brachten diesen Entschluß nur noch schneller zur Reife. Hier ging er ja augenscheinlich endlich an Leib und Gut zu Grunde. Nur noch eine kurze Zeit ertrug er die unerhörte Verfolgung seiner erbitterten Feinde, dann machte er sich bereit, auf immer die Gegend zu verlassen, und seinen Widersachern das Feld zu räumen. Um aber nur so schnell als möglich davon zu kommen, und um sein Geld sogleich mit fortnehmen zu können, verkaufte er an das Brautpaar, das ja baar Geld genug besaß, Haus und Hof um einen Preis unter dem Werthe, ungeachtet seines Geizes, da er einmal nicht mehr auf einem Brette erhalten konnte. Nächstdem machte er, daß er fortkam, verließ die Gegend und — niemals hat man wieder von Tete Mumm daselbst gehört.

Trine und Hans lebten dagegen im höchsten Wohlstande und Segen noch lange als glücklichstes Paar in Stelle, und standen bis ans Ende ihres zufriedenen Lebens mit den „Unterirdischen“ in dem besten Vernehmen, welches sich selber auf ihre Kinder vererbte, und in der Familie verbleiben zu wollen schien, denn auch mit den Enkeln unsers Paars pflogen sie freundlichen Umgang. Zu jener Zeit aber war es, wo die Zwerge sich bewogen fanden, auszuwandern, und mit aufrichtigem Schmerze verließen sie die Steller Berge, mit noch tieferem jedoch trennten sie sich von der Nachkommenschaft der Paten ihres Oberhaupts.

Der heilige Petrus.

I.

Im gesegneten Lande der Dithmarscher soll zu Anfange unsers jetzt laufenden Jahrhunderts über der Eingangsthüre des Wohnhauses eines sehr ansehnlichen Gehöftes in einer Mauernische noch der heilige Petrus fast in Lebensgröße aus Stein gehauen zu sehen gewesen sein, und soll derselbe dort damals bereits runde dreihundert Jahre als Schirmvogt des Hauses und der dieses bewohnenden Familie gestanden haben, weshalb denn auch, sagt man, in dieser langen Reihe von Jahren diesem Hause niemals irgend ein Unglück überkommen sei, und dessen Bewohner stets in Segen gelebt und gestrebt hätten.

Es gehörte dies Gehöfte, wenn auch nicht in seinem spätern, bedeutend vergrößerten Umfange, im Jahre 1510 einem recht wohlhabenden Manne, Claus Timm; allein eben in diesem Jahre betraf ihn ein großer Mißwache, und er büßte dadurch einen großen Theil seiner Wohlhabenheit ein, indessen tröstete er sich mit der Hoffnung, vielleicht seinen Verluß im folgenden

Jahre wieder einholen zu können. Im folgenden Jahre aber zerstörte ein Hagelschlag seine ganze Ernte, und durch andere mitleidslose Zufälligkeiten ging für lange Zeit der Graswuchs seines Weidelandes zu Grunde: er verlor noch bedeutend mehr, als er im vergangenen Jahre verloren hatte, und dabei entstand eine Theuerung, die ihn aufs Aeußerste drücken mußte, weil er keine Produkte an den Markt zu bringen hatte, sondern statt dessen gezwungen war, dergleichen selber zu kaufen. Da kam eine große Seuche unter alles Vieh, und Timm's Ochsen und Kühe, ja endlich sogar seine Pferde starben sämmtlich dahin. Daß er dies letztere Unglück zum großen Theile auch über die meisten seiner Nachbarn hereingebrochen sah, konnte für den guten Mann nichts Anderes als ein schlechter Trost sein.

Diesmal wußte der schwer heimgesuchte Timm indessen noch Rath zu schaffen mit dem Aufwande seiner letzten Mittel, d. h. indem er seinen Besitz verpfändete. Jetzt kaufte er Ochsen, Kühe und Pferde wieder an, und gedachte nun seine Kornfelder wieder zu bebauen und seinen ruinirten Grasländerein wieder aufzuhelfen. Allein auch diese Hoffnung sollte den Unglücklichen täuschen, denn die Viehseuche brach von Neuem und wo möglich noch verheerender als das erste Mal wieder herein, und raffte ihm in Kurzem alle erst eben angekaufte Ochsen, Kühe und Pferde bis auf das letzte Stück dahin.

Jetzt stand er rath- und trostlos da. Er wußte sich in keiner Weise mehr zu helfen, und bitterer Gram kam über seine schwer belastete Seele.

„Gott hat mich verlaſſen!“ ſeufzte er kummervoll.

Claus Timm war ein ſehr guter und braver Mann, und gewiß, nicht eigentlich ſeiner ſelbſt wegen war es, daß ihn alle die harten Schläge, welche auf ihn niedergefallen waren, ſo tief herabbeugten und zu Boden drückten — denn er ſelbſt war ſehr genügſam, hatte feſten Entſchluß genug, alles zu unternehmen, was ſich ihm noch darbot, und wäre ohne zu murren allenfalls als Knecht bei irgend einem Landmann in Dienſt getreten, um ſich ſeinen Unterhalt zu erwerben — allein er hatte ein liebes, gutes Weib und ſieben, theils noch kleine, hoffnungsvolle Kinder, und er war ein getreuer, milder Hausvater, und liebte ſeine Familie ſehr, zu deren fernerem Unterhalt es ſich nun nirgends eine Ausſicht geöffnet fand. Das war es, was ſein Gemüth verſtörte, ſeine Seele mit ſchwarzem Gram erfüllte und ſein Herz zerriß.

Vergebens ſann und grübelte der Geſchlagene Tage und Nächte ſorgenvoll darüber nach, wie er das zertrümmerte Gebäude ſeines Wohlſtandes wohl wieder aufzubauen im Stande ſein dürfte, allein, wie er auch immer ſann und grübelte, ſo konnte er doch nirgendwo ein Mittel entdecken, das ihm auch nur die Möglichkeit dazu in Ausſicht geſtellt hätte. Wo er auch anklopfte, bei allen ſeinen frühern Freunden, Keiner, und wenn er auch reichliche Mittel dazu beſaß, wollte ihm beiſtehen in ſeiner großen Noth, und alle ließen ihn ohne Mitleid und troſtlos wieder gehen: denn er konnte keine Sicherheit für Kapital und Zinſen einer Anleihe, zu der man ſich ſonſt wohl entſchloſſen hätte, mehr

bieten, da ſein Land leider nun ſchon hinlänglich verſchuldet und durch die letzten Ereigniſſe zum Theil ſo ſehr verſchlechtert war.

„Gott hat mich verlaſſen!“ ſo ſeufzte er jedesmal, wenn er einmal wieder einen Verſuch gemacht hatte, ein Menſchenherz zu bewegen, ihm beizuſpringen und öfters ſogar mit harten und rauhen Worten zurückgewieſen worden war. „Gott hat mich verlaſſen! Und ich weiß doch nicht, durch welche Sünde ich ſeinen Zorn herbeigerufen haben kann in dem Maße, als mich ſeine Hand ſtraft. Haben ich aber endlich alle dieſe harten Prüfungen ohne es zu wiſſen verdient, und will ich ſie darum auch hinnehmen mit Gelaſſenheit: womit hätte denn meine arme Frau, womit hätten denn meine unſchuldigen Kinder das Elend verdient, das über ſie gekommen iſt?“

Jetzt ward ſein Gemüth immer verdüſterter, er zog ſich ganz und gar in ſich zurück und wandte ſich von Allem ab. Selten kam ein Wort über ſeine Lippen, und niemals lächelte er mehr. Immer nur ſchien er vor ſich hin zu grübeln und nur dann und wann murmelte er: „Gott hat mich verlaſſen!“

Im Hauſe und bei ſeiner Familie wollte es ihn kaum mehr leiden: er mied gerne ſein Haus, in welchem er nur Jammer und Elend ſah. Faſt in völliger Verzweiflung irrte er täglich viele Stunden ohne Ziel und Zweck durch die Felder rathlos umher und kehrte in der Regel erſt Abends ſtets ebenſo rathlos wieder heim.

Die arme Frau litt ihr Theil nicht minder als ihr unglücklicher Mann, ja, ſie litt vielleicht noch mehr,

eben weil ſie den geliebten Mann, dem ſie ſo zärtlich zugethan war, täglich in ſolcher offenbaren Verzweiflung umherirren und ſo düſter und [illegible] täglich wieder nach Hauſe kommen ſehen mußte, [illegible] gar nicht zu helfen, ja, nicht einmal ihn zu tröſten vermögend war, wie ſie es auch anfing, weil er faſt alle Theilnahme an der Welt und ſelber an ſeiner ſonſt von ihm ſo ſehr geliebten Familie verloren zu haben ſchien.

Die gute Frau duldete, ſorgte und ſtrebte ſo viel ſie konnte, war immer ſanft und milde, und betete unaufhörlich, daß der Herr ſich erbarmen möge: allein ſelber dieſes Gebet wollte nicht helfen.

Da eines Abends in der Dämmerung, als die Kinder bereits zu Bette gebracht waren, und Timm, deſſen dreiunddreißigſter Geburtstag eben heute, von ſeinem gewöhnlichen Umherirren noch immer nicht zurückgekehrt war, ſaß die Frau einmal wieder einſam, das Haupt in die Hand geſtützt, und weinte ſtill ihre kummervollen Thränen, denn ſie hatte eben genau berechnet, daß ſie nur noch für wenige Tage Mittel beſitze, ihre Kinder, ihren Mann und ſich zu ſättigen.

Kummervoll ſaß ſie da, als ſie die Hausthür gehen hörte und ihres Mannes Schritt erkannte. Schnell trocknete ſie ihre Thränen und bereitete ſich auf den neuen Jammer, ihn nun ſtumm und ſtill ſich in einen Stuhl ſetzen und immer und ewig vor ſich hinſtarren zu ſehen, was der Gepeinigten als ſicherer Vorbote des künftigen Wahnſinns erſchien.

Allein die Frau täuſchte ſich diesmal zu ihrer

freudigſten Ueberraſchung gar ſehr, denn mit ihrem Manne war eine unbegreifliche Veränderung vorgegangen. Anſtatt daß ſonſt ſein Antlitz von tiefer Trauer bedeckt, die Stirne von gramvoller Sorge bewölkt, und das Auge finſter, melancholiſch aufblickend erſchien, glänzte heute ſorgenloſe Zufriedenheit auf ſeinem Geſichte, thronte heute unumwölkte Freude auf ſeiner Stirne, ſtrahlte heute lächelnde Heiterkeit aus ſeinem Auge.

„Um Gottes willen, was haſt Du, Mann? Was iſt mit dir geſchehen, daß Du ſo ganz verändert erſcheinſt?“ rief ſie ihm in freudigſter Aufwallung ſogleich, mit faſt vor innerer wonniger Bewegung nicht ausreichender Stimme, bei ſeinem Eintritte in's Zimmer entgegen. „Was iſt Dir widerfahren, Mann?“

Er aber ſchritt froh und munter, wie es ſonſt ſtets bei einer Zuhauſekunft, jetzt aber ſchon ſeit Jahr und Tag nicht mehr geſchehen war, auf ſeine Frau zu, umhalste ſie zärtlich, küßte ſie mehrere Male und ſagte dann:

„Uns iſt geholfen!“

„Geholfen?“ jauchzte die glückliche Frau auf, „wirklich geholfen, Mann?“

„Ja, Mutter, uns iſt geholfen, wirklich geholfen!“ verſetzte Claus Timm.

„Aber wie denn das, lieber Claus, und ſo plötzlich und auf ein Mal?“

„Ein großmüthiger Freund iſt mir auf meine Bitte in meiner Noth endlich beigeſprungen und hat mir redlich geholfen, daß ich wieder auf die Beine komme.“

„Einer Deiner Freunde?“

„Ja, Mutter.“

„Aber ich meinte, Du hättest schon bei allen unsern Freunden Dein Glück versucht und bei allen vergebens angeklopft, wärest sogar manchmal hart zurückgewiesen?“

„Das ist leider auch wahr, allein den besten hatte ich vergessen, bei dem hatte ich noch nicht angeklopft, und es ist sonderbar, aber doch wirklich so, daß man sehr häufig an das Beste erst zuletzt denkt.“

„Nun, und wer ist denn dieser braveste aller unserer alten Freunde?“

„Laß es damit gut sein, liebe Metta, und frage mich nicht weiter, weil ich Dir darauf nicht antworten darf und unser Freund seinen Namen nicht genannt wissen will.“

„Das ist ja sonderbar!“

„Warum? Alle Menschen haben ihre Launen. Ich habe ihm als Bedingung seiner Hülfe das Versprechen geben müssen, Keinem zu sagen, daß er mir geholfen. Auch Dir soll ich ihn nicht nennen, und auch das habe ich versprochen.“

„Das ist ja ein wunderlicher Kauz, wenn auch ein herzensguter, ehrenwerther Mann.“

„Laß es gut sein, Metta. Was haben wir mit den Launen Anderer zu rechten, die wir gewiß und wahrhaftig auch die unsrigen haben? Warum wollen wir die Launen unsers Wohlthäters bekritteln? Wir haben ihm nur zu danken. Und dankbar laß uns uns freuen, daß uns geholfen ist, die wir am Abgrunde

ſtanden, wohinein wir jeden Augenblick zu ſtürzen fürchten mußten!“

„Da haſt Du Recht, Claus,“ erwiderte die gute Frau, die eigentlich niemals vom Dämon der Neugierde beſeſſen, ſondern nur es in ihrer Ehe gewohnt geworden war, Alles von ihrem Manne mitgetheilt zu erhalten, was er wußte, „da haſt Du Recht, Claus, wir wollen uns herzlich freuen, daß uns geholfen iſt, und wir haben alle Urſache dankbar zu ſein.“

„Gewiß, Metta!“ verſetzte Timm.“ Aber nun laß uns unſer Abendbrod zuſammen eſſen; wir haben das mit ſo beruhigtem Gemüthe lange, lange nicht können! In ſo ſtiller Zufriedenheit wollen wir denn auch meinen Geburtstag begehen, und dann uns zur Ruhe legen, denn morgen brauchen wir friſchen Sinn, flinke Hände und muntern Geiſt. Morgen fängt für uns endlich einmal wieder ein erfreulicheres Leben an, als wir es ſo lange haben führen müſſen. Morgen beginnt wieder auf unſerm Hofe und auf unſern Feldern ein thätiges, rühriges Treiben und Wirken, wie es hier lange, allzulange nicht mehr geſehen worden iſt, denn ich habe Alles dazu vorbereitet. — Nun laß uns eſſen.

Und es geſchah nach des Hausherrn Willen gerne, und das Paar ſetzte ſich in heiterer Ruhe zum Abendbrod nieder und legte ſich dann zu Bette.

II.

Mit dem ersten Grauen des nächsten Morgens war Alles auf dem Gehöfte Claus Timm's schon in Thätigkeit, regsam und lebendig.

Es war eben um die Jahreszeit, wo man auf dem Lande in der Regel mit dem Feldbau beginnt. Gestern Morgen noch hatte der ehrliche Timm nur mit Gram und Verzweiflung daran denken können, daß sein schönes Land nun müsse wüst und unbebaut, todt und ohne Ertrag liegen bleiben — denn er besaß wohl noch einen alten treuen Knecht, der sich nicht von ihm trennen wollte, da er schon zu Lebzeiten des Vaters unsers Timm auf dem Gehöfte gedient, er hatte auch einen Sohn, der bereits alt genug war, und bei leichtern Arbeiten, namentlich beim Pflügen, helfen konnte, allein ihm fehlten ja Pferde und Aussaat, und ihm fehlte das nöthige Geld, um sich dergleichen anzuschaffen, ganz und gar — heute gedachte er mit Freude daran, denn eben ritten zwei fremde Knechte acht stattliche Rappen in den Hof und übergaben selbige an Claus Timm; worauf sie sich wieder entfernten, als die Pferde in den Stall gebracht worden waren.

Welch ein Wechsel zwischen gestern und heute! Allein es kam noch besser.

Kaum war eine Stunde vergangen, da trieb man schon zwanzig der schönsten und glänzendsten Kühe durch das Thor in den Hof, welche gleichfalls dem Herrn übergeben wurden, und woran Frau Metta sich nicht

satt sehen konnte, denn so spiegelblankes, wohlgenährtes und wohlbehäbiges Vieh war ihr noch in ihrem Leben nicht vorgekommen, so alt sie geworden war.

Lange dauerte es nun nicht, da folgte den Kühen eine gute Anzahl Ochsen, denen man es kaum ansah, das sie noch erst geweidet oder auf die Mast sollten, so gut gehalten mußten sie einem jeden Kenner vorkommen.

Jetzt erschienen gleichfalls hochaufgethürmte Wagen voll Heu und Stroh, und es war ein Glück, daß bei denselben auch eine Anzahl Leute war, die dasselbe auf die Böden brachte, denn sonst wären nicht Hände genug auf dem Gehöfte gewesen, da man theils beschäftigt war, das Vieh bis weiter in die Stallungen zu bringen, theils vier der Pferde sogleich einzuspannen, um ohne Säumniß das Feld zu bestellen.

Aber das Alles war noch nicht genug. Bald langten auch ächzende Wagen, beladen mit Waizen, Buchwaizen und Hafer an, und Alles wurde ebenfalls wie das Stroh und Heu durch die mitgekommenen Knechte zu Boden gebracht.

III.

Mit dem höchsten Erstaunen hatten die Nachbarn, von denen Timm's völliger Ruin und der öffentliche Verkauf seines Gehöftes schon längst vorausprophezeiht worden war, mit dem höchsten Erstaunen hatten sie all diesen reichen Segen bei Claus einziehen sehen, allein sie zerbrachen sich noch immer ganz umsonst die

Köpfe, woher derselbe ihm plötzlich gekommen sein möge. Einige gönnten dem braven Manne denselben — müssen wir, der Wahrheit zur Ehre hier niederschreiben, so unglaublich es uns selber auch vorkommt, daß irgend ein Mensch dem andern irgend etwas gönnt — Andere hätten vor Neid und Mißgunst bersten mögen — was bei Weitem der menschlichen Natur entsprechender erscheint.

Die Kunde von dem plötzlichen Glückswechsel in den Umständen Claus Timm's und von dem so ganz unerwartet bei ihm eingezogenen Reichthume, diese Kunde flog bald in zehnfacher Uebertreibung durch beide Dithmarschen, und endlich noch weiter und über die Marken des Landes hinaus, wo sie denn zuletzt fast fabelhaft klang.

Alle aber fragten immer und ewig Einer den Andern:

„Woher in aller Welt mag dem Timm das Alles denn eigentlich hergekommen sein? Weiß denn das kein Mensch zu sagen?“

Und der Eine wußte zu erzählen: „er hat eine unverhoffte Erbschaft gethan.“

„Er hat einen Schatz auf seinem Felde gefunden,“ hatte ein Zweiter sagen gehört.

„Er hat ein „Alrunken“ aufgegraben,“ versicherte der Dritte.

„Nichts da!“ sagte der Vierte, „der feurige Drache ist durch den Schornstein bei ihm niedergefahren und hat ihm Geld gebracht.“

„Warum nicht gar ein feuriger Drache!“ wider-

ſprach der Fünfte. „Es iſt ein Niß-Puck bei ihm eingezogen, den er mit Grütze und Butter füttert und Wohnung auf dem Boden verſtattet, wofür ihm dieſer alle Tage zwei Kronen herabwirft.“

Als indeſſen nun Claus Timm gar nicht unbedeutende, nahe an ſeinem Gehöfte liegende Fruchtfelder und Viehweiden ankaufte und Alles ſogleich mit baarem, blankem Gelde, ohne zu knauſern, bezahlte, da änderten Alle ihre bisher gehabten, wenn auch gänzlich von einander verſchiedenen Meinungen, und waren jetzt ihrer Sache völlig gewiß.

„Er hat ſich dem Teufel verſchrieben!“ ſagten ſie und blieben auch dabei.

IV.

Unſer Claus Timm kümmerte ſich wenig oder gar nichts um Alles, was ihm zufällig von dieſem Geſchwätze zu Ohren kommen mochte. Glück und Wohlſtand, Freudigkeit und Zufriedenheit, Geſchäftigkeit und Segen waren wieder bei ihm eingekehrt. Was ſollte er ſich groß darum kümmern, was Neid und Mißgunſt ſchwatzten?

„Beſſer beneidet, als bedauert!“ pflegte er zu ſagen, wenn ſeine Frau ſich oft über die „Bosheit der Menſchen,“ wie ſie es nannte, beklagte. „Das nimmt Alles mit der Zeit ſein Ende, kannſt Du mir glauben, Metta.“

Und ſo geſchah es auch. Am Ende verſtummte

dies Geschwätz, wie ein jedes andere, das sich zuletzt müde schwatzt und schlafen geht.

Alles, was Timm von nun an unternahm, gelang ihm wunderbarerweise. Sein Graswuchs erhob sich bald wieder auf's Schönste, daß es eine Lust und Freude anzusehen war; seine Ernten fielen reichlicher aus als zuvor, reichlicher als die aller seiner Nachbarn; sein Viehstand gedieh so trefflich, daß Jedermann sich darüber verwunderte und nicht begreifen konnte, weshalb der seinige denn nicht ein eben solches Gedeihen habe, da er doch auch gewiß dabei nichts verabsäume. Es schien beinahe, als ob sich durch die vielen Timm überkommenen, nun überwundenen und fast unerhörten Schicksalsschläge das Unheil hätte ein für alle Mal mit ihm abfinden lassen, denn nimmer kam es wieder über seine Schwelle. Zwar konnte man sagen, daß er sich auch keine Mühe und Arbeit, sie mochte Namen haben wie sie wollte, verdrießen lasse, daß er stets mit großer Bedachtsamkeit und großer Umsicht in seinem Wirkungskreise thätig sei und nie das Geringste versäume, was im Interesse seines landwirthschaftlichen Betriebes geschehen konnte oder mußte: allein hatte er das nicht von jeher gethan? War er aber dennoch nicht von Mißwache, Hagelschlag, Verderbniß seines Weidelandes und zweimaliger Viehseuche heimgesucht und bis an den Bettelstab gebracht worden? Was soll man dazu sagen? Was anders als: er hatte damals Unglück und jetzt hatte er Glück, ohne welches einmal in der Welt, und mag man sich auf den

Kopf ſtellen, alles Ringen und Streben auch das treueſte, nichts hilft.

Unter dieſen Umſtänden war es denn auch nichts weniger als ein Wunder, daß ſich, während die Jahre dahin rollten, ſein Wohlſtand immer mehr und mehr hob. Er ward nach und nach reich. Er vergrößerte und verbeſſerte mit jedem dahin rollenden Jahre ſeinen Beſitz. Er ward bald der reichſte Mann in der Gegend, Meilen im Umkreiſe, genannt, und er hatte ſchon häufig das Vergnügen gehabt, verſchiedene ſeiner alten Freunde aus vorkommenden Verlegenheiten zu helfen, die ihm in der ſeinigen nicht hatten helfen wollen, von denen er hart und roh zurückgewieſen worden war, als er ſie um Hülfe anſprach.

Ebenfalls in ſeinem Familienleben erblühte ihm nichts als Segen. Seine Kinder, denen er mit ganzer Seele anhing, waren alle, wie man zu ſagen pflegt, gut „eingeſchlagen“ und die ältern Söhne bereits verſorgt, denn einem Jeden hatte er einen kleinen Landbeſitz verſchafft, den er überſehen und worauf er bei Fleiß und Thätigkeit ſein gutes Auskommen finden konnte und auch fand, der ihnen eine ſogar behagliche Exiſtenz gewähren mußte. Sie hatten ſich längſt verheirathet und Claus Timm wiegte dann und wann ſchon eine kleine Anzahl Enkel auf ſeinem Schooße. Den jüngern Söhnen, die theils im Vaterhauſe ſich befanden, bereitete er eine eben ſo glückliche Zukunft vor. Auch die Mehrzahl ſeiner Töchter hatte ſchon würdige Männer gefunden, und die jungen Frauen lebten mit denſelben in der beſten und zufriedenſten

Ehe; auch ein Theil dieser war bereits beerbt. Die noch unverheiratheten Töchter standen bis dahin noch der Mutter in der Wirthschaft bei; es ließ sich aber wohl herausrechnen, daß es auch diesen nicht so leicht an Freiern fehlen dürfte.

So schien denn an dem Glücke Timm's gar nichts zu fehlen und jeder Sorge der Stachel abgebrochen zu sein. Das Einzige, worüber er sich wohl allerdings hätte eine solche machen dürfen, vielleicht auch hätte machen sollen, war eine Aufgabe, welche man ihm an seinem drei und dreißigsten Geburtstage zu lösen aufgegeben hatte, die er nothwendig bis zu einem gewissen Termine gelöst haben mußte, und von welcher wir im Verfolg dieser Zeilen die Leser sicherlich unterrichten werden.

Wenn aber Claus im Laufe der dahinschwindenden Zeit sich dieser Aufgabe erinnerte, so sprach er beständig bei sich selbst:

„Was drängt es denn damit? Das hat ja noch so und so lange Zeit! Warum soll ich mich mit der Sache so sehr beeilen? Es scheint mir überhaupt damit keine Hexerei zu sein. Ich habe in diesem Augenblicke ganz etwas Anderes zu thun, als daran zu denken."

Das war gewiß ein wenig leichtsinnig, denn auf diese Weise ging er gar nicht daran, und doch hätte ihn die Sache schon im ersten Jahre wichtig genug dünken müssen, um sich ernstlich damit zu beschäftigen, wie Alles einmal stand.

Als aber nun endlich seit jenem Geburtstage vier

und zwanzig Jahre dahin gegangen waren, da fiel es dem Säumigen doch schwer auf's Herz, und es fiel ihm bei, daß es nun doch wohl die höchste Zeit sein möchte, mit allem Ernste an die Lösung der Aufgabe zu gehen und sie in Ueberlegung zu nehmen. Jetzt wollte er alle verlorene Zeit wieder einholen, und darum beschäftigte er sich auf's Eifrigste in seinen Gedanken mit diesem Gegenstande, und viel, und zuletzt fast ausschließlich, alles Andere von sich weisend oder bei Seite legend. Zuletzt schien er für gar nichts Anderes mehr Sinn und Gefühl zu haben, als eben nur für die Sache, die immerfort in seinem Kopfe herumging, für das was er durchaus herausgrübeln wollte.

Darüber aber verlor der ehrliche Claus fast alle Heiterkeit und jeden Frohsinn, denn was er ergrübeln wollte, was er herausbringen mußte, wollte sich gar nicht ergrübeln, gar nicht herausbringen lassen, wenigstens kam er, trotz aller seiner Anstrengungen, niemals damit um einen Zoll breit weiter.

Jetzt bemächtigte sich seiner eine tiefe Melancholie, und von Tage zu Tage ward er nachdenkender, wobei eine innere Unruhe ihn sichtbar peinigte. Eine sehr schwere Sorge mußte sein Herz drücken, allein er sprach sich niemals darüber aus, im Gegentheil vermied er sorgfältig jede Erörterung dieses Gegenstandes.

Vergebens drang die treue Metta in ihn, ihr anzuvertrauen, was ihm fehle, worüber er so angestrengt nachdenke, was ihm so viel Sorge, die doch gewiß nur eingebildet sein könne, mache, obgleich er ja

Alles beſitze, was des Menſchen Herz nur ſich zu wünſchen vermögend ſeie: er antwortete nur durch ſchwere Seufzer, und ſie vermochte nichts weiter aus ihm herauszubringen, als höchſtens noch die Worte: „ich muß es doch noch errathen.“

Und es war wieder ein Halbjahr vergangen, und es verging noch dazu ein Vierteljahr, und noch ein Monat, und noch ein paar Wochen vergingen, und Tag auf Tag ging hin, und Claus Timm erſchien immer nachdenklicher, immer beſchwerter, immer ſorgenvoller: denn es war immer noch nicht gelungen, die Aufgabe zu löſen.

Da ſaßen wieder einmal die beiden jetzt gealterten Gatten einſam und vertraulich neben einander im Zimmer, und die treue Metta war mit den liebevollſten Worten wieder einmal aufs Neue in ihren Mann gedrungen, ihr doch mitzutheilen, welch ein Kummer ihn drücke, welch eine ſchwere Sorge ihn belaſte. Er jedoch ſchwieg noch immer lange und lange und ſeufzte tief. Als ſie indeſſen gar nicht nachließ und immer theilnehmender und liebevoller in ihn drang, ihr ſein Herz zu öffnen, da ſagte er endlich:

„Wohlan denn, meine Metta, ich will es Dir vertrauen, was ſo ſchwer auf mir liegt, denn ein Mal mußt Du es ja doch wiſſen, was Dir vielleicht bald nicht länger verborgen bleiben kann. Ich will Dir mein Herz eröffnen.“

Und er eröffnete ſein Herz der geliebten Frau, und er erzählte ihr Alles, Alles, Alles, was er ihr bisher aus der beſten Abſicht verſchwiegen hatte — weil

er ihr nämlich hatte keine Unruhe machen wollen — Alles unter manchem kummervollen Seufzer.

Aber auch wir dürfen jetzt dem Leser nicht länger vorenthalten, was der Sorgbeschwerte seiner Frau mittheilte.

V.

Als Claus Timm an seinem drei und dreißigsten Geburtstage das Haus verlassen hatte, und, wie seit lange schon alle Tage, verzweiflungsvoll, verzweiflungsvoller als je, die Felder durchirrte, da er nun fast bis auf die Stunde berechnen konnte, wann er von Haus und Hof gejagt werden werde und den Bettelstab ergreifen müsse, wollte endlich die Sonne untergehen. Er stand still und sah der Scheidenden nach, und eine tiefe Wehmuth kam über ihn, und es war als ob sein Herz brechen sollte, und er sagte vor sich hin:

„Wie froh und beseligt sah ich einst diese Sonne jeden Abend untergehen! Segen und Gedeihen ruhten auf meinen Feldern, und nach vollbrachtem Tagewerke eilte ich heiter und freudig in die Arme meiner Lieben nach Hause, wo mich lächelnde Zufriedenheit empfing, und ein reichliches Mahl die Genügsamen erquickte. Nichts trübte unsern Frieden. Jeder Tag hatte seine Arbeit und seinen Lohn! — Wie anders ist es nun! Verzweiflung im Herzen, irre ich unstät wie Kain umher, ohne doch einen Bruder erschlagen zu haben! Nirgends Ruhe und Rast! Nirgends Rath und Trost! Nirgends Freude und Heiterkeit! Vor mir nichts als

finstre, grausenhafte Zukunft; hinter mir den Jammer und die Thränen meiner armen Familie! Ja, es ist gewiß: Gott hat mich verlassen!“

So sagte der Unglückliche, von seinem traurigen Schicksal schier bewältigt.

Da stand plötzlich neben ihm ein kleines Männchen, das kaum über drei Schuh messen mochte, mit ungeheuer dickem Kopfe, aber spindeldürren Beinen.

Claus hatte den Kleinen nirgends herkommen sehen und war daher um so mehr erstaunt, ihn mit einem Male an seiner Seite zu finden. Er begriff indessen sogleich, daß es einer von den sogenannten „Unterirdischen“ („Unnereerdschen“) sein müsse, denn war ihm selber auch noch nimmer ein solcher zu Gesichte gekommen, so hatte er doch genug von diesen „Unterirdischen“ gehört, sie waren ihm von vielen Leuten, welche dieselben gesehen haben wollten, zu genau beschrieben worden, als daß er weiter darüber hätte in Zweifel sein können.

Den dicken Kopf des kleinen Mannes bedeckte ein großer dreieckiger Hut. Er war gekleidet in einen silbergrauen Rock mit riesigen blanken Knöpfen, hatte eine schwarztuchene Kniehose, eine lange weiße Weste und rothe Strümpfe mit gelben Zwickeln an, und steckte in einem Paar breiten Schuhen mit schweren silbernen Schnallen. In der Hand trug er ein spanisches Rohr, so hoch wie er selber, das mit einem ansehnlichen silbernen Knopfe geziert war und worauf er sich eben stützte, als Claus seiner ansichtig wurde.

In diesem Augenblicke rückte der Kleine an seinem großen Hute und sagte:

„Guten Abend! Du scheinst Dich an dem Untergange der Sonne hier ein Weniges zu erfreuen, Claus Timm. Ist es nicht so?“

„Zu erfreuen?“ versetzte Claus. „Nein! Die Zeit, wo ich mich erfreuen durfte und konnte, liegt hinter mir; sie ist vorbei und kehrt wohl niemals wieder! In spätestens vierzehn Tagen muß ich von Haus und Hof, und mein Eigenthum, das Erbe meiner Väter, mit dem Rücken ansehen.“

„Wie geht denn das zu? Laß hören.“

Claus sagte es ihm.

„Das ist freilich schlimm!“ bemerkte der Kleine. „Allein, hast Du denn keine Freunde, die Dir helfen können?“

„Freunde, die mir helfen wollen, habe ich nicht. Wo findet man solche? Es ist Alles vorbei! Gott hat mich verlassen! Es ist aus mit mir.“

„Weißt Du denn gar kein Mittel mehr, Dich zu retten?“

„Wie sollte ich? Gott hat mich verlassen!“

„Ei, so sei doch kein Narr!“ sagte der kleine Mann, seine Rede und den Ton derselben plötzlich ändernd und eine laute Lache aufschlagend. Dann schlug er mit den Fingern ein Knippchen über das andere, tanzte dazu auf einem Beine herum und sang tanzend:

Heissa, Heissa, Hopsasa!
Quält das Menschenkind sich da,

Möchte ſich das Haar ausraufen,
Um ein Lumpengeld! Indeſſen
Liegt's bei uns in hohen Haufen,
Könnten es mit Scheffeln meſſen!
Und es liegt ganz müſſig da.
Das iſt luſtig! Trallera!"

Claus Timm ſah ganz beſtürzt auf den Kleinen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte.

Der Kleine hatte zu tanzen aufgehört und ſagte nun noch einmal lachend:

„Sei doch kein Narr! Wie kannſt Du Dich doch nur über einen ſolchen Bettelquark grämen oder gar darüber verzweifeln wollen?"

Claus antwortete nichts, denn das herzloſe Bezeigen des „Unterirdiſchen," der ihm ſeinen Jammer zu verhöhnen ſchien, that ihm in der Seele weh.

„Höre!" ſagte dieſer nun, „ich hätte nicht übel Luſt, Dir aus der Patſche zu helfen, denn Du biſt jederzeit ein ehrlicher Kerl geweſen."

„Du?" fragte Claus überraſcht.

„Ja, ich, gerade ich! Meinſt Du, ich wäre nicht groß genug dazu, oder zu arm?"

„Das habe ich nicht ſagen wollen."

„Sieh, ich will Dir helfen, wenn Du dankbar ſein willſt."

„Gewiß werde ich das bis an's Ende meines Lebens ſein und nie, niemals Deine Güte vergeſſen," verſicherte Claus, und legte betheuernd die Hand aufs Herz.

„Höre nur weiter, bevor Du etwas verſprichſt,“ erinnerte der „Unterirdiſche.“

„Morgen frühe will ich Dir Pferde, Ochſen, Kühe, die allerbeſten, Korn, Heu und Stroh im Ueberfluſſe, kurz Alles zuſchicken, was Du zur Aufhelfung Deiner Landwirthſchaft nur irgendwie bedürftig ſein kannſt. Gleichfalls ſollſt Du um eben die Zeit tauſend Kronen in Deinem Schrank finden, und an jedem erſten Tage des Monats künftighin hundert desgleichen. Segen und Gedeihn ſollen auf Deinen Feldern und auf Allem ruhn, was Dir angehört. Du ſollſt ein reicher Mann werden. Und dies Alles ſoll Dir nicht vorgeſtreckt, es ſoll Dir geſchenkt ſein.“

„Geſchenkt? Und Du verlangſt gar nichts dafür von meiner Seite?“

„Gar nichts, als daß Du mir eine einzige Frage löſeſt, auf deren Antwort Dich zu beſinnen ich Dir aber fünfundzwanzig Jahre Friſt gebe.“

„Weiter nichts? Ei, die will ich Euch ſchon löſen!“

„Höre mich weiter. Beantworteſt Du mir nach fünfundzwanzig Jahren dieſe Frage, ſo habe ich keinerlei Anſprüche an Dich, kannſt Du ſie mir aber nicht beantworten, ſo muß Dein jetzt lebender jüngſter Sohn mir in alle Ewigkeit als Knecht dienen.“

„Mein Kind?“ fragte Claus betroffen.

„Nicht anders,“ lautete die Antwort.

„Dann kann aus dem Handel nichts werden, denn nimmermehr ſetze ich die ewige Knechtſchaft meines Kindes ein.“

„Du ſchlägſt alſo nicht ein?“

„Auf dieſe Bedingung gewiß nicht. Aber — ich ſelber will für die Löſung Deiner Frage mit mir ſelber Gewähr leiſten. Ich will Dir als Knecht dienen bis in Ewigkeit leibeigen, wenn ich ſie in jener Friſt nicht beantworte. Dir kann es ja ziemlich einerlei ſein, wer Dir dient,“ meinte Claus.

„Du biſt mir, aufrichtig geſagt, zu alt.“

„Heute dreiunddreißig Jahre geworden.“

„Ganz recht! Aber nach fünfundzwanzig Jahren biſt Du achtundfunfzig.“

„Was ſchadet das?“

„Das verſtehſt Du nicht! So verſprich mir denn wenigſtens Deinen älteſten Sohn, im Falle Dein Witz Dich verlaſſen und in fünfundzwanzig Jahren ſich nicht wiederfinden ſollte.“

„Keins meiner Kinder. Nur mich ſelbſt darf ich daran wagen. Anders wird ganz gewiß nichts daraus, denn ich ſchwöre Dir, daß ich lieber den Bettelſtab ergreife, als ſo über mein Kind entſcheiden werde!“

„Nun, ſo mag es denn darum ſein! Ich muß ſchon vorlieb nehmen, da ich mir nun einmal in den Kopf geſetzt habe, Dir beizuſtehen.“

„Wir ſind alſo einig?“

„Wir ſind einig.“

„Jetzt laß mich endlich aber doch auch einmal die Frage hören, mit der ich mich beſchäftigen ſoll.“

„Das verſteht ſich,“ antwortete der Kleine.

„Du ſollſt mir getreu und wahr
Heut' über fünfundzwanzig Jahr

— So lange magſt Du Dich d'rauf bereiten —
Weiter nichts ſagen, als was die paar
Zahlen von eins bis ſieben bedeuten."

„Das iſt die ganze Herrlichkeit?" lachte nun Claus, der ſeine Bruſt mit einem Male ganz von Kummer und Sorge entlaſtet fühlte, und dem die Aufgabe wie eine Spielerei vorkam. „Wenn ich Dir die Antwort dieſer Frage nicht in fünfundzwanzig Jahren herausbrächte, ſo müßte ich ja der dümmſte Eſel von der Welt ſein!"

„Deſto beſſer für Dich, Timm, wenn Du es kannſt. Sollteſt Du es aber nicht können, ſo denke daran, daß ich Dich, wenn Dein achtundfunfzigſter Geburtstag mit der Mitternacht zu Ende gegangen iſt, abholen werde, und daß Du mir dann ohne Widerſpruch folgen mußt."

„Schon gut. Sorge Du nur, Dein Verſprechen zu erfüllen, meins werde ich ſchon halten."

„Ein Mann, ein Wort!" ſprach der Kleine, und ſtreckte ſeine große Hand aus.

„Ein Mann, ein Wort!" wiederholte Claus und ſchlug ein.

VI.

Nachdem Frau Metta ihres Mannes Erzählung vernommen hatte, ward ſie ſehr traurig und ſagte:

„Ach, Mann, Du hätteſt doch Dich auf dieſen Handel nicht einlaſſen ſollen! Allein ich mache Dir keinen Vorwurf darüber, da ich weiß, daß Du es nur

unsertwegen gethan hast, und um uns nicht mit dem Bettelstabe davonziehen zu lassen. Daß Du aber lieber Dich, als eins unserer Kinder, auf's Spiel setzen wolltest, Das wird Dir mein Mutterherz noch im Grabe gedenken!"

„Wie hätte ich denn eins unserer Kinder nur versprechen dürfen, Metta? Nein: lieber wäre ich doch sammt Euch am Bettelstabe vom Gehöfte gewankt, wenn ich anders im Stande gewesen wäre, Euer Leid zu überleben!"

„Kannst Du denn aber gar und ganz nicht die Antwort auf die Frage des Unterirdischen herausbringen? Du bist doch sonst ein so gescheidter Mann."

„Nein, Metta, bis zu dieser Stunde habe ich es nicht können, so angestrengt ich auch seit beinahe einem Jahre über dieselbe nachgedacht habe. Ich verzweifle darum auch schier, daß ich es nun noch werde."

„Das ist schauderhaft, Mann! Dann sind wir sehr elend!"

„Es sind nur noch wenig Wochen bis zur Entscheidungsstunde!"

„Ach ja, Claus, ja!"

„Vielleicht ist es ja aber doch noch möglich, daß mir ein glücklicher Einfall kommt."

„Gebe das der Himmel, der die Angst meines Herzens sieht!" —

Allein dieser glückliche Einfall wollte dem guten Claus Timm nicht kommen, obgleich er sich jetzt Tag und Nacht mit der Frage abquälte, und er war ihm

auch nicht gekommen, als sein achtundfunfzigster Geburtstag anbrach.

An diesem Tage war Frau Metta's Jammer erst groß. Fast unerträglich waren die Qualen, welche Claus ausstand.

Dieser Tag, der in den letzten vierundzwanzig Jahren immer so heiter, festlich und froh begangen worden war, schlich diesmal still, trübe und traurig dahin!

So ward es Abend.

Händeringend und unstät trieb sich Frau Metta bald hier bald dort im ganzen Hause herum und suchte darin bald diese, bald jene Stelle auf, wo sie Einsamkeit finden konnte, um zu weinen und zu beten. Daneben aber verschloß sie alle Thüren und Laden des Hauses, im unverrückbaren Wahn, auf diese Weise dem Unterirdischen den Eintritt verwehren zu können.“

Claus saß indessen allein im Zimmer und betete inbrünstig und zerknirscht mit ringender Seele zu seinem Gott. Er hatte ganz und gar die Hoffnung aufgegeben, nun noch in der letzten Stunde die Lösung der Aufgabe finden zu können. Er ergab sich mit völliger Resignation in sein Schicksal, dem er auf keine Weise nun noch entrinnen zu können meinte, und stellte Alles dem Herrn anheim. —

Jetzt zog ein gräuliches Unwetter herauf mit Donner und Blitz: ein wilder, tosender Sturm erhob sich und strömend stürzte der Regen herab. Je später es wurde, je ungestümer raste das Wetter und schien gar nicht

enden zu wollen, denn es dauerte schon über eine Stunde.

Eben jetzt wurde an die Hausthür geklopft; allein Frau Metta öffnete nicht und hatte auch Jedem im Hause verboten zu öffnen. Als nun aber das Klopfen von Niemanden gehört zu werden schien, wie man draußen denken mußte, da verdoppelte es sich, indessen ohne einen bessern Erfolg. Nun ließ sich eine Stimme von draußen hören, die um Einlaß und um Schutz vor dem fürchterlichen Wetter bat, in welchem ein Mensch umkommen müsse.

Der betende Claus hörte diese flehende Stimme und sagte:

„Gewiß ein armer Wanderer, vielleicht gar ein verirrter! Wie dürfte ich den von meinem Hause entfernt und vor ihm meine Thür verschlossen halten? Hartherzig bin ich gottlob nie gewesen. Sollte ich es denn nun sein und mein Dasein hier auf Erden mit einer so grausamen Handlung beschließen? Nein, das will ich nicht!"

Nun stand er auf und öffnete die Thür. Und er erblickte einen ehrwürdigen Greis mit langem weißen Barte und fast ganz kahlem Scheitel. Er war barfuß und mit einem langen Kleide von grobem braunen Tuche angethan, das ein Strick um den Leib zusammenhielt. In der Rechten hielt er einen Wanderstab, nicht besser und zierlicher, als man sich ihn aus dem ersten dem besten Zaune schneidet. Seine Mienen aber waren freundlich und milde, wie auch seine hohe Stirn, seine ganze Gesichtsbildung und seine Haltung von innerer

Würde Zeugniß gaben und seine Augen von wohlwollender Menschenliebe strahlten.

Claus führte den Fremden in das Zimmer und hieß ihn niedersitzen, um sich von seiner Wanderschaft und von dem ungestümen Wetter wieder zu erholen. Als er ihm auch noch Trank und Speise angeboten hatte, die der Greis jedoch ausschlug, setzte er sich aber geräuschlos wieder in seine stille Ecke und fuhr fort zu beten.

Der Greis betrachtete den Betenden lange mit festem prüfenden Blicke und sagte dann, als dieser eben einmal aufblickte:

„Ihr seid ein frommer Mann und scheint mir doch nicht glücklich zu sein."

„Nein," sagte Claus, „ich bin im Gegentheil sehr elend."

„Und was ist Euch denn widerfahren, mein guter Mann, daß Ihr so elend seid?"

„Ach Gott, mein Leid ist unermeßlich!"

„Aber doch wohl zu stillen?"

„Nein!"

„Nein? Gott hilft doch so Vielen!"

„Mir kann nicht mehr geholfen werden, es müßte denn durch ein Wunder geschehen, und meinetwegen wird der liebe Gott kein Wunder thun."

„Es geschieht Unerwartetes auch ohne Wunder, und so könnte auch Euch noch Rettung kommen."

„Nein, nein! In weniger als einer Stunde muß ich meinem Gläubiger zu ewiger leibeigener Knechtschaft folgen."

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ich will es Euch sagen, und wenn Mitternacht vorbei ist, so betet für meine arme Seele.“

Hierauf sagte er dem Greise Alles, was wir bereits wissen, und schloß dann mit den Worten:

„Seht, diese Antwort kann ich nun nicht finden, und so bin ich dem Kleinen für ewig leibeigen und muß ihm folgen, wohin er mich führt.“

Der Greis hatte dem Erzähler aufmerksam zugehört und sagte nun:

„Das verhüte Gott!“

Dann fuhr er sehr ernsthaft, ja vorwurfsvoll fort:

„Ihr habt sehr leichtfertig und wohl gar gottvergessen gehandelt. Gott hat Euch in allen damals Euch heimsuchenden Unglücksfällen nichts Anderes als nur eben so viele Prüfungen schicken wollen. Ihr habt sie nicht als frommer, guter, Gott vertrauender Christ bestanden, sondern habt Euch hart dessen der Verzweiflung überlassen, und das ist eine große Schuld.“

„Wahr! Wahr!“ seufzte Claus.

„Euer Handel mit dem „Unterirdischen“ — sprach der Greis weiter — „ist noch eine größere, denn diese „Unterirdischen“ sind keine sich an Gott haltende und ihm hingebend vertrauende Geschöpfe, und so wird Euer Handel eine Sünde.“

„Ich bereue sehr, was ich gethan,“ sagte Claus. „Gott möge mir vergeben.“

„Gott ist barmherzig und wird Euch vergeben, weil Ihr sonst ein guter und frommer Mann allstets gewesen und nur in höchster Noth und aus Liebe zu

Frau und Kindern gestrauchelt seid. Darum sollt Ihr auch nicht verloren geben!“ Dies sagte der Greis mit hoher Würde.

„Ach wer seid Ihr, daß Ihr mir das Leben wiedergeben wollt?“ stammelte Claus und faltete die Hände.

„Hört mir zu!“ sprach wieder der Greis. „Wenn heute um Mitternacht — und es wird in Kurzem so weit sein — der „Unterirdische“ kommt, um sich die Antwort auf seine Frage oder Euch selber zu holen, so fürchtet nichts, sondern sagt ihm, was ich Euch sagen werde.“

Nun sagte der Greis dem aufmerksam zuhorchenden Claus die Antwort langsam vor, welche er dem Kleinen zu geben habe, und fragte dann: „Könnt Ihr das aber auch behalten?“

„Ach heiliger Gott! Wie sollte ich nicht?“ rief freudig Claus, und sagte dem Greise das eben ihm Vorgesagte Silbe vor Silbe nach.

„Schon gut!“ sagte dieser. „Jetzt ist Euch geholfen. Danket Gott und unserm Herrn Christus, von denen alle Gnade kommt!“

„In alle Ewigkeit! Aber auch Ihr, mein Retter, seid ein Gottesmann!“ rief Claus und stürzte vor dem Greise auf die Kniee nieder. „Nein, Ihr seid kein sterblicher Mensch! Aber sagt mir, wie man Euch nennt, damit ich Euren Namen auf ewig in mein dankbares Herz eingrabe.“

Da stand der Greis von seinem Sitze auf und sagte mit vollönender Stimme:

„Ich bin der heilige Petrus!“

Und Claus kehrte sein Antlitz zu Boden, um seinem Gaste die Füße zu küssen; allein dieser war verschwunden.

VII.

Wer war nach diesem glücklicher als Claus Timm! Er eilte, was er konnte, seine Metta aufzusuchen, und er fand sie in einer entfernten Kammer auf den Knieen liegend und in Thränen. Als er ihr aber seine Zusammenkunft mit dem heiligen Petrus, sich fast überstürzend, erzählt hatte, und sie nun aus seinem Munde die Antwort auf des „Unterirdischen" Frage vernahm, da fielen sich beide Gatten um den Hals und dankten Gott und dem Heiland mit Inbrunst für das Wunder, das sie hatten geschehen lassen, vergaßen aber daneben dankbar auch des heiligen Petrus nicht.

Claus ging nun wieder nach der Stube zurück, wo er den „Unterirdischen" zu erwarten gedachte, wohin ihn Metta aber nicht folgen wollte, weil es ihr, wie sie versicherte, in der innersten Seele widerstrebte, mit dem „Unterirdischen" zusammen zu treffen und in irgend eine Berührung zu kommen; denn sie haßte ihn von ganzem Herzen, da er es auf eins ihrer Kinder abgesehen gehabt hatte, und sie beinahe ihren guten Mann an ihn verloren hätte.

Der Kleine ließ nun auch nicht lange mehr auf sich warten. Kaum war die letzte Secunde der Mitternachtstunde verronnen, so stand er auch schon mit dem

dicken Kopfe, dem großen dreieckigen Hute, dem silbergrauen Rock mit den riesigen blanken Knöpfen, den schwarztuchenen Kniehosen, der langen weißen Weste, den rothen Strümpfen mit gelben Zwickeln, den breiten Schuhen mit silbernen Schnallen und dem spanischen Rohr mit silbernem Knopfe mitten im Zimmer.

„Nun, Claus Timm," sagte er, die Zeit ist um und ich habe redlich mein Wort gehalten. Jetzt ist die Reihe an Dir, das Deinige zu erfüllen. Hoffentlich wirst Du keine Schwierigkeiten machen."

„Sage mir aber doch noch einmal die Frage, die ich eigentlich beantworten soll, gerade so, wie Du sie an mich vor fünfundzwanzig Jahren richtetest."

„Ach, was soll Dir das verschlagen?"

„So sag' sie doch noch ein Mal her! Ich bitte Dich darum!"

„Nun, meinetwegen! Dann aber auch keine Minute Säumniß mehr!" bestimmte der „Unterirdische" und hub dann an:

„Du sollst mir getreu und wahr
Heut' über fünfundzwanzig Jahr
— So lange magst Du Dich d'rauf bereiten —
Weiter nichts sagen, als was die paar
Zahlen von eins bis sieben bedeuten."

Und Claus antwortete sogleich:

„Es will eine Schiebkarr' eins besagen.
Eine Karjole bedeutet zwei,
Ein Dreifuß aber drei.
Vier ist nichts Andres, als ein Wagen.

Fünf giebt's Finger an jeder Hand.
Sechs Werkeltage hat allbekannt
Die heilige Schrift mal vorgeschrieben.
Das Siebengestirn bedeutet sieben."

Da stand der kleine Mann mit dem großen Hute ganz verblüfft und gleichsam wie auf's Maul geschlagen da; dann sagte er:

„Klaus Timm, das hast Du nicht aus Dir selber."

„Was geht das Dich an?"

„Du pflügst hier mit fremden Kälbern."

„Ich habe Dir einzig und allein die Antwort auf Deine Fragen sagen sollen. Woher ich sie bekommen habe, ist nicht Deine Sache."

„Das ist freilich wahr."

„Du hast Deine Antwort und mußt zufrieden sein."

„Das ist gleichfalls wahr, denn die Antwort ist richtig. Ich habe keinerlei Ansprüche an Dich und ich will auch ferner Dein Freund und der Freund Deines Hauses bleiben, nur thue mir den Gefallen und sage mir, woher Du die Antwort hast, denn ich glaube nicht, daß ein Mensch sie herausgebracht hätte."

„Woher ich sie habe, kann Dir ja sehr gleichgültig sein."

„Freilich könnte es das wohl, aber es ist mir in der That nicht gleichgültig, denn ich bin unterweilen ganz erschrecklich neugierig, und heute ist gerade mein Tag."

„Hm! Du darfst es endlich auch gerne wissen, denn es ist mir keineswegs verboten, es nachzusagen."

„Also?"

„Es iſt der heilige Petrus, der mir die Antwort geſagt hat.“

„Der heilige Petrus? Ja, dann begreife ich!“ ſagte der kleine Mann, ein wenig ärgerlich. „Ja, wenn ſich die Heiligen erſt in unſre Privatgeſchäfte miſchen, dann haben wir einen ſchweren Stand und können nur einpacken, oder müſſen uns wenigſtens zukünftig ganz anders verklauſoliren, als wir bisher gethan haben! — Lebe wohl! Ich werde nun darüber aus ſein müſſen, mir einen andern Knecht zu ſuchen, allein ich werde mich ſehr verſehen, daß er keine Bekanntſchaft mit dem heiligen Petrus hat, ſonſt möchte ich leicht wieder zu kurz kommen können.“

Damit war der kleine Mann verſchwunden.

VIII.

Von nun an lebte Claus Timm ohne jegliche Sorge und Unruhe und unter immer erſichtlicherem Segen des Himmels noch viele Jahre heiter und froh, glücklich und zufrieden, und in einem eben ſolchen Glücke und Segen ſah er auch ſeine Kinder und Enkel gedeihen. Er ſah Urenkel, ja er hatte das ſeltene Vergnügen, zuletzt noch zwei Ur-Urenkel auf ſeinem Arme zu haben. Endlich ſtarb er in ſeinem achtundachtzigſten Jahre, ſeiner ihm zehn Jahr früher vorangegangenen Metta folgend.

Er ließ ſich, bald nach ſeiner Rettung aus der Knechtſchaft des „Unterirdiſchen,“ ein prachtvolles neues Haus mit großen hellen Fenſterſcheiben und ſchön ge-

ſchnitztem Holzwerk an der Stelle des alten erbauen, und er ließ den heiligen Petrus, ſeinen Erretter, kunſtreich in Stein aushauen und ihn über der Eingangsthüre dieſes neuen Hauſes in eine Niſche ſtellen. Und jedes Mal, wenn er ausging aus ſeinem Hauſe und jedes Mal, wenn er in daſſelbe zurückkehrte, grüßte er den Apoſtel ehrfurchtsvoll, und ſeine ganze Familie, der er größtentheils Alles, was ihm widerfahren war, alle ſeine Erlebniſſe, woraus ſie lernen konnte, als ein verſiegeltes Geheimniß anvertraut hatte, machte es eben ſo, ja ſelber noch ein Theil ihrer ſpätern Nachkommen wich nicht von dieſem alten Brauch ab, der zur dankbaren Gewohnheit geworden war.

Später und beſonders, als das Lutherthum Platz griff und recht eigentlich im Lande Dithmarſchen feſte Wurzel ſchlug, mußte der heilige Petrus freilich aller Grüße entbehren, obgleich er Jahrhunderte lang ruhig und unangefochten in ſeiner Niſche ſtehen blieb bis in die neueſte Zeit.

Der Mönch und die Novize.

I.

Es ſind wohl ſchon reichlich vierhundert Jahre her. Damals ſoll der Plötſchenſee im Lauenburgiſchen, der nicht weiter als eine kleine Meile von Ratzeburg entfernt liegt und jetzt keinen bedeutenden Umfang hat, viel, viel größer geweſen ſein, und ſich haben mit dem Plöner See meſſen können, welcher der anſehnlichſte in den Herzogthümern genannt wird. Von dem Naturereigniſſe, wodurch der Plötſchenſee plötzlich ſo ſehr verkleinert worden, meldet die Geſchichte uns ebenſo wenig etwas, als von der Art und Weiſe, wie er, allenfalls nach und nach, bis zu ſeiner jetzigen Beſchränkung eingeſchrumpft, uns irgend eine Belehrung nachgeblieben iſt. Ueberall möchte von dieſem See gerade nichts Erwähnungswerthes zu erzählen ſein, wenn nicht, wie man ſagt, unterweilen in der Nacht des erſten Vollmonds nach dem Oſterfeſte ſich auf ihm eine ſeltſame und grauenhafte Erſcheinung geſtaltete, welche aber doch ein mitleidiges Menſchenherz nicht ohne rührende Bewegung läßt, da es von

der unverſtandenen Ahnung eines grauſamen Menſche
ſchickſals ergriffen werden muß.

Viele Leute wollen dieſe Erſcheinung bei unl
wölktem Himmel ganz klar und deutlich geſehen hab
wie uns die glaubwürdigſten Ueberlieferungen verſiche
namentlich in früheren Jahrhunderten, wo der un
dingteſte Glaube noch auf feſtern Füßen ſtand, au
noch zu Anfange des letztvergangenen Jahrhunder
In dem unſrigen, dem Jahrhundert des abſolut
Unglaubens, mögen die Auserwählten oder „Begn
deten," denen jene Erſcheinung ſich gezeigt hab
dürfte, vielleicht aus Scheu vor Hohn und Verſpottun
ſich einigermaßen entſcheu, von derſelben zu reden u
zu erzählen, wenigſtens hört man ſeit längerer Z
wenig oder nichts davon, daß ſie von Dieſem od
Jenem geſehen worden ſei. Ein wackerer und ſtän
miger Lauenburgiſcher Landburſche, der durchaus nic
wie ein Lügner ausſah, hat mir indeſſen im vorig
Jahre zugeſchworen, daß jene Erſcheinung ſeinem Vate
der aber ein Sonntagskind geweſen — bekanntlich ſeh
die Sonntagskinder Vieles, was anderen Augen ver
borgen bleibt — mehr als ein Mal leibhaftig z
Geſichte gekommen ſei, und daß ihm dieſelbe Dieſe
ſein Vater, mehr als ein Mal ganz genau beſchriebe
ſonſt aber ungerne darüber geſprochen, ſondern in de
Regel gegen Andre davon geſchwiegen habe aus Furch
man ſchenke ſeiner Erzählung doch keinen Glaube
und lohne ſie ihm mit verhöhnendem Gelächter.

Eben in der Nacht des erſten Vollmonds nac
dem Oſterfeſte, mit derſelben Sekunde, wo die Mitter-

nachtſtunde ausgeſchlagen hat, erhebt ſich mit halbem Leibe die Geſtalt eines Mönchs aus dem See, und zugleich erſcheint unferne von dieſem ein ſchlankes und ſchöngebildetes Mädchen in ſchneeweißem fliegenden Gewande, das auf einer Waſſerlilie ſo zu ſagen ſchwebt. Der Mönch, eine jugendliche Geſtalt, ſtreckt ſehnſüchtig ſeine beiden Arme nach dem zarten Mädchen aus, und macht offenbar die verzweifelndſten Anſtrengungen zu ihr zu gelangen, zu welchem Ende jedoch alle ſeine Verſuche vergebens ſind. Sie breitet ebenſo die Arme voll Sehnſucht nach dem Mönche aus und ringt, zu ihm zu kommen, allein ihr Ringen iſt vergeblich gleich ſeinem Streben: die Waſſerlilie ſcheint ihren Fuß gefeſſelt zu halten, ſie vermag ihm keine Freiheit zu gewinnen. Beider Antlitz iſt todesbleich, weiß wie Marmor, und neben der verzehrenden Sehnſucht lieſt man darin einen unendlichen Schmerz, eine Todestrauer und einen reuevollen Gram. Nachdem ſo eine Viertelſtunde vergangen ſein mag, wird plötzlich der See in einem ziemlich weiten Bereiche um die Erſcheinung auch bei der größten Windſtille unruhig und ſtets unruhiger. Wie im Zorne ſcheint er aufzubrauſen und fängt gleichſam zu kochen an. Seine Wellen rauſchen ſtrudelhaft im Kreiſe und thürmen ſich zu Wogen. Immer höher brauſen dieſe daher, als ob vom Sturme gepeitſcht, und ſpritzen weißen Giſcht empor und ſchlagen öfters über die Erſcheinung zuſammen. Immer ſehnſüchtiger ringen der Mönch und das Mädchen, wenn auch ſtets vergeblich, ſich einander zu nahen in dieſer Waſſernoth; immer ſchmerzvoller

wird ihre Geberde, und immer verzweiflungsvolle ſtrecken ſie die Arme gegen einander aus, und ſtrecken ſie gen Himmel: dann endlich verſinken Beide auf einmal in dem erzürnten Strudel, von ſeinem Giſch bedeckt. Darauf wird der See wieder überall ſo ſtill und eben, wie er nur zuvor geweſen iſt, und wer dieſ geiſterische Schauſpiel geſehen, weiß nicht, wie ihm eigentlich zu Muthe iſt, weiß nicht, ob er gewacht oder geträumt.

So weit unſer Lauenburger.

Für das Folgende glauben wir keines Gewährsmannes zu bedürfen, weil wir hoffen, daß die Sage ſich ſchon ſelbſt vertreten werde.

II.

In der vom Sächſiſchen Herzoge **Bernhard** im Jahre 1181 an der öſtlichen Seite der Elbe erbauten Stadt Lauenburg wohnte im funfzehnten Jahrhundert der durch die Elbſchifffahrt und den mit derſelben verbundenen Handel ſehr reich gewordene Herr **Ke**, ein Mann der Schiffe und Häuſer und Gärten und Ländereien und Kapitale und alle Kiſten und Kaſten voll hatte. Ihm war nichts verſagt, was Menſchenwünſche zu befriedigen im Stande iſt, als ein Sohn, auf den er einmal all ſein Hab und Gut, nebſt ſeinem Namen, hätte vererben können, und über dieſe Verſagung klagte er öfters, denn auf ſeinen Namen hielt er wenigſtens ebenſo viel, als auf ſein Geld, was ſchon etwas bedeuten wollte. Er klagte aber vergebens:

es half ihm nichts; denn jetzt war es zu spät, wenigstens erschien er, der erst vor einem Jahre bereits die dritte Frau hatte begraben lassen, sich selber zu alt und war es in seinen Sechzigen vielleicht auch, um noch ein Mal zu dem Zwecke zu heirathen, sich einen Sohn zu erzielen. Er ergab sich, wenn auch widerwillig, in sein Schicksal, weil er nicht anders konnte. Sollte denn auch der Mann in seinem Stamme verloren gehen, so hatte er doch wenigstens eine Tochter, auf welche seine Reichthümer übergehen würden, wenn er einmal das Zeitliche segnen müsse, und endlich würde es sich auch wohl in der Folge noch machen lassen, daß seine Enkel seinen Namen wiederherstellten, indem sie denselben neben dem ihres Vaters annähmen. Damit tröstete er sich, besonders da er mit der größten Sicherheit annehmen durfte, daß er niemals wegen eines Mannes für seine Tochter, welche außer ihren künftigen goldenen Aussichten, noch dazu ein schönes und treffliches, zu gleicher Zeit sehr weltberühmtes Mädchen war, in einige Verlegenheit gerathen könne: eines Mannes, heißt das, der zu seinem zu vererbenden Reichthume auch noch selber Reichthum zu bringen im Stande sei, denn Reichthum hatte für ihn eigentlich allein nur Werth, und allen erdenklichen Menschenwerth. Er hatte keinen andern Maßstab, wornach die Menschen zu schätzen er vermögend gewesen wäre. Er hatte sich auch schon für seine Oda — das war der Name der Tochter Herke's — einen Mann ausersehen, welcher ihm vollkommen genugthat, und dies war der gleichfalls sehr reiche Schiffer Claes Wibren. Freilich hatte

dieſer Ehrenmann ſchon eine Frau, von der ihm großes Gut zugekommen war, unter die Erde gebracht, freilich hatte er ſeine Vierzig bereits ſeit ein paar Jahren hinter ſich, während Oda erſt ſiebenzehn zählte, freilich war er häßlich, ſpielte beträchtlich und hinkte nicht unbeträchtlich, freilich war er, neben einiger betrüglichen Verſchlagenheit, harten Gemüthes, rachſüchtig, heimtückiſch, hinterrücks, lügneriſch, neidiſch, boshaft und in ſeinem ganzen Weſen roh und ungeſchlacht: allein darin vermochte Herke durchaus nicht ein [redacted]iges Hinderniß zu ſehen, daß ihn hätte abhalten können Claes Wiben zum Eidam zu erwählen. Dieſer verlangte es ebenfalls nicht beſſer, und zwiſchen den beiden Männern war daher die Sache ſo gut als abgemacht, obgleich vom Vater vor Oda noch verborgen gehalten, da der Alte meinte, ſie dürfte wohl erſt noch ein Jährchen älter werden, weil der Verſtand nicht vor den Jahren käme, und es ihm im Grund nicht übel dünkte, wenn Oda ſich zuvor ein wenig mehr an ſeinen Freund Claes Wiben, dem ſie entſchieden ganz und gar nicht zugethan war, gewöhne.

Mit dieſem „Gewöhnen" ſchien es indeſſen gar keinen rechten Fortgang haben zu wollen, im Gegentheil ſchien Oda's Abneigung gegen Claes Wiben der bequem hätte ihr Vater ſein können, und der ein ſehr fleißiger Beſucher ihres Hauſes geworden war, von Tag zu Tag nur noch zuzunehmen, und ſie hatte nicht den geringſten Grund, dies irgendwie und irgendwem zu verbergen, ſelber nicht der eigenen Perſon des hinkenden Schielers, oder auch ihrem Vater. Erſter

ließ sich dadurch in gar nichts irre machen, und that, als merke er von dem abweisenden und schnöden Betragen der Tochter des Hauses nicht das Mindeste, oder er merkte auch in der That nichts davon: denn wer vermochte das aus dem alten Fuchs herauszubringen? Letzterem aber gereichte die Behandlung, welche Oda unausgesetzt seinem künftigen Eidam angedeihen ließ, zu großem Verdrusse.

„Ich wollte doch, daß Du Dich gegen Claes Wiben ein wenig besser betrügest," sagte Herke zu seiner Tochter;" er ist ein sehr reicher und angesehener Mann."

„Was seinen Reichthum betrifft," erwiderte Oda, „so glaube ich Euch beipflichten zu müssen, was aber sein Ansehen anbelangt, so ist es abscheulich."

"Er ist außerdem mein Freund," bemerkte der Alte weiter mit einigem Nachdruck.

„Den Euch sicherlich Keiner beneidet, und den ich Euch gerne zugestehe, wenn Ihr nur nicht von mir verlangt, daß ich auch seine Freundin sein soll," versetzte die Tochter.

„Kurz er ist ein Mann, den man achten und ren muß, und vor dem alle vernünftigen Menschen auch gebührenden Respekt haben, ebenso gut als vor mir: vor dem Du auch Respekt haben mußt, denn er ist ein ganzer Mann."

„In meinen Augen ist er weniger als das Achtel von einem ganzen Manne."

„Dir gefällt der Bursche, der Wiklbrand, wohl besser als Claes Wiben, nicht wahr?"

„Gewiß!“

„Er iſt ein Lump!“

„Prunkt der Kerl da herum, tritt auf mit einer Miene, als hätte er was Rechts, und hat kaum ein Paar Heller auf der Rath! Bettelſtolz! Gott verzeihe mir die Sünde! allein der Menſch ärgert mich, wenn ich ſeinen Namen nur nennen höre.“

„Allen geht es nicht ſo.“

„Dir unter Andern nicht.“

„Nein!“

„Ich will aber künftighin nicht mehr haben, daß Du mit ihm tanzeſt, wenn Du das Unglück haſt, irgendwo, da es Tanz giebt, mit ihm zuſammen zu treffen. Ich will es von heute an durchaus nicht mehr haben.“

„Daraus mache ich mir in der That nur wenig, weil ich keine leidenſchaftliche Tänzerin bin, und viel lieber mit ihm rede.“

„Ich will auch nicht haben, daß Du mit ihm ſprichſt! Das merke Dir.“

„Soll ich ihn denn nur anſehen, wenn er ſeine Worte an mich wendet?“

„Auch anſehen ſollſt Du ihn nicht, und er kann es bleiben laſſen, ſich an Dich zu wenden.“

„Das werde ich ihm ſchwerlich verbieten können.“

„Du ſollſt ihn überall vermeiden, will ich haben.“

„Dann muß ich nicht aus dem Hauſe gehen.“

„So bleib drinn.“

„Dann wird man mich, oder Euch, oder auch wohl uns Beide endlich für verrückt halten.“

„Gleichviel! — Und kurz und gut: ich weiß mehr, als Du denken magſt und als ich wohl eigentlich wiſſen ſoll. Allein ein für alle Mal ſage ich Dir, daß Du Dir dieſen Herrn von Habenichts aus dem Sinne zu ſchlagen haſt, denn ich habe andere, reellere Pläne in Hinſicht Deiner, Pläne, die Dein Glück feſt und dauernd begründen werden, ich habe goldene Ausſichten für Dich, über welche ich vielleicht bald mit Dir reden werde.“

Oda kannte dieſe „Glückspläne“ und „goldenen Ausſichten“ recht gut, wenn ſie auch klug genug war, ſich nichts davon merken zu laſſen: denn ihr mußte ſelbſtverſtändlich Alles daran gelegen ſein, jeder Eröffnung derſelben möglichſt zu entgehen, wenigſtens einer ſolchen ſo lange als ſie es vermochte auszuweichen, denn ſie dachte: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“

„Iſt es indeſſen Gottes unwandelbarer Wille,“ ſagte ſie ſich ſelber, „daß ich nun und nimmer Willbrands Weib werden ſoll, ſo wird gewiß auch nun und nimmer irgend ein Mann meine Hand erhalten, er ſei wer er wolle, am wenigſten dieſer verabſcheuungswürdige Claes Wiben, dem die Verworfenheit auf der Stirne geſchrieben ſteht. Lieber ginge ich in den Tod.“

III.

So ſchleppte ſich Alles noch eine gute Weile fort, bevor ein entſcheidender Moment herbeigeführt wurde, weil unter den obwaltenden Verhältniſſen Herke einen

ſolchen hervorzurufen kaum minder ſcheute als Oda ihn nur ſcheuen konnte. Am Ende ward jedoch Claes Wiben die Zeit zu lang; er fing an, ungeduldig zu werden, und drängte von nun an den Alten jeden Tag, die Sache nun doch einmal zur Entſcheidung zu bringen: er drängte ihn ſo lange, bis dieſer gar nicht mehr ausweichen konnte, alle Ausflüchte erſchöpft hatte, und ſich wohl entſchließen mußte, mit ſeiner Tochter zu reden, wenn er nicht in Gefahr kommen wollte, den reichen Schwiegerſohn vielleicht ganz und gar zu verlieren. Freilich mußte er von Oda einen großen Widerſtand vermuthen, und er erwartete es nicht anders; indeſſen dachte er daneben, denſelben doch noch wohl überwinden zu können, wenn er ihr nur erſt einmal recht, mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Beredſamkeit, alle Pracht und Herrlichkeit zur klaren Anſchaulichkeit gebracht haben würde, in welcher ſie künftig leben könne und ſolle, wenn ſie ſelber nur erſt einmal recht reiflich und beſonnen über dieſe Pracht und Herrlichkeit nachgedacht hätte: denn das ein Menſch in der Welt den Lockungen des Reichthums, beſonders auf die Länge und wenn man ihm ſolchen immer vor Augen ſpielen ließ, zu widerſtehen vermögend ſei, das zu begreifen wäre ihm eine Unmöglichkeit geweſen, und wenn er hätte auf der Stelle ſterben ſollen.

Herke hatte ſich jedoch in ſeinem Calcul ein wenig verrechnet. Der Widerſtand, den er vorausgeſehen und auf den er traf, war ganz anderer Art, als er ihn erwartet, war weit entſchiedener, als er ſich ihn vorgeſtellt hatte, weil er ihm mit größter Ruhe und

Kälte entgegentrat. Umſonſt breitete er vor ſeiner Tochter allen Pomp und Glanz aus, der ſie in einer Verbindung mit Claes Wiben umgeben und den Neid aller andern Frauen erregen werde; vergebens ſpielte er mit plumper Schlauheit darauf an, daß dieſer ja bald ſterben könne und ſie dann mitten im Reichthume und mit einem ganz freien Willen hinterlaſſe, der ihr erlaube, dann unbedingt Alles zu thun, was ſie wolle, und ganz und gar jeder Herzensneigung zu folgen: zu ſeinem Entſetzen erwiderte ſie auf den erſten Theil ſeiner Ueberredungskunſt, daß ſie ſich aus all Dergleichen, aus Reichthum und Pracht, aus Geld und Gut gar nichts mache, und daß ſie es, wenn es ſein müſſe, verſtehen werde, mit Wenigem, ja ſogar in Armuth glücklich zu ſein. Den zweiten Theil wies ſie aber mit Verachtung in ſcharfen Worten von ſich ab und bedauerte ſtill die niedrigen Kunſtgriffe ihres Vaters. Umſonſt ſchmeichelte er ihr, umſonſt bat er ſie wie ein Bettler um ein Almoſen bittet; umſonſt zürnte, umſonſt ſchalt er, umſonſt bedrohte er ſie mit Fluch und Enterbung: er vermochte ihre „Hartnäckigkeit," wie er ihre Energie nannte, keineswegs zu erſchüttern, er war durch nichts im Stande ſie ſeinen Wünſchen geneigt zu machen.

„Du hoffſt noch immer auf den Bettler!" ſagte er erboſt. „Allein das iſt mehr als Wahnſinn: denn lieber ſähe ich Dich im Grabe, denn als deſſen Weib."

„Ihr meint Willbrand?" entgegnete ſie.

„Wen anders?"

„Wie könnte ich darauf hoffen, da ich Eu Gesinnungen genügend kenne und weiß, daß Ihr de Werth jedes Menschen nur nach Geldschwere wägt.“

„Ja, ja,“ lachte der Alte bitter, „er ist zu leich befunden auf meiner Wage!“

„Es ist gottlob nicht die Wage der Gerechtigkeit! warf Oda hin.

Rund heraus erklärte zum Beschlusse der Unter redung das Mädchen dem Alten, daß sie ihn zwa nimmermehr zwingen könne, ihr allein eine etwaige Wahl zu überlassen, daß sie jedoch auch nun unt nimmermehr sich zwingen und einen Mann aufnöthigen lassen werde, den sie verachte, und mit welchem sie desbalb ein unglückliches und elendes Dasein fristen zu müssen die alleinige Aussicht habe. Uebrigens sei es, da hier schwerlich etwas zu ändern, ihr bestimmter Entschluß niemals zu heirathen, und keine Gewalt auf Erden solle im Stande sein, sie davon abzubringen, denn nur eine freie Wahl könne eine Ehe beglücken.

So war für diesmal der Sturm abgeschlagen. Der Alte gab vorläufig jeden neuen Versuch ihn zu wiederholen auf; allein nur vorläufig, denn er beschloß keineswegs abzustehen, sondern nahm sich nur vor, eine gelegnere Zeit abzuwarten, in dieser Erwartung aber doch nicht unthätig zu bleiben, der zukünftigen erwünschten Entwickelung allen Vorschub zu thun und hauptsächlich — beide Augen stets weit offen zu halten. So, meinte er, solle sich schon eine glückliche Veränderung in der Sache gestalten.

Allein in der Sache wollte sich durchaus nichts ändern. Oda blieb allezeit ebenso beharrlich als ihr Vater. Mit großem Bedacht und mit ebenso großer Festigkeit wies sie nach wie vor jeden Versuch, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, wie schlau verdeckt und scheinbar unverdächtig er auch gemacht wurde, von sich ab, und man kam auf diese Weise keinen Schritt weiter mit ihr; er, von seiner Seite, operirte dagegen auch aus besten Kräften, und verhinderte es unter Anderm gänzlich, daß sie irgendwo mit Willbrand zusammentreffen konnte, oder wenigstens, wo dies nicht zu vermeiden, daß sie im Stande, mit diesem irgend einen Gedanken auszutauschen, von welchem nicht auch er unterrichtet wurde. Zu dem Ende behütete er sie wie ein Argus und begleitete sie auf jeden Schritt und Tritt. Denn daß eben Willbrand hier für ihn und seine Pläne der bedeutendste, wenn nicht gar der einzige Stein des Anstoßes heißen durfte, das war ihm seit längerer Zeit schon kein Räthsel mehr und wurde ihm mit jedem Tage klarer.

Wer in der Welt wäre indessen wohl im Stande, zwei Liebende genügend zu überwachen, wenn sie erst wissen, daß man sie entdeckt hat, und daß sie überwacht werden? Auch dem sorgsamen Herke mißlang die Lösung dieser kitzlichen Aufgabe ebensowohl, als sie allen Uebrigen auf die Dauer nothwendig mißlingen muß, wenn die Liebenden beiderseits entschlossen sind, diese Ueberwachung zu täuschen. So sprachen sich denn auch Oda und Willbrand, trotz aller Wachsamkeit des Vaters, dennoch, wie auch schon früher,

im Geheimen, und weil ihnen dazu bei Tage alle Gelegenheit abgeſchnitten war, ſo geſchah dies bei Nacht, wo Alles ſchlief und Alles Oda auch ſchlafen wähnte, und zwar im Garten, wo es immer geſchehen war, und zu deſſen Hinterpförtchen er ſeit lange ebenſo gut einen Schlüſſel beſaß, als ſie im Beſitze eines ſolchen zu der Hofthür des Hauſes ſich befand.

Claes Wiben war bei all den langweiligen Hinderniſſen, welche ſich ſeiner Verheirathung entgegenſtellten, nun ziemlich unwirrſch geworden, obgleich er noch häufig mit ſeinem Freunde in geheime Berathung ging, auf welche Weiſe noch Alles zum gewollten Ziele zu bringen, hauptſächlich, wie für's erſte der große Anſtoßſtein aus dem Wege zu räumen, d. h. wie Willbrand am ſchnellſten und leichteſten wo möglich ganz aus der Nähe Oda's entfernt werden könne und dieſe ihm am ſicherſten zu entfremden ſei: denn damit glaubten die Verſchwörer die wichtigſte Schanze erſtürmt. Pläne genug wurden in dieſer Beziehung von ihnen geſchmiedet, und einen Theil derſelben brachten ſie auch wirklich in Ausführung, jedoch alle ſcheiterten an der Energie, an dem Verſtande, an dem richtigen Gefühle Oda's und an dem feſten Vertrauen, das ſie in Willbrand ſetzte. Dieſem war ebenſo unmöglich beizukommen und außerdem ſprachen ſich ja die Beiden nicht ſelten, und theilten einander Alles mit, was man offenbar gegen ſie ſpann.

„So geht es nicht, Herr Gevatter," ſagte Herke zu ſeinem künftigen Schwiegerſohn in Hoffnung.

„Nein, so geht es nicht!“ pflichtete dieser ärgerlich bei.

„Weiß der Teufel — Gott verzeih mir meine Sünde! — wie es kommen mag, daß alle unsere so wohl berechneten Anschläge immer und immer wieder zu Wasser werden.“

„Dies Mal hätte ich auf einen sichern Erfolg gerechnet. Lange habe ich in Wahrheit nicht mehr Geduld, Gevatter,“ versicherte Claes Wiben, indem er Anstalt zum Fortgehen machte, „indessen will ich doch noch ein Mal meinen Kopf in die Weiche legen. Es müßte doch mit Hexerei zugehen, wenn man gar nichts erfinden sollte, was diese Beiden auseinander triebe. Ich habe, beim Wetter! doch in meinem Leben schon manches schlaues Stückchen ausgeführt, welches mir schwerer vorkam als dies hier. Wir wollen einmal sehen, was uns Gutes über Nacht kommt.“

Damit verließ der saubere Patron seinen gewiß um kein Haar bessern Gevatter.

Aber am andern Tage hatte er sich schon ganz frühe wieder bei diesem eingestellt, und war sehr zufriedenen Aussehens, und konnte oder wollte eine gewisse pfiffige Miene des Triumphes nicht verbergen, welche ihm eigen war, wenn er einen Streich im Kopfe hatte, mittelst dessen er einen Andern sicherlich übers Ohr zu hauen gedachte.

„Ihr seht ja heute ganz besonders zufrieden aus, Gevatter,“ sagte Herke.

„Ich bin auch sehr mit mir zufrieden,“ lautete die Erwiderung. „Und Ihr fragt nicht einmal, warum?“

„Nun ſo ſprecht, warum ſeid Ihr es denn?“

„Weil ich dieſe Nacht einen Plan ausgeheckt habe, der uns nun und nimmer fehlſchlagen kann und wird; vorausgeſetzt, daß Ihr denſelben aus allen Kräften unterſtützt und in keiner Hinſicht von ihm abweicht. Dann führt er gewiß und ſicher zum Ziele.“

Wie ſollte ich nicht denſelben mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln unterſtützen mögen, da mir die Sache ebenſo nahe als Euch liegt?“

„So hört mir denn aufmerkſam zu: ich werde Euch den Plan entwickeln.“

Und das that Herke in Wahrheit, während Claes Wiben ihm einen Plan auseinanderſetzte, welcher jeder ausgeſuchten Bosheit der Hölle Ehre gemacht haben würde, und darum wurde ſein Antlitz auch immer heiterer, und er rieb ſich vergnügt die Hände und ſprach freundlich und ſeinen Gevatter auf die Schulter klopfend:

„Gewiß, Ihr ſeid ein ganzer Mann, Claes, und es kommt Euch ſo leicht Keiner gleich.“

„Ihr ſtimmt alſo in meinen Anſchlag ein?“

„Von ganzer Seele!“

„Und wollt ihn ganz ſo verfolgen, wie ich angelegt?“

„Ganz und gar!“

„Gut, dann müſſen wir ſiegen, wenn uns das Glück nicht durch und durch ungünſtig ſein ſollte, und dann ſind wir den Menſchen für immer los und — das Uebrige findet ſich.“

„Ihr haltet Euch überzeugt, daß er gehen werde?“

„Was ich Euch ſage! Es wird keine vierzehn Tage dauern und — er iſt über alle Berge. Seines ſteten Bleibens ſollte hier ja doch nicht ſein; er wäre auch gewiß längſt fortgegangen, wenn Eure Oda nicht geweſen wäre. Sie allein hat ihn hier feſtgehalten bis daher.“

„Auch da mögt ihr Recht haben.“

„So legt denn nur gleich Hand an's Werk.“

„Das ſoll noch heute geſchehen.“

IV.

Vielleicht kleine vierzehn Tage ſpäter erhielt Herke durch einen Schiffer einen Brief, als er eben mit ſeiner Tochter Abends allein zuſammen im Zimmer ſaß und dann und wann unterbrochen eine ziemlich einſylbige Unterhaltung führte.

„Der Brief iſt von Deiner Muhme auf Helgoland,“ ſagte er zu Oda, als er die Aufſchrift deſſelben angeſehen hatte. „Sie hat auch in Jahr und Tag nicht geſchrieben und ich glaubte ſchon, ſie habe uns für immer vergeſſen.“

Damit öffnete Herke den empfangenen Brief und las ihn, und während des Leſens wurde er immer ernſter und bedenklicher ausſehen und ſchüttelte unterweilen mit einer Art von mitleidiger Miene den Kopf.

„Alſo doch etwas Unangenehmes,“ ſagte die Tochter.

„Allerdings nichts Erfreuliches,“ lautete die Antwort. „Die Muhme iſt krank, iſt recht krank. Sie fürchtet, daß ſie es nicht lange mehr machen werde.

Sie fühlt ſich, ſo ganz allein, Wittwe, und von allen ihren Verwandten ziemlich weit entfernt, auf der kahlen Inſel ſehr unglücklich und wünſcht daher nichts ſehnlicher, als daß Du ſie, die arme Verlaſſene, auf einige Zeit beſuchen mögeſt, damit ſie einiger beſſern Pflege genießen könne, wenn auch nur auf einige Wochen. Aber lies ſelber.“

Mit dieſen Worten reichte Herke ſeiner Tochter das Schreiben der Muhme, und Oda las daſſelbe nun ihrerſeits und mit vieler Aufmerkſamkeit, es dann ihrem Vater wieder zurückgebend, ohne jedoch etwas zu ſagen. Statt deſſen ſaß ſie eine Weile, nachdenkend vor ſich hinblickend, während auch der Alte ſtumm blieb. Dann fragte er leichthin:

„Was denkſt Du von der Sache?“

„Die Muhme ſchreibt ſehr niedergeſchlagen und ſcheint ernſthaft krank zu ſein. Gewiß darf man ſie nicht hülflos ſterben laſſen,“ verſetzte Oda. „Mir kommt es daher als eine Pflicht, als eine Gewiſſensſache vor, dem Wunſche der alten Frau ſo bald als möglich zu genügen, wenigſtens hinüber zu fahren, um zu ſehen, wie eigentlich die Dinge dort beſchaffen ſein mögen.“

„Gerade ſo habe ich ſogleich bei Leſung des Briefes bei mir ſelbſt gedacht, allein ich wollte Dir doch gerne Alles überlaſſen, weil es eigentlich ja nur Deine Sache, und weil es eben zum Reiſen nicht die beſte Jahrszeit iſt, wegen der jetzt ſo häufigen Stürme und wegen der Kälte.“

„Das kann hier Alles nicht in Betracht kommen.

Ich bin entſchloſſen, die Reiſe trotz deſſen anzutreten, denn ich würde es mir, ſtürbe die Muhme, ewig zum Vorwurf machen, es nicht gethan zu haben. Wenn ich ſelber auch nur vier Wochen oder ſechſe dort bleibe, ſo läßt ſich doch wohl die Einrichtung treffen, daß die Alte nach meiner Rückreiſe mich doch nicht zu ſehr entbehrt. Indeſſen müſſen wir erſt ſehen, wie Alles liegt, und die Umſtände müſſen unſre künftigen Entſchlüſſe beſtimmen."

„Du haſt ſehr Recht, Kind."

„Vielleicht ſteht Alles beſſer, als wir denken. Dennoch darf die Reiſe nicht aufgeſchoben werden."

„Der Meinung bin ich auch. Ich werde Dich dann mit dem Wagen nach Hamburg bringen und dort dafür ſorgen, daß Dir eine ſichere und bequeme Schiffsgelegenheit nach Helgoland werde, was mir bei meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft mit vielen Schiffern nicht ſchwer fallen wird. Länger aber als ſechs Wochen höchſtens wünſchte ich doch keinenfalls, daß Du wegbliebeſt."

„Ich ſelber nicht; indeſſen müſſen wir ſehen, was ſich thun läßt."

„Und wann gedenkſt Du zu reiſen?"

„In ein paar Tagen ſpäteſtens. Deſto eher werde ich wahrſcheinlich wieder zurück ſein können."

V.

Oda traf nun aufs Schleunigſte alle nothwendige Anſtalten zu dieſer nach damaliger Anſchauungs-

weiſe, namentlich für ein Frauenzimmer, ſehr weiten Reiſe mit großer Entſchloſſenheit, wenn auch dann und wann ihr das Herz recht ſchwer wurde, wenn ſie nämlich daran gedachte, daß ſie ſich für lange Wochen von ihrem geliebten Willbrand trennen ſolle. Endlich waren dieſe Anſtalten aber alle getroffen, und der Tag der Abreiſe ſollte mit dem nächſten Morgenroth anbrechen.

Am Spätabende vor demſelben hatte ſie noch eine letzte, heimliche und kurze Unterredung mit dem Geliebten im Garten. Sie kämpfte ihren Abſchiedsſchmerz nieder, um nicht den ſeinen noch zu vermehren, und auch er verſuchte aus gleichem Grunde daſſelbe zu thun, allein es wollte ihm nicht ſo gut gelingen, denn ſein Herz war zu beſchwert und von einer unſeligen Ahnung eingenommen, welche er zu beſiegen nicht im Stande ſich befand.

„Mir iſt, Oda, nicht anders, als ſollte ich Dich niemals in dieſem Leben wiederſehen,“ ſagte er mit ſchwerem Seufzer.

„Wirf doch eine ſo trübe Ahnung von Dir, mein Willbrand,“ erwiderte ihm Oda, „die nirgendwo ihren Grund findet. Nur auf wenige Wochen trennen wir uns, und wenige Wochen entfliehen bald.“

„Oder wenigſtens,“ fuhr er fort, „als werde dieſe Reiſe auch unſere letzten Hoffnungen auf ewig zertrümmern: mit einem Worte, als müſſe ſie uns durchaus unſägliches Verderben bringen.“

„Mache Dir doch nicht ſo grauſame Vorſtellungen,“ bat ſie, „und ſage mir nicht davon! Du könnteſt

ſie ja auch auf mich übertragen, denn mein Schmerz, von Dir, wenn auch nur auf kurze Zeit ſcheiden zu müſſen, iſt wahrlich nicht geringer als der Deine!“

Er umarmte liebevoll, ob auch in Wehmuth, die Geliebte ſeines Herzens.

„Beſſer iſt es gewiß,“ fuhr ſie fort, „daß wir uns heitere Bilder hervorſuchen, welche uns einigen Troſt gewähren können, da wir eben ſolchen ſehr bedürfen. Können denn nicht unſere Ausſichten, ſo trübe ſie uns auch Augenblicks erſcheinen müſſen, doch ſich plötzlich aufhellen, wenn wir armen Sterblichen auch nicht vermögend ſind, uns im Voraus das „Wie?“ zu ſagen?“

„Kannſt Du denn glauben, daß Dein Vater jemals ſeine Einwilligung dazu geben ſollte, daß Du des Mittelloſen Frau werdeſt?“

„Ich glaube es nicht; das heißt jetzt nicht. Allein dieſer Glaube muß ſich ändern, wenn die Umſtände ſich zu unſern Gunſten verändern ſollten. Und können wir denn wiſſen, wie ſich Alles künftig geſtalten wird? Müſſen wir Menſchen denn immer fürchten? Warum wollen wir nicht ſtatt deſſen lieber hoffen? Jahre werden gewiß noch darüber hingehen: allein wenn mein Vater zuletzt gewahr werden wird, daß ich durchaus nicht zu bewegen bin, daß ich durchaus keinem Manne angehören will, als dem Manne meiner Wahl, daß es mein feſter Vorſatz iſt, andernfalles unverheirathet zu ſterben: dann kann man wenigſtens nicht wiſſen, wozu er ſich noch am Ende entſchließen mag, wäre es auch nur, um nicht in die Grube zu

ſinken, ohne mich vermählt zu ſehen, gleichviel mit wem, denn es iſt dies einmal einer ſeiner Lieblingswünſche, weiß ich.“

„Und Du wirſt ewig unerſchüttert bleiben, meine Oda?“ fragte er, ihr zärtlich in's Auge blickend.

„Kannſt Du daran zweifeln?“ entgegnete ſie mit leiſem Vorwurf, ſeinen Blick ihm wiedergebend.

„Nein, nein, mein ſüßes Leben!“ rief er begeiſtert und drückte ſie noch ein Mal innig an ſein Herz, „gewiß: ich zweifle nicht, und mich dünkt, es fliehen ſchon alle finſtre Ahnungen von mir, und meine Seele fühlt ſich von einer centnerſchweren Laſt befreit, denn Du bleibſt mir ja ewig treu bis zum Tode.“

„Bis zum Tode!“ wiederholte ſie.

So ſchieden die Liebenden. —

Am andern Morgen früh fuhr Herke mit ſeiner Tochter nach Hamburg. Willbrand ſtand auf einem Hügel und verfolgte von der Ferne aus die Geliebte mit den Augen, ſo lange dieſe ſie nur noch erſchauen konnten. Ein weißes Tuch, das Oda, ihrem Vater unbemerkt, flattern ließ, ſagte ihm, daß er geſehen worden ſei, und grüßte ihn noch ein Mal.

VI.

Herke kehrte erſt nach reichlich einer Woche, und in einem ſehr rauhen und ſtürmiſchen Wetter nach Hauſe zurück von Hamburg. Er habe ſeiner Tochter, erzählte er Jedem, der es hören wollte, nicht früher eine gute Gelegenheit nach der Inſel verſchaffen können

als gestern Nachmittag. — Ganz seinem Wunsche gemäß und wie er sich, als Erfahrener, es gedacht hatte, nahm das unruhige Wetter in der Nacht, die seiner Zuhausekunft folgte, beträchtlich zu, und ein heftiger Sturm wüthete mehrere Tage nach einander.

„Ein sehr übles Wetter für meine Tochter!“ sagte er mit besorgten Mienen, und wandte sich damit an Jeden, dessen er nur habhaft werden konnte.

Bald hörte man von bedeutenden Schiffsschäden, welche durch den Sturm veranlaßt worden waren, und endlich kam eine Nachricht, welche meldete, daß das Schiff „die Meerjungfer“ am Ausflusse der Elbe total verunglückt und mit Maus und Mann untergegangen sei.

Jetzt erfuhr Jedermann mit Bestürzung von dem unglücklichen Vater, daß Oda eben an Bord der „Meerjungfer“ sich eingeschifft habe. Der alte Mann schien sich gar nicht fassen zu können; er reiste aber dennoch sogleich zum andern Male nach Hamburg, um sich über die Sache Gewißheit zu verschaffen, und er kam trostlos von dort zurück: denn es war nur zu gewiß, daß die „Meerjungfer“ gänzlich verunglückt und nichts Lebendiges davon gekommen sein konnte. Trümmern des Schiffes und unter anderm der Spiegel mit dem Namen desselben, waren an verschiedenen Stellen angetrieben, ebenso ein Theil der Ladung, deren Bestimmung England gewesen war.

An Oda's Tod konnte diesemnach Keiner mehr zweifeln, und der Alte wollte sich das Haar ausraufen. Gewiß war er nirgends beliebt: Jedermann mied ihn

gerne; allein ein ſolcher Schmerz konnte doch nicht ohne alle Theilnahme bleiben, und man bezeigte ihm ſolche von manchen Seiten, als ihn dieſer Schmerz über die Gewißheit ſeines Verluſtes aufs Krankenbett geworfen hatte, aufrichtig. Aufrichtig viel mehr und aus tieferm Herzen aber bedauerte man die liebenswerthe Oda, die ein Jeder ſo gerne gehabt, daß ſie ſo jung und ſchön hatte ihren Tod in den erbarmungsloſen Wellen finden müſſen. Der Beklagenswertheſte von Allen war aber ohne Widerſpruch Willbrand, den die Nachricht von dem Tode Oda's wie ein Donnerſchlag traf und faſt von Sinnen brachte. Gleich einem Wahnſinnigen irrte er Nacht und Tag durch Felder und Wälder, rief tauſend Mal den Namen ſeiner Geliebten, und klagte laut in herzzerreißenden Worten dem Himmel ſein tiefes Leiden; ſo trieb er es mehrere Wochen ohne Unterbrechung. Da, mit einem Male war er plötzlich aus der Gegend verſchwunden, wie vom Winde weggeweht. Niemand wußte, wohin er gekommen, Keiner hörte von ihm, Keiner ſah ihn wieder. Herke jedoch, der von ſeinem Krankenlager nach und nach wieder erſtanden war, und Claes Biben, der während ſeiner Krankheit ſtets hatte bei ihm ſein müſſen, weil er keinen Andern um ſich dulden wollte, ſahen ſich verſtohlen mit ſeltſamen Augen an, als man ihnen zum erſten Male erzählte, daß Willbrand plötzlich auf rätheſelhafte Weiſe aus der Gegend verſchwunden ſei.

Und wieder verfloſſen Tage und Wochen, aber — Willbrand kehrte nicht zurück.

Da ging plötzlich aus Herke's Hauſe die über-

raſchende und frohe Nachricht hervor, Oda habe ſich nicht nach des Vaters Abreiſe, wie dieſer es freilich angeordnet, auf die „Meerjungfer“ eingeſchifft, ſondern ſei, weil ſie eine noch frühere und paſſendere Gelegenheit auf einem andern Schiffe gefunden, mit dieſem gefahren, das glücklich, wenn auch nach manchem Aufenthalt, zu Helgoland angekommen, wo ſich Oda geſund und wohl befinde.

Das war eine große Freude für Alle, welche die treffliche Oda lieb hatten oder ihr gut waren, und deren zählten nicht Wenige. Vor Allen ſchien jedoch ſelbſtverſtändlich der Vater außer ſich vor Freude zu ſein und wußte dieſer kein Ende. Und als die von Allen ſchon Verlorengegebene nun gar ſelber kam, da war der Jubel Aller noch größer.

Nur für das arme Mädchen ſelbſt gab es keine Freude, keinen Jubel mehr! Sie hatte nur ſchwere Seufzer und bittre Thränen, als ſie erfahren mußte, daß Willbrand in Verzweiflung gefallen und zuletzt ohne auch nur eine Spur von ſich zu hinterlaſſen plötzlich verſchwunden ſei, als das unbegreifliche Gerücht von ihrem Tode auch ſein Ohr erreicht habe. Ihr mußte dies Gerücht wohl unbegreiflich erſcheinen, da ſie zuerſt davon vernahm. Als ſie indeſſen bald und nach und nach ſo viel von ganz verſchiedenen Seiten hörte von der „Meerjungfer,“ und von deren Untergange, und daß ſie mit dem Schiffe auch untergegangen ſein ſollte, und daß ihr Vater dies erzählt, und daß ihn dieſe Nachricht aufs Krankenbett geworfen: da wurde ſie trotz ihres Grames um Willbrand, doch

auf dieſe für ſie ſo ſeltſamen Dinge aufmerkſam, und ſie dachte nach und ſtellte Alles was man ihr nach und nach mitgetheilt hatte, zuſammen und in Ordnung, denn es wollte ſich nicht reimen, weil ſie ſchon vor ihres Vaters Rückkehr ſich auf ein von ihm erleſenes Schiff begeben und in ſeiner Gegenwart abgefahren war, auch niemals weder von ihm noch von Andern irgend etwas von der „Meerjungfer“ gehört hatte. Sie rief es ſich nun daneben zurück, daß ihr der Mahme Krankheit niemals von einiger Bedeutung hatte ſcheinen wollen, daß dieſe aber dennoch ſich ſehr hülflos gezeigt, was ſie für Wahrheit zu halten niemals vermögend geweſen war, und dachte ſie nun weiter nach und weiter, und erinnerte ſie ſich mancher unſcheinbarer Kleinigkeiten, worauf ſie in ihrer Argloſigkeit zur Zeit wenig Acht gegeben, die ihr jetzt aber auf einmal vor die Seele traten: dann konnte ſie nicht mehr in Zweifel ſein, daß man ein ſchändliches Spiel mit ihr geſpielt, daß man ihr und dem Geliebten ihrer Seele einen abſcheulichen Verrath geübt hatte, und daß ihr Vater, Claes Wiben und ihre Mahme in dieſem Komplotte geweſen. Allein ſie ſchwieg darüber gegen Alle, ſelbſt gegen ihren Vater, von dem ſie ſich von nun an mit von Bitterkeit erfüllter Seele abwendete, und überließ ſich ganz ihrem Schmerze um den verlorenen Geliebten. Denn daß er, der ſie todt wähnte, niemals wieder nach Lauenburg zurückkehren werde, erſchien ihr gewiß genug, und für ſie war es eine Unmöglichkeit, ihm Nachricht von ihrem Leben zukommen zu laſſen, weil ihr keins von allen den Mitteln zu Gebote ſtand, die etwas

Dergleichen heutigen Tages so leicht machen. Nach welcher Weltgegend sollte sie auch ihre Forschungen nach ihm richten, die doch sicherlich den Augen des Vaters nicht verborgen bleiben und ebenso gewiß von diesem verhindert werden würden? Wo konnte Willbrand sein, wenn er noch lebte? Aber — er lebte nicht mehr! Das erfuhr man nach einem Jahr von einem invaliden Soldaten, der bettelnd die Welt und auch Lauenburg durchwanderte. Er war — ohne Zweifel in der entschiedensten Verzweiflung — in Kriegsdienste getreten und in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, an der Seite eben jenes Invaliden durch dieselbe Kanonenkugel gefallen, die diesem das Bein genommen.

Bis dahin hatte noch immer ein Fünkchen Hoffnung in Oda's Herzen geglimmt, denn nur schwer verläßt alle Hoffnung den Menschen: allein jetzt mußte auch dies letzte Fünkchen verlöschen, weil der Tod einmal seinen Raub niemals wieder herausgiebt. Ihr Herz erkaltete gegen Alles und verschloß sich ganz und gar der Welt, welche ihr nichts Lockendes mehr zu bieten hatte, nachdem sie Alles verloren, was für sie in der Welt Reiz hatte. Sie lebte eigentlich gar nicht mehr in dieser, sie träumte ein freudenloses Leben nur in ihr hin. Sie brütete still über ihrem sie verzehrenden Grame und betete viel. Darf man dies leben heißen?

So verging abermals ein Jahr, während dessen der Vater nichts mit seiner Tochter anzufangen wußte, sie eben so wenig als im vorigen für seine Wünsche

zu bestimmen vermochte, und beide sich grollend gegenüber standen. Oda sehnte sich nach dem Tode und bis dahin nach der Ruhe eines Klosters; allein die trat ihr abermals des Alten Widerspruch in den Weg.

VII.

„Was haben wir aber denn nun mit Eurem Plane erreicht?“ sprach Derke eines Tages sehr verdrießlich und unmutsig zu seinem Mitverschworenen. „Nichts und weniger als nichts. Er ist in allen seinen Theilen gelungen, und dennoch stehen wir in diesem Augenblick ferner vielleicht vom Ziele unserer Wünsche als jemals.

„Ist das etwa meine Schuld?“ fragte einigermaßen unzufrieden Claes Biben.

„Das sage ich nicht,“ lenkte Jener ein, „allein was soll nun am Ende weiter werden? So kann es ja doch nicht bleiben. Das Mädchen stirbt uns auf diese Weise zuletzt gar dahin.“

„Wer hätte nur denken sollen,“ erwiderte dieser, „daß sie sich um den Lumpen so haben würde.“

„Ja, sie hat sich aber mal so um ihn, und ich weiß dagegen nichts anzufangen.“

„Ihr müßt versuchen, sie aufzuheitern; Ihr müßt sie in fröhliche Gesellschaften bringen, zu muntern Festen; Ihr müßt selbst dergleichen veranstalten und sie mit den schönsten Sachen beschenken, die Ihr nur auffinden könnt.“

„Ach schweigt doch von Dergleichen! Sie will sich einmal nicht aufheitern lassen; von dem Uebrigen mag

sie gar nicht hören, und von all dem Zierlichen und Kostbaren, was ich ihr bringe, sieht sie auch das Schönste nicht einmal an."

„Ihr müßt sie durch List oder mit Gewalt aus ihren Träumereien aufwecken."

„Ja, wie soll ich das anfangen?"

„Ihr seid ja Vater und habt sie erzogen, darum müßt Ihr das anzufangen verstehen, wenigstens besser, als ein Anderer Euch das zu sagen vermag."

„Ihr habt doch sonst allzeit guten Rath."

„Allzeit nicht, unterweilen. Immer so in Eurem Hause bei Euch wegsitzend, vergißt sie den Kerl mein Lebtage nicht. Reis't mit ihr eine Zeitlang. Bringt sie zu Bekannten eines andern Ortes, wohin Ihr wollt. Nur daß sie ihren Aufenthalt veränderе. Bringt sie zu Fremden; gleichviel: wenn sie nur unter Menschen kommt."

„Dem Allen widersetzt sie sich und redet mir immer nur vom Kloster vor."

„Nun, so bringt sie in's Kloster. Allenfalls in das bei Magdeburg. Da soll es gar nicht so sehr strenge sein, wie man mir hinterbracht hat."

„Ich kann Euch gar nicht verstehen, Claes Wiben! Wenn ich mein Kind in ein Kloster bringe, so kann sie doch ja nicht Eure Frau werden?"

„Warum denn nicht? Ihr bringt sie als Novize, wie man's nennt, dorthin. Nonne kann sie vor Jahresfrist ja ohne Dispens gar nicht werden, und dazu würde es ja außerdem Eurer Einwilligung bedürfen."

„Freilich!"

„Ich schwöre Euch, es wird kein Vierteljahr verstreichen, so wird sie sich ganz anders finden und eine Sehnsucht haben, wieder in die Welt und zu uns zurückzukehren.“

„Ja, wenn ich das nur gewiß wüßte!“

„Ihr dürft Euch sicher darauf verlassen. Es ist eigentlich nur, daß sie aus Lauenburg, aus dieser Gegend fortkommt, wo Alles sie an den Willbrand erinnert, und anders wohin als in ein Kloster will sie ja einmal nicht, wie Ihr sagt. Was bleibt Euch denn da übrig? Mir scheint es einmal unbedingt das Beste, in diesem Falle des Mädchens Willen zu thun, weil es das Einzige ist, was uns noch übrig geblieben ist.“

„Ich bin dann ganz allein!“

„Wie lange denn? weil Euch doch so viel daran liegt. Vielleicht kein Viertel-, gewiß kein Halbjahr: eine kurze Zeit nur und — dann wird Alles vorüber sein.“

„Ja, wenn ich das gewiß wüßte!“

„Gevatter, redet doch nicht so! Wenn man Alles so gewiß wissen könnte, als man weiß, daß der Süd-Ost nicht aus Nord-West bläst, so gewiß, daß man sich zu täuschen niemals im Stande wäre, dann freilich würde es ein verdammt leichtes und lustiges Leben auf Erden sein, weil einem nichts fehlschlagen könnte. Das ist nun aber einmal keineswegs der Fall, und es ist genug, und man darf zufrieden sein, wenn man nur die Wahrscheinlichkeit für sich hat.“

„Allerdings sehe ich ein, daß man zu den verzweifeltsten Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, wenn

einem nirgends ein anderer Ausweg geblieben, oder daß man ein für alle Mal Alles aufzugeben hat; ich sehe das ein."

„Ganz gut; und das ist die einzige Wahl, welche uns gelassen ist — das Kloster."

„Dann wollen wir auch noch dies Mittel versuchen," sagte Herle.

VIII.

Oda empfand zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine Art von Dankbarkeit gegen ihren Vater, als er ihr mittheilte, daß er endlich denn ihr nicht mehr widerstreben, sondern ihrem Wunsche, in ein Kloster als Novize einzutreten, nachgeben wolle. Eine beseligende Ruhe, eine heilige Zufriedenheit kam nun über sie, und es dauerte ihr schon die kurze Zeit zu lange, welche darüber hinging, alle nöthigen Verabredungen, Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen, welche der Erreichung des beabsichtigten Zweckes vorhergehen mußten. Endlich war Alles von Herle mit dem Kloster bei Ratzeburg in Ordnung gebracht, und Oda wurde sofort in dasselbe als Novize aufgenommen.

Allein jetzt dünkte den Vater bald das ganze Haus zu weit, und er ging darin unruhig umher. Er gestand sich selber, wenn auch mit Widerstreben, daß er niemals gedacht habe, der Tochter so sehr zu entbehren; es war aber nicht anders. Es gereute ihn bereits nach einem Monate mehr als er aussprechen mochte, dem Rathe Widen's gefolgt zu sein. Er

zeigte ſich deshalb auch manchmal ärgerlich und verdrießlich gegen dieſen, obſchon er ſonſt vor ihm eine gewiſſe Scheu in ſich trug, die wohl daher ſtammte, weil er ihm im Geheimen eine große Ueberlegenheit über ſich einzuräumen von jeher gewohnt war.

„Gebt Achtung,“ ſagte er zu Claes Wiben, „es wird uns diesmal wie immer mit dem Mädchen gehen, und Euer Rath wird keine beſondere Früchte tragen.“

„An mir war nichts weiter, als ihn zu geben; das Annehmen oder das Verwerfen deſſelben war Eure Sache,“ entgegnete ruhig dieſer.

„Wo will das hinaus? Wo will das hinaus?“ rief dann Herke wieder ein Mal über das andere.

„Ihr pflegt manchmal eine Sache aufzugeben, bevor ſie noch verloren iſt,“ meinte Wiben.

„Was läßt ſich aber thun?“

„Ihr müßt Geduld geben. Habe ich die denn etwa nicht ſelber auch? Ich ſollte meinen!“

„Ach, Ihr ſeid nicht der Vater des Mädchens!“

„Möchte es auch nicht ſein, und eben darum nicht, weil ich ihr noch mehr zu werken gedenke.“

„Wie ſoll es denn aber unter dieſen Umſtänden dahin kommen?“

„Da Ungeduld einmal nichts verſchlägt, mit der Geduld.“

Die hatte Herke jedoch nach Verfluß zweier Monate ſchon nicht mehr, und er eilte oft zwei Mal in einer Woche nach dem Kloſter, um ſeine Tochter zu ſehen, zu ſprechen und zur Rückkehr zu bewegen,

was ihm jetzt auf keine Weise gelingen wollte. Er versuchte es mit ebenso unzulänglichem Erfolg immer und immer wieder, und so fort durch sechs Monate. Oda wollte gar nicht wieder in's väterliche Haus zurückkehren, wie sie ihm bei seiner letzten Anwesenheit im Kloster gesagt und dabei versichert hatte, daß sie dies Gelübde in stiller Einsamkeit und allein kniend am Altare des Herrn sich selber und dem gekreuzigten Heilande, wenn auch ohne laute Worte, zugeschworen habe. Zu gleicher Zeit hatte er zu seinem Schrecken aus ihrem Munde erfahren, wie gut sie darum wisse, auf welche schändliche Weise man den unglücklichen Willbrand aus Lauenburgs Gegend vertrieben und in den Tod gejagt habe.

Das waren Donnerschläge für den Alten gewesen. Denn so sonderbar es bei Herke's sonstigem Charakter auch erscheinen mag, er vermochte der Gegenwart seiner Tochter mal nicht im Hause zu entbehren; es war ihm nun endlich ganz unerträglich geworden, ohne sie leben zu müssen; er war ihre Gesellschaft zu gewohnt und — sollte sie nun nie wieder haben. Er war sie gewohnt. Das Gefühl nämlich, welches ihn Oda so sehr vermissen ließ, mit dem Worte „Liebe" zu bezeichnen, halten wir uns keineswegs für berechtigt. Fast noch schwerer drückte ihn der Groll, wo nicht gar der Haß Oda's gegen ihn, den er deutlich in ihrer Seele gelesen, als sie ihm länger kein Hehl daraus gemacht hatte, daß sie vollständig mit der ganzen Schurkerei bekannt sei, die in Hinsicht ihrer und Willbrand's begangen worden war.

Von nun an zeigte er ſich höchſt niedergeſchlagen und fühlte ſich in tiefer Seele unglücklich. Hierzu kam noch vielleicht der unabweisliche Umſtand, daß er ſich ſelber manchmal ſagen mußte, er habe dies Alles ſelbſt verſchuldet; Oda ſei ſo unglücklich, als er, und Alles würde anders, beſſer ſtehen, wenn nur Willbrand reich geweſen wäre, oder er, der Vater, über den mangelnden Reichthum weggeſehen hätte. Hiezu kam noch, daß ſich unterweilen bittere Vorwürfe über ſeine Handlungsweiſe in ihm erhoben, daß er manchmal von jenen gezwungen wurde, darüber nachzugrübeln, ob es nicht eigentlich ſchwere Sünde geweſen, gegen ſeine Tochter ſolchen Verrath zu ſpinnen, wie er gethan, und die Arme dadurch gänzlich aus ihrer Lebensbahn zu werfen. Auch der blutige Tod Willbrand's weckte in ſeinem Herzen öfters ſo was von Reue. Zwar vergingen ſolche Gedanken wohl wieder, wie ſie gekommen, allein nur um deſto öfterer und mit herberen Anklagen zurückzukehren. Er wurde nicht ſelten bis zu Thränen traurig in ſeinem verwaiſ'ten Hauſe. Kummer und Reue beugten ihn ſo tief, daß ſelber das Geld, mit welchem er viel verkehrte, nicht einmal all den Reiz mehr in ſeinen Augen beſaß, den es früher für ihn hatte.

IX.

Da, eines Abends, als Herke einmal wieder ganz allein in grübelndes Sinnen verſenkt, voll peinlicher Gedanken und Gefühle da ſaß in ſeinem verein-

samten Zimmer, trat ein Mönch in brauner härener Kutte bei ihm ein mit dem Gruße: „gelobt sei Jesu Christ!“ Und der Alte stand überrascht auf und antwortete: „in Ewigkeit!“ wobei er sich bekreuzigte.

Der Gottesmann aber gab sogleich über sein Erscheinen Aufschluß. Er zog im Lande umher, um für sein abgebranntes Kloster zu sammeln, wie denn die meisten seiner obdachlosen Brüder, wie er sagte, für jetzt in gleicher Absicht durch Deutschland wanderten. So war er nach Lauenburg gekommen.

Es hätte dieser Mönch wohl kaum für sein Kloster zu einer gelegneren Zeit kommen können, als eben in dieser Stunde, wo Herke in eine fast an Zerknirschung streifende Traurigkeit gefallen war, und ein geistlicher Zuspruch ihm zum Bedürfniß geworden sein mochte, ohne daß er selbst recht darum wußte. Er senkte daher in den Klostersäckel eine überaus reichliche Gabe, obgleich er auch unter andern Umständen ein bescheidenes Geschenk nicht versagt haben würde: denn er hegte vor allem, was geistlich war oder hieß, eine tiefe Ehrfurcht, und hatte eine heilige Scheu vor allen Dienern der Kirche, wiewohl man ihn gewiß nicht in Wahrheit einen frommen Christen nennen durfte, da sein Glaube nicht auf einem Felsen stand, seine guten Werke eigentlich gar keine waren, und er in seinem Herze keinen einzigen gesunden Begriff von dem Wesen der Religion beherbergte. Wir können nicht anders, als ihn einen furchtsamen Sünder heißen, der dann und wann eine Ahnung von Gottes ewigem Gerichte hatte und sich der verdienten Strafe desselben

auf jede Weise gerne entziehen möchte. — Persönlichkeiten, wie man sie zu jeder Zeit und namentlich in der unsrigen häufig findet.

Der Ordensgeistliche dankte in Demuth für das großmüthige Geschenk, allein mit wenigen Worten, schien auch überall kein Freund von vielem Reden zu sein, denn alle Fragen Herke's, welche freilich von diesem nur gestellt wurden um dem Geistlichen näher zu kommen, beantwortete er sehr kurz und ernst, wenn auch milde. Demnächst wollte sich der Mönch entfernen, allein Herke hielt ihn beinahe ängstlich zurück. Es konnte derselbe von der in ihm aufgestiegenen Hoffnung nicht ablassen, bei diesem Ordensbruder vielleicht einigen Trost in seinem peinlichen Zustande zu finden. Er vermochte wohl kaum die Jahre zu zählen, während welcher er Kirche, Abendmahl und Beichte versäumt hatte. Die Beichte konnte vielleicht seinem Herzen Erleichterung verschaffen; sie konnte seine gequälte Seele vielleicht beruhigen. Er mußte aus Priestermunde einmal hören, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Er machte den Mönch mit diesem Wunsche bekannt. Wie hätte dieser Anstand nehmen dürfen, seinen Wunsch zu erfüllen? Er sah ihn jedoch mit durchdringendem Auge an, und sagte dann mit feierlicher Stimme:

„Groß mögen Deine Sünden wohl sein, da Du, wie man erzählt, dem sündigen Mammon besser dienen sollst, als Deinem dreieinigen Gott! Allein eben dieser Dein Gott, den Du dem goldnen Kalbe nachsetzest, ist allbarmherzig in seiner Gnade. Kniee nieder!“

Da kniete der Alte nieder vor dem Mönch, und derselbe bereitete ihn nun mit eindringlichen und geheiligten Worten zu dem Sakramente der Beichte vor; dann legte Herke dieselbe ab.

Tief schienen selber den Geistlichen die Bekenntnisse des Sünders zu ergreifen, namentlich das letzte, der abscheuliche Betrug, den er an seiner Tochter und Willbrand verübt hatte, um sie von einander auf ewig zu trennen: man sah es dem Ueberraschten an, denn eine schmerzliche Wehmuth zuckte um seinen Mund und er bedurfte wirklich einer Weile, um sich zu fassen und seine Haltung wieder zu gewinnen, die ihn augenscheinlich einige Momente verlassen hatte; allein er war in Kurzem gesammelt und sprach:

„Deine Sünden sind groß! Sie sind größer, als Du es Dir wohl bewußt bist. Du hast die Herzen zweier unschuldigen Menschen, von denen eine noch dazu Deine Tochter ist, aus Geiz und Habsucht gebrochen!“

„Ich weiß es!“ stöhnte Herke.

„Glaubst Du Vergebung Deiner Sünden erlangen zu können, Christ?“

„Ich glaube es, weil ich auf Gottes überschwengliche Gnade hoffe.“

„Erkennst Du Dich als einen großen Sünder?“

„Ich erkenne mich dafür.“

„Bebst Du, Christ, vor Deinen begangenen Sünden mit Gott ergebener Seele zurück, und verabscheuest Du sie von Herzen?“

„Ja!“

„Bereuest Du sie aufrichtig?“

„Ich bereue sie!“

„Wohlan denn, Christ, so verheißet Dir der Gott, der sich für die Menschheit mit seinem Blute hingegeben“ — bei diesen Worten hatte der Mönch unter seinem Gewande ein Crucifix hervorgezogen und hielt es nun dem Alten entgegen — „der Gott, der für uns Alle an diesem Kreuze gestorben ist und uns erlöset hat: so verheißet er Dir durch mich, seinem unwürdigen Diener, Vergebung Deiner begangenen Sünden! Stehe auf und sündige fortan nicht mehr! Amen!“

Herke sank auf vom Boden, wunderbar gerührt und bewegt von der Heiligkeit der eben beendigten Handlung, welche indessen den Mönch nicht weniger erschüttert haben mußte, da sein abgemagertes bleiches Antlitz noch bleicher geworden und die schmerzlichen Züge darin noch schmerzlicher erschienen, als sie vorher gewesen.

Jetzt wollte derselbe zum zweiten Male sich entfernen, allein der Alte wollte es noch nicht leiden, daß er ihn verließe: er hielt ihn zum zweiten Male zurück und bat ihn, noch ein Weniges zu bleiben.

Der Mönch schien dies nur ungerne zu thun, aber er widersetzte sich der Bitte nicht.

Herke hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Ehrwürdiger,“ sagte er, „Ihr könntet Euch mir, dem gebeugten Vater, zu großem Danke verpflichten, wenn Ihr wolltet.“

„Ich?“ fragte der Mönch.

„Ihr könntet meinem Leben noch einen großen Troſt gewähren!“

„Ich?“ fragte Jener wieder.

„Ja eben Ihr!“

„Redet!“

„Seht, Ehrwürdiger, ich habe Euch Alles gebeichtet, was auf meiner Seele lag: allein ich kann meiner Tochter, ſo tief ich ſie auch gekränkt habe, nicht länger entbehren; es bricht mir das Herz entzwei. Dennoch will ſie ſich meinen Bitten, zu mir wieder zurückzukehren, auf keine Weiſe fügen. Geht Ihr in meinem Namen zu ihr und ſucht ſie dazu zu bewegen!“

„Ich ſoll das?“ fragte der Mönch beſtürzt, und trat einen Schritt zurück.

„Eben Ihr, ehrwürdiger Vater. Eurer geiſtlichen Beredſamkeit dürfte wohl gelingen, was mir nie und nie mehr gelingen wird.“

Der Mönch faltete die Hände und blickte gen Himmel, ſagte aber nichts.

„Schlagt mir dieſe Bitte nicht ab! Ihr habt ja eben noch viel mehr für mich gethan, denn ich fühle mich durch Eure Abſolution ſehr beruhigt. Geht zu ihr!“ bat Herke.

Der Mönch ſagte noch immer nichts, allein in ſeinem Innern ſchien eine große Bewegung vorzugehen, und eine kleine Röthe ſtieg auf ſeine blaſſen Wangen empor.

„Geht zu Ihr!“ bat der Alte wieder. „Euch kann, Euch wird ſie gewiß nicht widerſtehen.“

Da flammte es wie Blitzes Gluth aus den Augen des Mönchs, seine Wangen rötheten sich höher, und ein unwillkürliches Zittern ward an seinem ganzen Körper sichtbar. Dann sagte er mit entschlossener Stimme:

„Ich werde es thun! Es hat nicht anders sein sollen!“

X.

Es hielt der Ordensbruder sein Wort, das er dem Alten gegeben hatte.

Am andern Spät-Nachmittage erschien er in dem Kloster, worin Oda ihren Aufenthalt genommen, und meldete sich bei der Priorin. Er fand natürlich keinerlei Schwierigkeiten bei derselben, die junge Novize zu sprechen, nachdem er der Oberin ein Papier des Vaters übergeben hatte, das ihn ermächtigte, dessen Tochter, falls dieselbe sich dazu verstehen sollte, aus dem Kloster zu nehmen und hinein ins väterliche Haus zu geleiten. Insbesondere hatte dies auch vielleicht darum keine Schwierigkeiten, weil in diesem Papiere zugleich das Versprechen enthalten war, das Kloster mit einer namhaften Summe zu einer neuen kostbaren Altardecke zu bedenken, wenn Oda durch den gesendeten Geistlichen bewogen werden konnte, die Wünsche Herke's zu erfüllen.

Man hatte den Mönch ins Sprechzimmer geführt und ihn dann allein gelassen. Hier erwartete er nun Oda, allein, wie es schien, in ganz besonderer Erre

gung und Ungeduld, denn Röthe und Bläſſe wechſelten auf ſeinem Geſichte, er vermochte nicht auf einem Flecke zu dauern, ſondern bald hierhin, bald dorthin rieb es ihn im Saale, und öfters ſah er nach der Thür, durch welche die Novize eintreten mußte. Endlich erſchien dieſe in Begleitung einer Laienſchweſter.

„Ich habe die Erlaubniß, mit der Novize ohne Zeugen zu reden," ſprach er unter ſeiner Kapuze hervor.

Die Laienſchweſter verneigte ſich und verließ den Saal.

Oda aber war, als ſie den Ton der Stimme des Mönchs vernahm, ſichtbar zuſammengebebt und hielt ſich an dem Getäfel der Wand mit der Linken feſt, weil ſie fürchten mochte, umzuſinken.

„Faſſe Dich um Gottes willen!" ſagte der Mönch und ſchlug ſeine Kapuze zurück.

Oda hätte bald laut aufgeſchrieen, als ſie das Geſicht des Mönchs erblickte, allein da dieſer bedeutungsvoll den Finger auf ſeinen Mund gelegt hatte, hielt ſie gewaltſam einen Schrei zurück, taumelte jedoch, wie einer Ohnmacht nahe, an die Wand und ſprach erblaſſend:

„Willbrand!"

„Leiſe! Leiſe!" ſagte dieſer beſorgt. „Man könnte uns belauſchen."

„Willbrand!" hauchte nun Oda leiſe, „biſt Du ein Geiſt, der mir erſcheint? Biſt Du aus dem Grabe auferſtanden, um meine Sinne zu verwirren?"

„Ich lebe! Du ſiehſt es, meine angebetete Oda!“ verſetzte dieſer.

„Du lebſt? Du lebſt wirklich? So biſt Du alſo nicht gefallen auf dem Schlachtfelde? Alſo auch das eine Lüge meines unſeligen Vaters?“

„Das nicht, denn ich ſtand wirklich in der Schlacht und bin gefallen, jedoch nicht getödtet.“

„Und dieſes Gewand, das Dich umhüllt? Iſt es nur eine Maske, um hieher zu gelangen?“

„Nein, meine Oda, es iſt Wahrheit.“

„O mein Gott!“

„Als in der Schlacht mich, der ich aus Verzweiflung über Deinen Tod die Waffen ergriffen, um zu ſterben, ſo wunderbar eine höhere Lenkung errettete, und nur verwundet niederwarf, von Sand und Raſen überſchüttet: da gelobte ich in ein Kloſter zu gehen, wenn meine Wunde nicht tödtlich ſei. Sie war es nicht. Ich genas und — hielt, was ich gelobt.“

„Alſo wirklich Mönch?“

„Wirklich!“

„Ach, mein Willbrand, ich kann Dir alle die Gefühle nicht beſchreiben, die bei Deinem Anblicke in dieſem Augenblicke des Wiederſehens auf mich einſtürmen: Ueberraſchung, Staunen, Freude, Wonne — Schmerz! Sie überfluthen mich, dieſe Gefühle, in ihrer Geſammtheit, und drohen, mich zu erſticken!“

„Und ich, Oda, wie bin ich nur glücklich in dem Anblicke Deiner! Wie vergeſſe ich Alles darin rund um mich her, und habe keine andere Pein, als

daß ich Dich nicht umarmen, nicht an dies Herz drücken kann, das Du allein nur ausfüllst!“

„Du bist Mönch!“

„Laß das für jetzt! Ich liebe Dich, wie immer, so heiß, so unaussprechlich!“

„Wie glücklich könnten wir selber noch jetzt sein, wenn Alles nicht gerade so gekommen wäre! Du Mönch, und ich — im Begriff den Schleier zu nehmen!“

„*Niemals!* Niemals! Man hat uns beispiellos durch Lug und Trug, teuflisch hat man uns um unser Lebensglück betrogen. Ich weiß Alles.

„Ach, ich nicht minder!“

„Ich war bei Deinem Vater, der mich nicht wiedererkannte. Kummer und Gram haben mich so verändert, daß nur Oda's Liebe mich wiedererkennen konnte. Er selber hat mir seine Sünde gebeichtet. In seinem Namen bin ich hier, um Dich zu bewegen, ins Vaterhaus zurückzukehren, und ich habe Vollmacht, Dich aus dem Kloster zu ihm zu führen, wenn Du es so willst.“

„Zu ihm? Zu dem Betrüger? Nimmermehr!“

„Und Dein Entschluß, den Schleier zu nehmen, ist unwiderruflich, auch da ich lebe?“

„Da Du dies Klostergewand trägst, unwiderruflich.“

„Allein, wenn ich es nicht trüge?“

„O, daß es so wäre! Das eben ist die Tücke des Schicksals, daß wir uns Beide, die wir gegenseitig einander für gestorben hielten, lebend wiederfinden müssen, und dennoch nun für einander gestorben sind!“

„Antworte mir, geliebtes Mädchen: wenn ich dieſe Kutte nicht trüge?“

„Wenn Du frei wäreſt? O dann, dann wäre Alles wieder gut! Dann folgte ich Dir wohin Du wollteſt, durch die ganze weite Welt! Denn mit meinem Vater bin ich quitt.“

„Oda! meine Oda: ich fühle mich frei! Ich bin es alſo auch!“

„Wie willſt Du, daß ich das verſtehe?“

„Sieh: geſtern als Dein Vater in mich drang, zu Dir zu gehen, um Dich zur Rückkehr zu veranlaſſen, und nicht nachließ, und wieder und wieder bat, und ich mich gerne geſträubt hätte, da ſchlug es plötzlich wie ein Blitz bei mir ein. Eine unerhörte, mir ſelbſt unbegreifliche Verwandlung ging in meinem Innern mit mir vor, eine Verwandlung, die ich mir nicht anders zu erklären weiß, als daß der Himmel ſelber ſie gewollt hat, daß ſie von dort unmittelbar ausging.“

„Was ſagſt Du!“

„Ich fühlte mich im ſelbigen Augenblicke nicht mehr Mönch; daß ich es jemals geweſen, kam mir wie ein ſchwerer Traum vor, den ich plötzlich von mir abgeworfen. Mir wurde es plötzlich klar, wie die unumwölkte Sonne am Mittage, daß ein Gelübde, zu welchem mich Verrätherei, der Glaube an Deinen Tod und Verzweiflung allein getrieben hatten, unmöglich bindend für mich ſein und in Gottes Augen gar kein Gelübde ſein könnte.“

„Wie? Du meinſt Dich Deines Gelübdes durch die Gründe, die Dich zu demſelben veranlaßt haben, ohne Weiteres entbunden?“ fragte Oda überraſcht.

„Ich habe dieſe feſte Ueberzeugung,“ entgegnete Willbrand. „Ein Verſprechen aus Irrthum gegeben, darf nicht einmal unter Menſchen binden, wie ſollte Gott im Himmel Wohlgefallen daran haben können und es gegen ſich gehalten wiſſen wollen? Nimmermehr!“

„Ich zage und zittre, allein ich weiß nicht warum!“

„Dieſe Ueberzeugung iſt auch dieſelbe geblieben, obgleich ich die ganze Nacht durchwacht und mich mit keinem einzigen andern Gedanken beſchäftigt habe, als mit ihrer ſorglichſten Prüfung, ja, ſie hat ſich bei dieſer ſorglichen Prüfung nur noch mehr befeſtigt. Es hieße Gott verſuchen, wollte ich mich noch länger als Prieſter betrachten.“

„So ſuche in Rom die Löſung Deines Gelübdes.“

„Ob ſie mir dort werden würde — wer kann das wiſſen? Wozu ſoll auch noch ein Pabſt ſprechen, da Gottes Stimme ſelber in mir geſprochen hat.“

„Und Du ſollteſt Dich nicht täuſchen?“

„Täuſchen? Unmöglich! Gott redet in Menſchenſeelen, wenn er redet, zu deutlich! Dir gehöre ich an, und nicht der Kirche! Das hat mir dieſe Stimme deutlich geſagt. Du beſaßeſt mich durch ein Gelübde. Ich konnte der Kirche mich durch ein ſpäteres Gelübde nicht anders geben, als mit Deinem Tode. Weil Du nun aber lebſt, ſo iſt das der Kirche abgelegte für gar nicht abgelegt zu achten.“

„Wenn Du aber irrteſt Willbrand! Dann begingeſt Du eine Sünde, für die es keine Vergebung geben kann.“

„Allein ich irre nicht! Ich ſage mich ohne Bedenken frei von dieſem Kleide. Ich bin kein Mönch mehr!“

„Und Dir erſcheint es nicht als Sünde, daß Du Dich ſo überhebſt? Daß Du Dich ſelber frei ſprichſt von Deinem Gelübde? Du allein, kein Anderer? Nicht der Pabſt?“

„Ich halte es für mein Recht und für meine Pflicht gegen Dich, gegen mich — gegen Gott!“

„Willbrand! Mein Willbrand!“

„Sollten wir verdammt ſein, in namenloſem Elende dahinzuſterben, blos weil zweien Schelmen in ſo weit ihr Bubenſtück gelungen iſt? Hätte ich die Freiheit, das edelſte der Menſchenrechte, freiwillig wohl geopfert, wenn man mich nicht heillos hintergangen hätte. Mein Gott hat in meiner Seele geſprochen: er kann mir nicht zürnen. Mein Gewiſſen iſt ruhig.“

„Willbrand, ich zittre und zage vor Wonne und Furcht!“

„Wir wollen dies Land verlaſſen und in ein anderes ziehen; noch heute, jetzt, gleich. Mein Kloſter iſt abgebrannt; alle Brüder ſind zerſtoben hierhin und dorthin. Wer weiß, wie viele oder wie wenige von ihnen jemals zurückkehren? Wann wird ein neues Kloſter wieder erbaut ſein? Man wird kaum nach mir fragen; jedenfalls wird man mich zu den Todten werfen.“

„Deine Worte überreden, weil mein liebendes Herz ihnen zuhört! Wie gerne vertraute ich all dem, was Du sagst, als ewige Wahrheit! Allein wenn Gott uns zürnte?“

„Vertraue nur! Gewiß zürnt Gott uns nicht darob. Und wäre es anders, und könnte Gott uns zürnen, nun, so würden wir zusammen untergehen! Besser ein solcher Tod mit einander, als ein von einander getrenntes Leben.“

Wozu sollen wir diese Unterredung, welche länger als eine Stunde währte, in ihrem Ganzen den Lesern vor Augen bringen? Wer zweifelt, daß es dem Liebenden gelang, alle Skrupel seiner Geliebten zum Schweigen zu bringen, da sie selber deren Verstummen wünschte? Wer zweifelt, daß sie sich endlich entschloß, mit ihm zu ziehen, wohin er seinen Weg auch erwähle? Keiner gewiß, der jemals wahrhaft geliebt hat, oder wahrhaft zu lieben im Stande ist.

XI.

Die Priorin schien nicht sehr erstaunt über Oda's veränderten Entschluß, noch weniger wollte sie ihn mißbilligen. Ueberhaupt war sie eine Dame von ziemlicher Indolenz, wie sie bei Klosterfrauen am häufigsten gefunden wird, namentlich bei den ältern. Sie begnügte sich, mit vieler Salbung dem jungen Mädchen zu sagen, daß ein Kind seinen Eltern und deren Willen folgen müsse, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baue, daß sie, Oda, nur immer Gott und die heilige

Jungfrau vor Augen haben und fleißig beten möge, daß ihr die Pforten des Kloſters ja noch immer offen ſtänden, wenn ihr endlich die Welt durchaus nicht genügen könne und ihres Vaters Wille dann mit dem ihrigen zur Uebereinſtimmung gelangt oder derſelbe vielleicht geſtorben ſei; ſie ſagte ihr — — — — alle mögliche Trivialitäten, die man ſich vorſtellen kann.

Oda hörte der geiſtlichen Schwätzerin mit großer Geduld zu. Endlich ſchloß dieſe damit, daß ſie den Reiſefertigen zu bedenken gab, ob es nicht beſſer ſei, bis morgen zu verweilen, da die Dämmerung bald einbrechen werde, und dann fragte, ob ſie den ganzen Weg nach Lauenburg zu Fuße zurückzulegen gedächten.

Darauf nahm Willbrand das Wort und erwiderte der alten Dame, daß es ſeine Abſicht ſei, mit Oda zu Fuße nur bis Ratzeburg zu gehen, wo er ſich bemühen werde, für dieſelbe ein Fuhrwerk zu erhalten, und was die Dämmerung und das demnächſt darauf folgende Dunkel betreffe, ſo gehe ja ſpäter der Mond auf; der alte Herke aber ſehne ſich ſo ſehr nach ſeiner Tochter, daß er es nicht vor ſeinem Gewiſſen verantworten möge, demſelben ſolche auch nur ſtundenlang vorzuenthalten. — Man gewahrt, wie vortrefflich Willbrand, der vordem nur lauter Aufrichtigkeit und Wahrheit geweſen war, zugleich mit dem geiſtlichen Gewande auch die Heuchelei aufgenommen hatte, welche gewöhnlich unter demſelben ſteckt. —

Die indolente Frau wußte auf Willbrand's Gründe natürlich nichts zu erwidern, und ſchwerlich mochte ſie ſich auch bemühen, um die Beiden lange

zurückzuhalten. Sie entließ daher Oda mit den beſten Segenswünſchen, welche bekanntlich nichts koſten, gab ihr auch einen Gruß an den lieben Vater mit und unterließ nicht, ſie zu beauftragen, den Alten daran zu erinnern, daß er ſeines Verſprechens hinſichtlich der Altardecke eingedenk ſein möge.

So verließen Oda und Willbrand das Kloſter.

Es hatten die Wanderer aber ſelbſtverſtändlich nichts weniger im Sinne, als ſich nach Ratzeburg zu begeben, obgleich ſie den Weg dahin einſchlugen und eine kurze Zeitlang verfolgten. Als ſie nur erſt aus der Geſichtsweite des Kloſters gekommen waren und ſicher wußten, daß man ſie nicht mehr ſehen konnte, verließen ſie ungeſäumt den Ratzeburger Weg und betraten einen Seitenweg, welcher ſie jener Stadt vorbeiführen mußte, und auf welchem ſie bald an ein ſehr ausgedehntes Gehölz gelangten, das ſie in ſeine düſtern Schatten aufnahm.

Hier erſt, von jedem Ohre unbelauſcht, von jedem Auge ungeſehen, hielten ſie ihre Schritte an, und überließen ſich ganz und ohne Zurückhaltung der wonnigen Freude des Wiederſehens, was ſie bisher auch noch nicht einmal für einen Augenblick gekonnt hatten. Welche unnennbare Seligkeit für die ſo lange Zeit getrennt Geweſenen, die ſich als todt beweint hatten, jetzt wieder vereint zu ſein und ſich einander in unbeſchreiblicher Liebe wieder an's Herz zu drücken! Alle die grauſamen Leiden, welche ſie hatten erfahren müſſen, waren in dieſem ſchönen Augenblicke, weil überſtanden, auch gänzlich vergeſſen.

Hand in Hand gingen sie weiter; und sie redeten so viel mit einander, und sie hatten sich so viel zu sagen, daß sie gar nicht bemerkten, wie bereits die Dämmerung eingebrochen war und nun immer tiefer einbrach. Ein Wort lockte immer ein anderes im traulichen Gespräche hervor, und zu spät erst bemerkten sie, daß sie in ihrem Liebesgespräche allzu wenig ihres Pfades gedacht und sich verirrt haben mußten, denn sie sahen vor sich gar keinen Pfad mehr, soviel sie überhaupt noch sehen konnten und sie hätten, nach Willbrand's Rechnung, schon aus dem Walde längst heraus sein müssen.

Es blieb den Verirrten jetzt nichts Anderes übrig, als auf gut Glück weiter zu gehen, was sie denn auch thaten. Es wollte ihnen aber nach einer Stunde nicht anders vorkommen, als hätten sie sich nur noch tiefer im Walde verirrt, denn er wollte immer noch kein Ende nehmen, und als sie abermals eine Stunde gewandert sein mochten, ward ihnen dies zur Gewißheit.

Derweilen war es so finster geworden, daß sie durchaus nichts mehr um und neben sich zu erkennen vermochten und nicht weiter vorwärts konnten. Sie beschlossen daher, der Nothwendigkeit zu gehorchen, mit der Wanderung einzuhalten bis der Mond aufgegangen sein würde, was ungefähr eine Stunde vor Mitternacht geschehen mußte, und sich unterdessen auszuruhen.

Die Luft war warm und linde, und der schwellende Rasen des Waldes lud sie überall zum weichsten Niedersitzen ein. Hand in Hand ließen sie sich nieder, und gewiß konnte sie bis Mondes Aufgang keine

Langeweile beſchleichen, da ſie ſich noch immer ſo viel aus der Vergangenheit zu ſagen und mitzutheilen hatten. Dann aber begannen ſie, ſich die Zukunft auszubilden. Die lieblichſten Bilder eines ſtillen häuslichen Glückes, daß ſie ſich im fremden Lande aufbauen wollten, umgaukelten ſie im bezauberndſten Tanze, hervorgerufen von ihrer aufgeregten Phantaſie. Er ein fleißiger Hausvater — ſie ſeine haushälteriſche glückliche Gattin! Durch Fleiß, Strebſamkeit und Zuſammenhalten bald ein ſich ſtets hebender Wohlſtand! Eine dem Andern die kleinen Sorgen mittheilend — Einer die Andere liebevoll beruhigend, gab es kein beneidenswertheres Paar als ſie. Freundliche Nachbaren liebten und achteten ſie! Liebliche Kinder umſpielten ihre Kniee und ſaßen zum Theil auf denſelben! Arm in Arm ſchauten beſeeligt die Eltern auf das Treiben der Kinder nieder, und Beide riefen: „wie glücklich ſind wir!“ — Und in der That riefen das Beide, Willibrand und Oda, bei dem Anblicke dieſer reizenden Bilder, die ſie ſich einander vorführten, und ihre Phantaſie wurde immer erfinderiſcher und lebendiger. Und ſie ſanken einander in die Arme, und ſie drückten ſich feſt an's Herz; und das laute Wort verſtummte unter ihren Küſſen, und nur flüſternde Liebesverſicherungen unterbrachen dieſe. Und immer inniger wurden ihre Umarmungen, und immer heißer brannten ihre Küſſe, und immer glühender hauchten ſie einander ihre Liebe zu. Und höher und höher ſchlugen die Gluthen, von denen ſie ergriffen waren, über ſie zuſammen, und jedes Geflüſter erſtarb zuletzt in ein ein-

ziges ſchweres Athmen. Dunkle Nacht umhüllte das Geheimniß, daß ſie ſein Weib geworden! Aber dem zürnenden Himmel blieb es nicht verborgen.

XII.

Als Oda und Willbrand aus ihrem Liebestaumel endlich erwachten, ſtieg eben glänzend der Mond auf. Oda weinte innig und reuevoll an dem Buſen Willbrands, und auch dieſer fühlte ſich nicht ganz zufrieden mit ſich ſelbſt: allein — Beider Troſt fand ſich in ihrer Liebe bald wieder, und jeder Vorwurf beſeitigte ſich unſchwer, da ſie, ſobald ſie nur erſt des fremden Landes Boden betreten haben würden, unverzüglich ſich trauen laſſen wollten. So tilgte ſich ja Alles aus, was noch einzuwenden geweſen wäre.

Jetzt goß der höher heraufgeſtiegene Mond ſein Silberlicht heller auch in den Wald, und die ſo ziemlich getröſteten beiden Sünder ſtanden vom Raſen auf und wanderten weiter, und es dauerte auch nicht lange, als ſie ſchon einen Pfad fanden, und ſie ließen ſich von ihm leiten, und in Kurzem traten ſie aus dem Walde ins Freie. Und dicht vor ihnen lag ein großer See, kaum funfzig Schritte vom Saume des Waldes entfernt.

Oda und Willbrand beide kannten den See recht wohl: es war der Plötſchenſee.

Sie waren weit von dem Wege abgekommen, den Willbrand eingeſchlagen und hatte verfolgen wollen; ſie mußten ihn nun wieder zu erreichen ſuchen. Allein

dazu wäre es nöthig gewesen, die Hälfte des Sees zu umschreiten, d. h. mehr als eine Meile Umweg noch zu machen, denn dieser ihr Pfad lag ihnen gerade gegenüber, und Oda war sehr angegriffen und ermüdet. Aber sie gewahrten am Ufer des Sees einen Kahn, und Willbrand hielt es für keine große Sünde, daß er sich desselben auch ohne Erlaubniß des Eigenthümers bediene. Er hob seine Oda in denselben hinein, betrat ihn dann selber, nahm das Ruder, welches in dem Kahne lag, zur Hand, und ruderte denselben dann auf den See hinaus.

Der See glänzte wie polirtes Metall im Mondenschein, er war spiegelglatt: denn nicht ein einziges Lüftchen regte sich, das seine Fläche hätte kräuseln können. Dennoch ward Oda sehr ängstlich unter den kräftigen Ruderschlägen Willbrands. Zagend sagte sie:

„Mir ist so ängstlich, Willbrand, daß ich es Dir gar nicht zu sagen weiß!"

„Wovor denn, mein süßes Leben?" fragte er.

„Wüßte ich es nur, mein Willbrand, so könnte ich es Dir sagen, und mir würde wohl nicht so angst sein; allein daß ich es nicht weiß und doch zage und zittere, macht mir eben so große Pein."

„Beruhige Dich, süße Oda."

„Ich kann es nicht! Es nimmt meine Angst im Gegentheile mit jedem Deiner Ruderschläge zu. Mir ist, als führen wir unserm Grabe zu!"

„Nur ein wenig Geduld und wir sind wieder am Lande."

„Ich glaube, Willbrand, wir sind große Sünder! Ich glaube, es ist das Gewissen, das mich peinigt.“

„Gewiß nicht, meine Oda; das kann nicht sein. Anders müßte ich ja dieselbe Pein, die, wie Du sagst, Du fühlst, auch und noch viel peinigender empfinden.“

„Ach Gott, ich glaube, Du müßtest es auch, selbst wenn es nicht so ist!“ versetzte sie und klammerte sich an den Geliebten.

„Stille, stille, mein himmlisches Leben!“ sagte er, sie mit dem linken Arm umschlingend. „Stille, damit ich den Kahn lenken kann.“

So waren sie bis auf die Mitte des Sees gekommen.

„Ach, Willbrand,“ schluchzte Oda, „gewiß wir sind auf dem Wege zu unserem Grabe.“

„Laß mich! Laß mich, meine beste Oda, daß mir der schwankende Kahn nicht außer Willen geht. Es ist, als ob der See anfange, unruhig zu werden, so unbegreiflich es auch erscheint.“

„Er will uns verschlingen!“ klagte Oda.

Wirklich war der See unruhig geworden, und ward stets unruhiger, und Oda erblaßte nun und sagte:

„Willbrand, Willbrand, der Herr zürnt unserer schweren Sünde!“

Und der See schwoll noch unruhiger auf, und Willbrand senkte das Ruder, das ihm unnütz zu werden begann, und erblaßte auch, denn es war unmöglich, diese Erscheinung, bei dem heitern Wetter und der gänzlichen Windstille, aus natürlichen Ursachen zu erklären.

„Siehst Du, siehst Du, daß er uns verderben will?“ jammerte die Arme.

Und der See brauſ'te in diesem Augenblicke hoch empor und fing gleichsam zu kochen an, und die Wellen, die er schon lange angefangen hatte zu schlagen, rauschten

ſtrudelhaft im Kreiſe und thürmten ſich zu Wogen, und riſſen den Kahn mit ſich fort, und hoben ihn bald federleicht auf ihren weißen Kämmen hoch in die Luft, bald wieder warfen ſie ihn in die Tiefe.

„Wenn Gott uns zürnt und ſtrafen will,“ ſprach Willbrand mit Ergebung, „ſo iſt er doch ſo gnädig, uns ein gemeinſames Grab finden zu laſſen.“

„Ja Willbrand,“ ſchrie Oda, ſich feſter an dieſen klammernd, der im Kahne halb aufgerichtet ſtand, „wir ſind verloren, aber wir ſterben zuſammen!“

Und der See ließ in ſeinem Wüthen nicht nach, und Willbrand beugte ſich zu der Geliebten hinab und ſagte: „wir ſterben zuſammen, wenn Gott kein Erbarmen hat.“

Und immer wilder brauſ'ten die Wogen daher, als ob ſie von einem Sturme gepeitſcht würden, und ſpritzten ihren weißen Giſcht empor, und jagten den leichten Kahn im weiten Kreiſe herum, und ſchnellten ihn hoch und höher, und ſtürzten ihn tief und tiefer in den Abgrund des geſpaltenen Waſſers hinab.

„Gott hat kein Erbarmen!“ wimmerte Oda.

„Kein Erbarmen, aber ein Tod!“ ſchrie Willbrand, und beide Liebende umſchlangen ſich feſt.

In demſelben Augenblick erfaßten die Wogen den Kahn und drehten ihn mehrere Male mit unendlicher Geſchwindigkeit um ſich ſelbſt herum, und riſſen ihn dann ſammt Oda und Willbrand in die Tiefe des geöffneten Grabes hinab, und niemals wieder gab der See dieſe Beute zurück. —

Das iſt die Erſcheinung auf dem Plötſchenſee, welche ein glückliches Sonntagskind noch in unſerer Zeit unterweilen Nachts um die Mitternachtſtunde im hellen Lichte des Mondes gewahr werden kann. Das ſind Willbrand und Oda, die ewig ringen, zu einander zu kommen, aber ewig ſich ferne bleiben müſſen.

Ende der erſten Abtheilung des erſten Bandes.

Sagen

aus

Schleswig, Holstein, Lauenburg, Hamburg und Lübeck.

Herausgegeben

von

J. F. Richter.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1852.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Druck von Gustav Esch in Altona.

Die Hexe vom Süllberg bei Blankenese.

I.

Das freundliche Blankenese war schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein wohlhabender Ort. Da wohnten Seefahrer, Fischer, Bauern und Handwerker in Eintracht beisammen und der Segen des Fleißes gab sich kund wohin man blickte. Die Häuser und Gärten waren wohlerhalten und sauber und selbst in der Strohhütte herrschte Reinlichkeit. Das schönste Haus aber, welches mit seinem großen Obstgarten nicht weit vom Elbstrande lag, hatte sich Hans Claaßen erbauen lassen, und er war stolz darauf, daß es selbst die Hamburger, welche Sonntags zum Besuch herauskamen, die Zierde des Dorfes nannten. Aber dieser Hans Claaßen hätte wohl auch die Mittel dazu gehabt, sich ein großes, steinernes Haus, wie sie damals selbst in Hamburg noch selten waren, mitten in's Dorf hineinzubauen; denn er war ein gar reicher Mann, und hatte manches Säckchen voll blitzender Goldpfennige in seinem eisernen Kasten. Seine drei Schiffe wurden von seinen drei Söhnen geführt und sie machten immer

glückliche Fahrten und kehrten immer wohlbehalten und bis zum Oberdeck beladen mit ausländiſchen Waaren wieder heim. Die fruchtbarſten Ländereien, um Blankeneſe herum, waren auch ſein Eigenthum und auf ſeinen Koppeln weideten die ſchönſten Milchkühe und die fetteſten Ochſen, die zu finden waren weit und breit. Dabei war er Lootſen-Capitain und ein ſo tüchtiger und muthiger Mann, wie nur jemals Einer am Steuer geſtanden; denn wenn zur ſtürmiſchen Herbſtzeit Schiffe in Noth kamen auf der Elbe, und kein Lootſe ſich hinauswagen wollte; da war immer Hans Claaßen der Erſte der zum Ruder griff und wenn ihm auch Keiner von den Andern folgte, ſo fuhr er ganz allein hinaus durch Sturm und Wellen und rettete, was er retten konnte. Doch hatte er auch einen recht ſchlimmen Fehler; denn er war ſtolz auf ſeinen Reichthum und ſah die Leute nicht für voll an, die nicht eben ſo viele Schätze aufzuweiſen hatten als er ſelbſt. Noch ſtolzer aber war er auf ſeine Tochter, ſein jüngſtes Kind, Gretchen. Das war aber auch ein ſchönes und herzensgutes Mädchen, mit einem ſo feinen Geſichtchen, wie Milch und Blut, wie gewiß kein zweites zu finden war zehn Meilen in der Runde. Da war denn auch Sonntags, wenn die Stadtherren kamen, ein Gucken und Vorbeiſpazieren vor Hans Claaßen's Hauſe und ein Fragen nach dem ſchönen Gretchen, daß der Alte ganz unwirſch dabei wurde und die verliebten Fremden oft grob genug ablaufen ließ; denn er würde ſein ſchönes Töchterlein ſelbſt einem reichen Senatorsſohne der freien Hanſeſtadt Hamburg rund abgeſchlagen haben, wenn ein

ſolcher um ſie geworben hätte, weil er ſich einmal einmal eingebildet hatte, ſein Gretchen müſſe einen Edelmann heirathen und gnädige Frau werden. Sie lachte aber immer dazu, wenn er ihr ſo hochfahrende Dinge vorſchwatzte und meinte in ihrem einfältigen Sinne: ihr wäre auch ein Schiffer oder ein Bauer recht, wenn er nur treuen Herzens wäre und ihr ſonſt wohl gefiele; worüber ſich denn der Alte gewaltig ereiferte und ſie nicht ſelten ein dummes Gänechen ſchalt.

Der dreißigjährige Krieg war vorüber mit allen ſeinen Schrecken und der ſchöne Friede ließ ſeinen Segen wieder walten über Dorf und Flur. Da ging Gretchen an einem ſchönen Frühlingsmorgen aus dem Hauſe, um ſich ein Eimerchen Milch von der Koppel zu holen; denn ſie wollte gern etwas thun für die Wirthſchaft, obgleich ſie es gar nicht nöthig hatte, da im Hauſe ihres Vaters Knechte und Mägde genug waren, die den ganzen Tag ſchafften. Der Morgen war lieblich. Das junge Grün auf Wieſen und Feldern, mit Thauperlen bedeckt, ſchillerte wie eine geſtickte Altardecke, die ausgebreitet ward zur Ehre Gottes, und die Blumen hoben ihre bunten Häupter, zwiſchen dem ſaftigen Graſe, ſo andächtig zum blauen Himmel empor, als wollten ſie der lieben Sonne danken für Licht und Wärme, die ſie ihnen ſpendete. Gretchen bemerkte dies Alles und wurde dadurch ſo froh geſtimmt, daß ſie unterwegs ein Liedchen anſtimmte und in hellen Trillern mit der Lerche wetteiferte, die hoch in den Lüften über ihrem Haupte ſchwebte. So kam ſie endlich zu der Koppel, wo die Kühe ihres Vaters weideten;

und wo ihr der Kuhhirt Christian das Heckthor öffnete, indem er freundlich grüßte und dabei einen so zierlichen Krapfuß machte, als ob eine Prinzessin sein kleines Reich betreten hätte. Der Christian war ein junger Bursche von neunzehn Jahren, hoch gewachsen, kräftig gebaut, hübsch von Gesicht und dabei ein so treues, ehrliches Blut, daß man ihm hätte Berge Goldes anvertrauen können, er würde sie redlich gehütet haben und vertheidigt mit seinem Leben. Seine Eltern hatte er frühzeitig verloren: denn seine Mutter war an schwerer Krankheit gestorben und sein Vater, ein armer Fischer, war in einer dunkeln, stürmischen Nacht auf der Elbe verunglückt. Der verwaiste Knabe war damals kaum neun Jahre alt, und da sich sonst Niemand seiner erbarmen wollte, so nahm ihn Hans Claaßen in sein Haus, gab ihm Wohnung, Kleidung und Brod, ließ ihn auch in die Schule gehen und machte ihn, nachdem er zum ersten Male mit zum Abendmahle gewesen war, zu seinem Kuhhirten. Das hatte der Alte auch gar nicht zu bereuen; denn Christian vergalt ihm seine Wohlthaten, so viel nur in seinen Kräften stand und war für das Vieh seines Herrn mehr besorgt, als für sich selbst. Deshalb waren auch Claaßen's Milchkühe und fette Ochsen weit und breit berühmt und der Alte wußte wohl, wem er das zu danken hatte und hielt darum im Stillen viel auf Christian, wenn er sich's auch mit lauten Worten nicht merken ließ. Aber der junge Kuhhirt war nicht allein wohlgelitten in seines Herrn Hause, sondern auch im ganzen Dorfe; denn er hatte ein so gutes Gemüth, daß er sich keinen

Menſchen zum Feinde machen konnte, war gefällig gegen Jedermann und half, wo er konnte. Dafür war er denn auch gern geſehen, wohin er kam und wurde von Alt und Jung nur der „gute Chriſtian“ genannt, worauf er ſich aber gar nichts einbildete; denn er meinte: es wäre ja weiter nichts als Chriſtenpflicht, gut zu ſein.

II.

Wer den guten Chriſtian geſehen hätte, wie er ſich um das ſchöne Töchterlein ſeines Herrn herumdrehte, wie er ſich das Halstuch abriß und den Schemel damit abwiſchte, den er ihr zurechtſetzte, wie er ihr die rothbunte Kuh, ein Prachtſtück ſeiner Heerde, an den Hörnern vorführte und ſtreichelte und tätſchelte, damit ſie ſich ja recht ruhig von Gretchen melken laſſen ſollte; der hätte beinahe glauben können, er wäre bis über beide Ohren verliebt in das ſchöne Kind. Aber der arme Kuhhirt wagte einen ſolchen Gedanken gar nicht einmal bei ſich aufkommen zu laſſen; denn in ſeinen Augen ſtand das ſchöne Gretchen ſo hoch über ihm, wie ein Engel im Himmel. Er war glücklich, wenn er ſie ſah, noch glücklicher, wenn ſie mit ihm ſprach und am allerglücklichſten, wenn ſie ihn lobte, daß er ihres Vaters Vieh ſo wacker hütete und pflegte. Das that ſie denn auch heute wieder und lobte ihn ſo recht aus vollem Herzen, daß ihm ganz überſelig zu Muthe wurde und er ſich gar nicht zu laſſen wußte vor innerlicher Freude und Alles zu vergeſſen ſchien,

was um ihn her vorging. Denn während Gretchen melkte und mit ihm schwatzte, da bemerkte er gar nicht einmal, daß der böse Bulle ein großes Aergerniß zu nehmen schien an ihrem brennend rothen Röckchen und an dem Purpurtüchlein, welches sie um ihre Schultern geschlagen hatte; er bemerkte nicht, daß der schlimme Gesell so recht voller Ingrimm brüllte, daß es klang wie ein ferner Donner; daß er mit seinen Hörnern tief in den Boden hineinwühlte und mit seinen falschen Feueraugen so recht heimtückisch nach Gretchen schielte. Erst als sie aufgestanden war vom Schemel und ihr Eimerchen voll Milch bei Seite setzte, damit es die Kuh nicht umstoßen sollte, da sah er erst zu seinem Schrecken, daß der grimmige Bulle, den Kopf niedergebeugt zwischen die Vorderbeine, plötzlich wie toll auf das Mädchen losstürzte, um sie mit seinen Hörnern zu durchbohren, oder ein noch grausameres Spiel mit ihr zu treiben und sie hoch in die Luft zu schleudern und dann ihren zarten Leib mit seinen plumpen Füßen zu zertreten. Gretchen drehte sich zu gleicher Zeit um; sie sah die schreckliche Gefahr und schrie laut auf, denn sie glaubte ihr Tod sei gewiß. Das Hecktor war zu weit entfernt, um sich hinausflüchten zu können und wenn sie es auch hätte versuchen wollen, sie hätte es gar nicht gekonnt, denn der furchtbare Schrecken war ihr in die Glieder gefahren und ihre sonst so leichten Füßchen waren wie gelähmt, wie eingewurzelt in den Boden, wo sie stand. Bei Christian war aber der Gedanke an die Gefahr, auch zugleich eine Aufforderung zur That, und kaum hatte er das wüthende

Thier auf Gretchen zustürzen sehen, so war auch in demselben Augenblicke schon der Entschluß in ihm reif: daß er das hülflose Mädchen retten müsse und wenn es auch sein Leben kosten sollte. Wie der Blitz warf er sich dem tollen Bullen entgegen, als dieser kaum noch zwanzig Schritte von seinem Ziele entfernt war; gewandt und kräftig, wie der junge Hirte war, gelang es ihm das Unthier im vollen Laufe bei den Hörnern zu packen und ließ sich so eine gute Strecke mit fortschleifen, indem er ihm eine andere Richtung gab. Der Bulle brüllte, daß man es bis weit über das Dorf hinaus hörte und je fester sich der gute Christian an seine Hörner klammerte, desto wüthender suchte er ihn von sich abzuschütteln; aber das gelang ihm nicht, denn der junge Hirte hatte eiserne Fäuste. Da ihm nun sein Ziel aus den Augen gerückt war, so wendete sich sein ganzer Zorn gegen seinen Angreifer und er würde ihn doch vielleicht noch matt gemacht und unter seine Füße bekommen haben, wenn nicht Christian den rechten Zeitpunkt ersehen, losgelassen, sich zur Seite geworfen und hinter den großen Baum gerettet hätte, welcher ziemlich in der Mitte der Koppel stand. Da schoß das Thier an ihm vorbei wie toll und blind, und Christian eilte nun in entgegengesetzter Richtung Gretchen zu Hülfe, welche mit Grausen gesehen hatte, wie der junge Hirt sein Leben wagte, um sie zu schützen vor der wüthenden Bestie. Zitternd und bebend stand sie noch auf derselben Stelle, aber als Christian sie am Arm faßte und sie bat, so rasch sie könne mit ihm dem Heckthore zuzulaufen, da war es ihr, als ob mit

seiner Berührung ihr auch alle Kraft wiederkehre, denn sie war sonst eben so muthig bei solchen ländlichen Gefahren, wie irgend ein Bauermädchen. Deshalb lief sie auch jetzt so schnell wie ein junges Reh, daß der gute Christian, der ihren Eimer trug, kaum gleichen Schritt mit ihr halten konnte und sie schon vor ihm zum Hecktor hinausbuchte, wo Beide in Sicherheit waren vor dem tollen Bullen, der sich eben auf der Koppel umgewendet hatte und ihnen wüthend wieder nachstürzte.

„Du hast mir das Leben gerettet, guter Christian und ich danke Dir von ganzem Herzen und von ganzer Seele dafür," sprach Gretchen draußen tief gerührt zu dem jungen Hirten, und drückte ihm zwischen ihren kleinen, weichen Händen seine harte Hand recht innig dabei. „Ich weiß wohl" — fuhr sie fort — „daß sich eine solche That nicht vergelten läßt, aber man kann auch dankbar sein in der That, und das will ich, darauf kannst Du bauen."

Dem guten Christian war dabei ganz wunderlich zu Muthe, und er brachte zur Erwiderung nichts weiter hervor, als daß er nichts wissen wollte von Dank und Vergeltung, daß er es ja so gerne gethan und tausendmal thun würde, wenn er sie in Gefahr sähe.

Sie sprach kein Wort mehr und ging mit ihrem Eimer still und nachdenklich heimwärts, als sie aber das Dorf erreicht hatte, da flüsterte sie ganz leise vor sich hin: „Wo habe ich denn eigentlich meine Augen gehabt bis heute, daß ich nie gemerkt habe, daß der

gute Christian der hübscheste Bursche im ganzen Dorfe ist?"

Der junge Hirte stand aber noch lange am Heckthore, als ob er an den Platz hingezaubert wäre und schaute ihr nach, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Dann preßte er seine Hand, die sie so innig zwischen ihren Händchen gedrückt hatte, auf sein Herz, als ob er den schneidenden Schmerz den er dort fühlte, damit hätte beruhigen wollen. Aber was er dabei dachte, das kam auch nicht einmal in leisen Worten über seine Lippen und ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust herauf. Dann ging er wieder hinein in die Koppel und machte sich dort zwischen dem Vieh zu schaffen, so viel er konnte, um den ganzen Vorfall zu vergessen. Aber das half ihm nichts; denn als er sich Abends niederlegte auf sein Lager, da konnte er nicht einschlafen, weil Gretchens schönes Bild noch immer vor seinen Augen schwebte.

III.

Es waren seitdem einige Tage vergangen und der Sonntag war herangekommen. Die Kirchgänger, welche in Nienstädten dem Nachmittagsgottesdienste beigewohnt hatten, kehrten bereits zurück, und in dem einzigen Wirthshause, welches damals in Blankenese zu finden war, geigte der lustige Fitzelpeter schon ein munteres Tanzstücklein auf, um die jungen Burschen und Mädchen herbeizulocken zum frohen Tanze, wie es allsonntäglich einmal Sitte war.

Gretchen ging niemals mit zum Tanze in's Wirths-

haus; nicht weil sie zu stolz dazu war, sondern weil sie kein Vergnügen daran fand an dem wilden Herumspringen. Ihr Vater aber hätte es auch gar nicht einmal gelitten, denn er war viel zu hochmüthig, als daß er es hätte dulden mögen, daß sich sein schönes, reiches Töchterlein von jedem Bauernknechte ließe herumschwenken in der Herberge. Er selbst ging auch nur wenig zu Wirthshaus, denn er meinte: er habe ja in seinem eigenen Hause Alles besser, als es ihm der Wirth bieten könne, und wenn er irgend Zeit hatte, so ließ er anspannen, fuhr nach Hamburg hinein und trank dort im Rathsweinkeller ein paar Flaschen vom Allerbesten, mochten sie auch kosten was sie wollten; denn in der Regel machte er dabei in der großen Handelsstadt auch immer noch einige Geschäfte ab, die ihm schönes Geld einbrachten.

So war er denn auch an jenem Sonntage wieder nach Hamburg gefahren; damit aber sein Gretchen doch auch eine Freude haben sollte, so hatte er ihr erlaubt, mit seiner Schwester Susanne, die ihm die Wirthschaft führte, über die Elbe hinüber zu fahren, nach dem Forsthause am andern Ufer, wo Verwandte von den Claasens wohnten. Gretchen ging gern dorthin, denn es waren ein Paar junge Töchter in dem Forsthause, mit denen sie wohl befreundet war, und sie freute sich deshalb auch auf den Besuch wie ein Kind. Kaum war der Vater aus dem Hofe hinaus gefahren, so trieb sie auch die alte Susanne, die noch immer an ihrem Sonntagsstaate herumnestelte, zur Eile an, und zog sie nach dem Strande hinunter, wo das schönste

Boot ihres Vaters schon bereit für sie lag, und Gottfried, ein tüchtiger Ruderknecht, der aber nicht besonders gut mit den Segeln umzugehen wußte, ihrer schon harrte. Es war aber auch wenig Aussicht vorhanden, daß man das Segel würde gebrauchen können, denn es war gänzliche Windstille bei schwüler Witterung, und die Elbe war spiegelglatt.

Als nun aber Gretchen hinunterkam an den Strand, da kam auch wie zufällig der gute Christian um die Ecke, und war schnell bei der Hand, ihr ein Brett zu legen, damit sie trockenen Fußes an Bord gehen konnte, und sie dankte ihm dafür mit einem so freundlichen Blicke, daß ihm wieder ganz wunderlich um's Herz wurde. Nun machte er die Kette los und Gottfried stieß ab. Gretchen hatte aber ihren Sitz im Boote so genommen, daß sie den jungen Hirten immerfort im Auge behielt, der auch richtig am Ufer stehen blieb und sie mit seinen Blicken verfolgte, bis ein anderer junger Bursche zu ihm trat, ihn auf die Schulter schlug und fragte: ob ihn die Elbnixe bethört hätte, daß er immerfort auf's Wasser schaue, wo doch nichts zu sehen wäre als ein paar Boote? Christian wußte gar nichts darauf zu antworten, aber er wendete sich tiefseufzend ab von der Elbe und ging hinauf nach der Koppel zu seinen Rüben.

Da oben überkam ihn aber auf einmal eine entsetzliche Angst, daß er sich gar nicht zu lassen wußte, und er konnte sich es gar nicht erklären, was es denn eigentlich sei, was wie ein Felsenstein auf seinem Herzen lastete? Keine fünf Minuten lang konnte er auf

einer Stelle anhielten, und als die Melkdirnen, über die er die Aufsicht führte, heraufkamen mit ihren Eimern, um die Abendmilch zu holen, da trieb er sie so ängstlich zur Eile an, wie er es noch nie gethan hatte. Nun, sie sputeten sich denn auch gehörig, und als sie Alle fort waren mit ihren schweren Milchtrachten, da schloß er das Heckthor, ließ seine Kühe allein und lief querfeldein, so schnell er konnte, bis zu einem Abhange, von wo aus er ein gutes Stück Elbe und Himmel übersehen konnte. Die Elbe war noch spiegelglatt, aber am Himmel sah es bös aus. Die Sonne hatte sich verkrochen und von Südwesten zog eine Gewitterwolke herauf, die so dunkel und drohend aussah, als wolle sie ganz Blankenese mit einem einzigen Donnerschlage vernichten. Dies sehen und an Gretchen denken war bei dem guten Christian Eins. Sie mußte noch über die Elbe herüber, er sah ihr Boot noch nicht, und brach das Wetter los, so konnte sie leicht Unglück haben, wenn Gottfried sich verleiten ließ, Baum und Segel aufzusetzen, wobei er mitunter gar arge Fehlgriffe machte. Da half nun freilich kein langes Ueberlegen, es mußte gehandelt werden, und dazu war eben Christian der rechte Mann. Er sprang wie ein Gemsbock den Abhang hinunter, und mit wenigen Sprüngen war er schon unten am Strande. Dort sprang er in ein Boot seines Herrn, nahm die beiden Ruder zur Hand und schoß in die Elbe hinaus, als ob es ein Wettrudern gegolten hätte. Er hatte aber noch nicht die Mitte des Stromes erreicht, da sahe er deutlich, daß drüben am andern Ufer Gottfried mit den

beiden Frauenzimmern im Boote abſtieß; er bemerkte aber auch zu ſeinem Schrecken, daß er den Baum aufrichtete und das Segel klar machte, weil eben ein Windzug anfing günſtig zu weben. „Nun wird er Unheil anrichten!“ rief Chriſtian unwillkürlich aus; und ſo kam es auch. Das Wetter brach ſchrecklich los. Der Donner brüllte, die Blitze ziſchten, der Sturm heulte und wühlte die Elbe auf bis auf den Grund, und ein furchtbarer Windſtoß faßte das ſchlechtgeſteuerte Segelboot und ſtürzte es um. Chriſtian ſah es und es war ihm dabei, als ob ihn ſelbſt der Blitz getroffen hätte; aber er verlor die Faſſung nicht dabei, und in wenigen Augenblicken war er an der Stelle, wo das Unglück geſchehen war. Gretchen und Suſanne ſchwammen noch auf den Wellen, und es gelang ihm, erſt die Eine, dann die Andere zu ergreifen und zu ſich hineinzuziehen in's Boot; Gottfried aber hatte ſich angeklammert an das umgeſchlagene Fahrzeug und trieb an's Blankeneſer Ufer, wo er auch glücklich faſt zu derſelben Zeit ankam, als Chriſtian die beiden Geretteten an das Land ſetzte. Der Schrecken war ſchon ziemlich überwunden und raſch gingen ſie dem Hauſe zu, um die naſſen Kleider zu wechſeln. Sobald dies aber geſchehen war, war Gretchen ſchnell wieder auf den Beinen, ſuchte in Haus, Hof und Ställen überall nach Chriſtian herum und fand ihn endlich im Garten, als er eben im Begriff war, zur Hinterthür hinaus, hinauf nach der Koppel zu gehen. Sie holte ihn ein, und dreimal drückte ſie ihm nicht allein die Hand, ſondern dreimal ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Nacken

und küßte ihn herzlich, indem sie sprach: „Heute danke ich Dir zum zweiten Male mein Leben, guter Christian, und nun muß ich Dir es eingestehen, daß ich Dir gut bin, so recht von Herzen!“

Darauf war sie wieder verschwunden, wie der Blitz und Christian glaubte erst, er hätte geträumt; aber der Kuß brannte noch auf seinen Lippen und ihre Worte hallten noch in seinen Ohren wieder. Er mußte es glauben, daß sie ihm wirklich so recht von Herzen gut sei und er glaubte es gar zu gern.

IV.

Wieder waren mehrere Tage vergangen und der gute Christian war recht schwermüthig geworden. Er hatte es sich in seiner Einsamkeit recht ordentlich überlegt, was es doch eigentlich für ein Unglück sei, sich in die schöne Tochter eines reichen und stolzen Mannes zu verlieben und doch selbst so arm zu sein, wie eine Kirchenmaus. Denn daß er wirklich bis zum Sterben in das schöne Gretchen verliebt war, das wagte er vor sich selbst gar nicht mehr abzuleugnen; wenn er es auch ganz geheim hielt, damit ja kein Mensch etwas davon merken sollte. Gretchen hatte es ihrem Vater gleich selbst erzählt, daß ihr der gute Christian nun schon zweimal das Leben gerettet habe; aber Hans Claaßen hatte es gar nicht so aufgenommen, wie sie es wohl wünschte und hatte weiter nichts darauf geantwortet, als: der Bursche ist gut, er thut immer seine Schuldigkeit. Damit war

Alles abgemacht, und wenn er gleich darauf den Schneider kommen ließ und für Christian einen neuen Anzug bestellte, so geschah dies nicht aus Dankbarkeit für die Lebensrettung seiner Tochter, sondern weil er einmal gewohnt war, es an jedem Pfingstfeste zu thun. Als es denn nun aber endlich herankam, das schöne Frühlingfest, da brachte auch der Schneider den neuen Anzug für den jungen Hirten zu Hans Claasen; der aber wollte rein toll werden vor Zorn, als er sah, daß der Meister schwere, blanke, silberne Knöpfe auf Jacke und Weste gesetzt hatte, wie er sie selbst nur auf seinem Wettestisbrocke trug. Und als der Schneider nun in seiner Angst sich damit entschuldigte: daß ja Jungfer Gretchen selbst zu ihm gekommen sei und ihm bei Leib und Leben anbefohlen habe, gerade solche Knöpfe und keine andere zu nehmen, da wollte der alte Hitzkopf erst ganz aus der Haut fahren und das Mädchen mußte auf der Stelle herbei. Gretchen war aber schon gefaßt darauf: sie ließ ihn erst ordentlich austoben und dann antwortete sie ganz bescheiden: „Sieh', lieber Vater, ich dachte mir das so: als im vergangenen Jahre der gute Christian die schwarze Kuh, die in eine Sandkuhle gefallen war, wieder auf die Beine brachte und vom Tode rettete, da schenktest Du ihm einen schönen silbernen Knopf an seinen Hut. Nun aber hat er in diesem Sommer mir das Leben gerettet und Deiner leiblichen Schwester dazu, und ich denke doch, daß wir Beide Dir hundertmal mehr werth sind, als die schwarze Kuh, drum habe ich auch in

Deinem Namen die silbernen Knöpfe für ihn bestellt auf Jacke und Weste."

Der Alte krauete sich im Kopfe, brummte noch eine Zeitlang, wußte aber den Gründen seiner Tochter nichts entgegenzusetzen; so, daß ihm endlich nichts übrig blieb, als seinen großen Geldschrank aufzuschließen und den Schneider zu bezahlen, der ein ganz artiges Sümmchen auf seine Rechnung gesetzt hatte. Gretchen hatte aber doch die herzinnige Freude den guten Christian, am ersten Pfingstmorgen, in einem so kostbaren Anzuge zur Kirche gehen zu sehen, wie ihn die reichsten Bursche in Blankenese nicht hatten.

Es war ein herrliches Wetter zum Pfingstfeste und die jungen Leute schweiften herum in Wald und Flur und lachten und scherzten und sangen und tanzten, daß es eine Lust war. Die älteren Männer und Frauen aber gingen ehrbarer einher, sie besuchten ihr liebes Vieh auf den Koppeln, sahen nach ihren Feldern und Wiesen und nach der schönen Baumblüthe in ihren Gärten und Alle freuten sich und waren überaus zufrieden; denn wo man nur hinblickte, war der Gottessegen im reichsten Maaße zu schauen. So war denn Alles recht heiter und glücklich und kein Mißton störte die Freude des Festtags. Gegen Abend aber gab's plötzlich Lärmen im Dorfe. Da liefen die Menschen durcheinander, wie ein Volk Ameisen und steckten die Köpfe zusammen und flüsterten und zischelten und es dauerte lange, ehe man erfahren konnte, was denn eigentlich los sei? Da kam der Vogt endlich herbei und fragte: ob ein Unglück geschehen sei? und zwei

junge Burſchen, Schifferſöhne, traten zu ihm und erzählten ihm: ſie wären nach dem Süllberge hinaufgeſtiegen, der damals noch ganz mit Buſchwerk bewachſen war, um von oben herab nach der Elbe zu ſehen; da hätten ſie ganz auf dem Berge, auf einem freien Platze, eine Hütte gefunden, von Holz und grünen Zweigen erbaut; vor der Hütte aber hätte ein Feuer gebrannt und darüber hätte ein Keſſel gehangen und ein altes fremdes Weib hätte dabei geſeſſen und hätte immerfort in den Keſſel herumgerührt und wunderliche Worte dabei vor ſich hingemurmelt. Da wäre der eine Burſche hinzugetreten und hätte gefragt: Mutter, was kochſt Du da? ſie hätte aber nicht darauf geantwortet. Der andere Burſche hätte aber zu ſeinem Kameraden geſagt: Siehſt Du denn nicht, daß das ein Hexe iſt? Was ſchwatzeſt Du mit ihr? Sie kann Dir was anthun, daß Du zeitlebens daran genug haſt. Laß uns lieber hingehen zum Vogt, daß er ſie forttreiben läßt, denn wir wollen keine Hexe in der Gemeinde haben. Da wäre die Alte aufgeſprungen von ihrem Sitze wie toll, und hätte eine Lache aufgeſchlagen, daß es drüben am andern Elbufer wiedergehallt wäre, und hätte ſich im Kreiſe gedreht wie ein Kruſelding und hätte immer dabei geſchrieen: Euer Vogt ſoll mich forttreiben? Euer Vogt? Na, das wäre der Allerletzte, dem ein ſolches Kunſtſtück gelingen könnte. Laßt ihn nur kommen, Euren Vogt, hab' ihm lange gern ein Beinchen ſtellen wollen. Laßt ihn nur alle ſeine Blankeneſer mitbringen, es ſoll Jeder ſeinen Puff kriegen; will meinen Spaß daran haben; aber

das sag' ich Euch: forttreiben thut Ihr mich doch nicht; denn der Süllberg ist mein und bleibt mein, so lange ich lebe!"

„Das lügt sie in ihren Hals hinein, die alte Hexe!" brüllte der Vogt, welcher durch die respectwidrige Art und Weise mit der die Alte seiner gedacht hatte, in die größte Wuth versetzt worden war. „Das lügt sie in ihren Hals hinein! Der Süllberg gehört zu Blankenese und die Gemeinde hat ganz allein ein Recht daran, und ich will's ihr zeigen, wie ich mit hergelaufenem Zigeunergesindel umzuspringen weiß." Darauf rief er seine Knechte herbei und ließ alle wehrbaren Männer der Gemeinde nach der Schenke zusammenrufen. Dort that er ihnen das Vorgefallene kund und kaum hatte er geendet, so schrie auch der ganze Männerhaufe wie aus einem Munde: „Der Süllberg gehört zu Blankenese und wir wollen keine Hexe haben in der Gemeinde!"

„Nun, wenn Ihr das nicht wollt," sprach der Vogt; „so zieht mit mir aus und helft mir die Hexe fort treiben von unserm Gebiet."

„Ja, das wollen wir zur Stunde!" riefen wieder Alle, und nun ging es zum Wirthshause hinaus, mit Stangen und Knütteln und Spießen dem Süllberge zu, in hellen Haufen. Die alte Hexe aber hatte ihren Kessel umgestürzt, und der ganze Brau, den sie gekocht hatte, war in's Feuer gelaufen und verbreitete einen so dichten Dunst um den Berg, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte, und einen so abscheulichen Geruch, daß es kaum auszuhalten war. Das schreckte

natürlich auch die muthigſten Leute zurück und Keiner wollte weiter vordringen, als ſie am Fuße des Berges angelangt waren. Die Meiſten zerſtreuten ſich truppweiſe auf den nahegelegenen Hügeln, und zogen ſich wieder der Elbe zu, um unten am Ufer hin Blankeneſe wieder zu erreichen. Wo aber ein Trupp beiſammen war, da erſcholl es auch: „Hier iſt die Hexe! Hier iſt die Hexe!“ Und wirklich zeigte ſich auch überall ein häßliches, altes Weib unter den Leuten plötzlich wie aus der Erde hervorgeſchoſſen und wenn ſie zugreifen wollten, da war ſie verſchwunden, wie ein Schatten, und ein hölliſches Gelächter ſpottete die Männer aus und ſie fühlten Ohrfeigen, Rippenſtöße und Püffe von unſichtbarer Hand, wohin ſie ſich nur wendeten. Da wurde ihnen endlich ganz unheimlich zu Muthe und ſie liefen Alle nach Hauſe; Einer immer ſchneller als der Andere. Der Vogt kam aber am ſchlimmſten weg; denn als er mit ſeinen Knechten, dem Dampfe und dem hölliſchen Geſtanke trotzend, doch den Süllberg hinanklimmen wollte, da war es ihm plötzlich, als ob ihm Jemand ein Bein ſtellte und er ſtürzte dreißig Fuß tief wieder hinunter und brach ſich den rechten Fuß morſch entzwei. Da mußten ihn die Knechte auch nur ſchnell nach Hauſe tragen und der Bader hatte lange Zeit an ihm zu kuriren.

V.

Der gute Chriſtian war nicht bei der Hexenjagd geweſen. Er ſaß einſam oben auf ſeiner Koppel bei

ſeinen Rüben und dachte an Gretchen; ſie aber ſaß wieder einſam unten in ihrem Kämmerlein und dachte an ihn. Am zweiten Pfingſtmorgen, als der Tag kaum grauete, ſtieg er hinauf auf den Süllberg, denn er ſahe von dort herab die Sonne gern aufgeben, und dabei betete er ſo recht innig ein Dankgebet zu Gott, der ihn bisher väterlich beſchützt und bewahrt hatte vor Unglück und Noth, und es ihm hatte laſſen wohlergehen, obgleich er ihm keine Reichthümer beſcheert hatte. Allerdings hatte er noch am vergangenen Abende unten im Dorfe wohl gehört, wie die Leute von der Hexe ſprachen, aber er hatte wenig darauf geachtet, und ſo ſtieg er denn auch heute furchtlos und gewappnet mit ſeinem frommen Herzen gegen alle Hexen und böſen Geiſter den Berg hinauf. Kaum aber hatte er den höchſten Gipfel erreicht, ſo wunderte er ſich ſehr, daß er da auch nicht die leiſeſte Spur einer Laubhütte mehr fand, ja auch der Keſſel und das Feuer waren verſchwunden, und es war nicht einmal ein Häuflein Aſche oder ein Brandfleck im Graſe zurückgeblieben. Da verrichtete er ſchnell ſein Morgengebet und eilte dann wieder hinunter in's Dorf, um allen Leuten, die ihm begegneten, zu verkünden: daß oben auf dem Süllberge auch keine Spur der Hexe mehr zu finden ſei und Alle wunderten ſich über ſeinen Muth, daß er ganz allein im Morgengrauen da hinaufgegangen ſei; aber Alle freuten ſich über das Verſchwinden des alten, böſen Weibes; denn die Meiſten hegten Furcht vor ihren ſchlimmen Künſten und hatten eine unruhige Nacht gehabt.

So verging denn auch das schöne Pfingstfest recht fröhlich unter Jubel, Tanz und Schmaus, und als die drei Festtage vorbei waren, da meinte der Fidelpeter: seine Arme wären ihm so lahm von allem Geigen als ob er in einem Boote bis nach Lüneburg hinaufgerudert wäre. Auf die Hoppbei-Zeit folgt aber immer wieder die Arbeitszeit, und so ging es auch in Blankenese. Die Hirten mußten wieder ihr Vieh hüten, die Ackerbauern zogen auf's Feld hinaus, die Fischer legten sich mit ihren Böten auf die Elbe, und Jeder ging an sein Geschäft, um zu arbeiten für Familie und Haus. Es ging auch Alles ganz trefflich von Statten, Segen und Wohlstand wohnten fast in jedem Hause, und an die böse Hexe dachte kein Mensch mehr, als der Vogt, dessen Bein noch nicht geheilt war.

Da kam endlich der Johannistag heran, und als die jungen Mädchen bald nach Mitternacht schon aufstanden, um Johanniswasser zu holen, da sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß der Himmel über Blankenese so pechschwarz-dunkel sei, wie in einer Winternacht. Sie achteten aber wenig darauf, holten ihr Wasser und gingen wieder heim. Als aber die andern Leute auch aufstanden, um zur Kirche zu gehen, denn der Johannistag war damals noch ein Kirchentag, da war es immer noch nicht heller geworden, und mit Schrecken bemerkten sie, daß gerade über dem Süllberge eine ungeheure schwarze Wolke hing, welche ganz Blankenese wie ein Leichentuch bedeckte und keinen Sonnenstrahl durchließ. Da kam Angst und Grauen über die Leute und Viele meinten: das könnte ein entsetzliches Wetter

abgeben, wenn es losbräche; d'rum wäre es wohl beſſer zu Hauſe zu bleiben, als nach Nienſtädten zur Kirche zu gehen. Auch ſelbſt das Vieh ſchien es zu fühlen, daß etwas Ungeheuerliches in der Luft liege, denn die Kühe wollten ſich nicht zur Weide treiben laſſen, und kehrten immer wieder in den Stall zurück; die Pferde waren weder durch Peitſche noch durch Sporen aus der Stelle zu bringen, und die Hunde krochen in irgend einen Winkel des Hauſes und winſelten. Die Vögel aber flatterten gar ängſtlich in der Luft herum, ſie kreiſchten als ob ſie verfolgt würden, verſteckten ſich unter die Dächer, oder ſchoſſen pfeilſchnell über die Elbe hinüber.

So wurde es Nachmittag und die Leute in Blankenese hatten auch noch nicht den kleinſten Sonnenſtrahl an dieſem Tage geſehen; ja, in manchen Häuſern, wo die Fenſter niedrig und die Scheiben blind waren, da mußte man Licht anzünden, ſonſt hätte man die täglichen Geſchäfte des Hausweſens ganz im Finſtern abmachen müſſen. Dabei verbreitete ſich eine ſo drückende, ſchwüle Luft, daß es Menſchen und Thieren wie Blei in den Gliedern lag und die Luft roch wie lauter Pech und Schwefel. Ungefähr um ſechs Uhr Nachmittags, da zuckte auf einmal ein gewaltiger Blitz am Himmel auf und es war als ob er die ſchwarze Wolke mitten aus einander riſſe. Ein Donnerkrachen folgte, wie es noch kein Menſch je gehört hatte, und nun jagten ſich Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, und es war ein Donnern und Brauſen in der Luft, daß die Leute nicht anders glaubten, als der jüngſte Tag ſei angebrochen.

Da verkrochen ſich gar Viele in die Keller, die nichts hören und ſehen wollten von dem ſchrecklichen Wetter, und Viele lagen auf den Knieen und beteten: daß Gott möge Unheil abwenden von Blankeneſe. Aber ihr Gebet wurde doch nicht erhört, denn der Blitz ſchlug ein an drei verſchiedenen Stellen, und mehrere Häuſer, worunter auch das Haus des Vogtes, brannten bis auf den Grund nieder. Das war aber auch nicht zu verwundern, denn Alle, die herbeieilten, um zu löſchen, wurden niedergeſchlagen auf der Stelle von dem furchtbaren Hagel, der ſo dicht, wie aus Eimern gegoſſen, und ſo groß wie Hühnereier, aus der rabenſchwarzen Wolke herabſtürzte. Sieben Stunden lang dauerte das entſetzliche Unwetter, von 6 Uhr Abends bis um 1 Uhr nach Mitternacht, und da ſchloß es endlich mit einem ſo furchtbaren Donnerſchlage, daß alle Häuſer erbebten und mancher Schornſtein und Giebel polternd zuſammenſtürzten.

Am andern Morgen aber gab es einen Jammer-Anblick, der ſich ſchwer beſchreiben läßt. Der Hagel lag noch fußhoch auf den Feldern, und hatte die ſchöne Saat, die ſchon in voller Aehre ſtand, zu Brei zuſammen geſchlagen. Kein grünes Blatt war an Bäumen und Gebüſchen mehr zu finden, und an den ſchönen Obſtbäumen keine einzige Blüthe mehr. Alles war entlaubt und kahl und traurig, nirgends ein friſcher Grashalm, nirgends eine Blume mehr zu ſchauen, und man war doch noch mitten in der ſchönen Sommerzeit. Aber auch an Menſchen und Thieren hatte das Wetter viele Opfer gefordert. Pferde, Kühe und Schafe waren auf

den Feldern erſchlagen worden vom Hagel, und die Menſchen dazu, die ſie heimtreiben wollten. Ein ganzer Wagen voll luſtiger Gäſte, welche vom nahen Wedel aus Blankeneſe beſuchen wollten, wurden unterwegs ſammt Kutſcherknecht und Pferden vom Blitze getroffen und kam Niemand mit dem Leben davon. Da gab es denn ein Jammern und Wehklagen im ganzen Dorfe; denn Jeder hatte Schaden erlitten durch das Unwetter, in ſeiner Weiſe; der Eine mehr, der Andere minder. Auch der reiche Hans Claaßen hatte ſeine ganze Ernte verloren; aber ſeine ſchöne Viehheerde war ihm doch gerettet worden, durch den guten Chriſtian, der ſie noch vor Ausbruch des böſen Wetters eiligſt heim in die ſichern Ställe trieb. Was war zu thun? Man mußte ſich fügen in das Unvermeidliche und mußte hoffen auf beſſere Zeit. Aber die beſſere Zeit kam nicht und die Blankeneſer ſollten es erfahren, daß ein Unglück ſelten allein kommt; denn ſie ſollten leider noch eine ganze Reihe von Unglücksfällen erleben. Mit den Feldern und Gärten war nichts mehr anzufangen. Man fing freilich wieder an zu ſäen und zu pflanzen; aber es wollte nichts aufkommen und wo ſich auch ein Keimchen oder ein grünes Blättchen zeigte, da verdorrte es auch wieder; denn gleich nach dem Unwetter brach eine Hitze aus, wie man ſie ſeit Menſchengedenken nicht erlebt hatte, und Alles wurde vom Erdboden weggeſengt. Das arme Vieh litt Mangel an Futter und zehrte ab, daß man die Rippen zählen konnte. Es mußte weggeſchlachtet oder hinübergeſchafft werden über die Elbe für ſchweres Geld, wo es Gras

genug gab auf den Weiden. Aber das war noch lange nicht Alles. Wo die Blankeneser Fischer auch ihre Netze und Angeln auswerfen mochten, da war Alles wie todt und ausgestorben in der Elbe, und sie mochten sich abmühen Tag und Nacht, sie fingen keinen elenden Stint mehr; ihre Netze und Angelschnuren brachten sie aber fast täglich ganz zerrissen mit nach Hause und sie wußten doch gar nicht wovon? Den andern Handwerkern ging es auch nicht besser, sie wurden geneckt und geschädigt überall und konnten kein Stück Arbeit mehr zu Stande bringen. Wenn der Tischler seinen Leim zum Feuer setzte, so flog mit einem lauten Knall der Leim, sammt dem Topfe zum Schornstein hinaus, und glaubte er ein Stück Möbel fir und fertig zu haben, so platzte es über Nacht aus allen Fugen und er mußte die Arbeit von vorn beginnen. Den Schustern riß der Pechdrabt entzwei, als ob es Spinnengewebe wäre, und wenn sie einen Stiefel fertig hatten und der Kunde probirte ihn an, so fuhr er mit den Zehen vorn zur Spitze heraus. Die Schneider stachen sich mit ihren eigenen Nähnadeln die Finger dermaßen entzwei, daß sie gar keine Arbeit mehr anrühren konnten; die Schmiede waren nicht mehr im Stande ein einziges Hufeisen aufzusetzen; denn beim ersten Hammerschlage brach es morsch entzwei, als ob es von Glas gewesen wäre, und den Bäckern verbrannte entweder das Brod im Ofen oder es blieb wie Kloß und wurde ihnen nimmermehr gar. So erging es allen übrigen Handwerkern auch; all' ihr Arbeiten und Mühen war vergeblich und nach und nach wurde es Allen klar:

es müsse ein Unheil auf Blankenese lasten und Viele flüsterten es sich ganz heimlich in die Ohren, daß die böse Hexe vom Süllberge ihnen wahrscheinlich all' das Unglück auf den Hals geladen hätte; aber laut wagte es Niemand zu sagen. Dabei war es doch aber seltsam, daß seit jener allgemeinen Jagd kein Mensch die alte Hexe wieder gesehen, noch irgend eine Spur von ihr gefunden hatte.

VI.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Die armen Blankeneser waren schon geplagt genug mit ihrem Unglück im Hause und nun sollten sie auch selbst bald kein Haus mehr über dem Kopfe haben. Fast keine Nacht verging ohne Feuerlärm und wo einmal Feuer auskam, da brannte auch gewiß das Haus nieder mit Allem was darin war. An Rettung war kaum zu denken, denn wenn auch die Leute herbeikamen um zu löschen, so flogen ihnen überall Steine um die Köpfe, die neuesten und besten Eimer und Fässer waren durchlöchert wie die Siebe und das Wasser lief aus, ehe sie damit nach der Brandstätte kamen. Wenn man die Sprützenschläuche aber auch tagtäglich ausbesserte und reinigte und probirte, so waren sie doch immer wieder verstopft und zerrissen, wenn sie gebraucht werden sollten. Da brannten denn freilich viele Häuser ab und Ställe und Scheunen, und Hausrath und Vieh und das letzte Bischen Korn, was Mancher sich noch aufgespart hatte, um im Winter davon zu leben, verbrannte mit.

Der reiche Hans Claaßen war, bis auf den Verlust den er durch den Hagelschaden erlitten hatte, noch ziemlich frei geblieben von Schaden und das Unheil schien sich Anfangs nicht so recht an ihn zu wagen. Aber als die Andern beinahe Alle gar schwer heimgesucht worden waren, kam auch die Reihe an ihn. In einer hellen Augustnacht, da schlug plötzlich eine gewaltige Flamme zum Giebel seines Hauses heraus und gerade in dem Giebel da schlief Gretchen in ihrem Kämmerlein. Der Alte wurde nun freilich gleich munter, sprang aus dem Bette und wollte hinauf zu seiner Tochter, aber die Treppe, die zu ihr führte, brannte schon und er hörte sie oben gar jämmerlich um Hülfe schreien, denn das ganze Dach stand schon in hellen Flammen über ihrem Haupte und sie wußte nicht, wie sie von dem hohen Giebel herunter kommen sollte. Da rief Hans Claaßen alle seine Knechte und Nachbarn zusammen und sie kamen auch herbei mit Sprützen, mit Wasser und großen Leitern; aber sie konnten nicht ankommen damit, denn so wie sie sich nur dem brennende Hause näherten, da prasselte ein glühender Steinregen vom Dache herab und schlug ihnen Löcher in die Köpfe und selbst der reiche Hausherr, welcher ganz allein eine Leiter anlehnen wollte an den Giebel, um seine Tochter zu retten, wurde so arg zugerichtet von den Steinen, daß er aus mehreren Wunden blutete. Er mußte ablassen und raufte sich in Verzweiflung die grauen Haare aus, denn er sah nirgends Rettung mehr für Gretchen, die von Rauch und Flammen beinahe erstickt und verbrannt, sich eben vom Giebel herab-

stürzen wollte, auf die Gefahr hin alle ihre Glieder zu zerbrechen.

Da erschallte plötzlich von unten eine Stimme: „Halte Dich wacker, Gretchen, nur noch einen Augenblick, ich komme schon.“

Und alle schauten sich um nach dem Sprecher und riefen wie aus einem Munde: „Da kommt der gute Christian:“ und Gretchen oben, welche seine Stimme gleichfalls gehört hatte, rief auch: „Komm schnell, guter Christian, und rette mich, sonst muß ich elendiglich verbrennen.“

Der gute Christian kam denn auch herbei, wie der Sturmwind, mit einer gewaltigen Leiter, die hinaufreichte bis zum Giebel. So wie er sie aber ansetzte, so prasselte auch schon wieder ein glühender Steinregen vom Dache herunter und feurige Funken, wie ein ungeheurer Schwarm von Leuchtwürmern, dazu. Alles stob auseinander und Mancher, der den Muth gehabt es mit Christian vereint zu wagen, hatte nun kein Herz mehr dazu. Christian aber blieb ruhig stehen unbedeckten Hauptes und scheute weder glühende Steine, noch Feuerfunken. „Gretchen, ich komme!“ rief er hinauf. „Ich wag's mit Gott und mit Allem, was heilig ist!“ — Und damit lief er so behende, wie eine wilde Katze, die große Feuerleiter hinauf, nahm Gretchen auf seinen rechten Arm und trug sie herunter wie ein Kind, und um ihn her flogen die Steine, brennende Splitter und Balken; ja, der ganze Schornstein stürzte hinter ihnen drein, und doch kamen Beide glücklich und unverletzt zu Boden und es war ihnen auch nicht die

Haut geritzt und auch kein Haar versengt worden. schrie das halbe Dorf, was indessen zusammen gelo war, Wunder über Wunder! Gretchen aber, die guten Christian noch fest umschlungen hielt, sprac ihm leise: „Nun hast Du mir zum dritten Male Leben gerettet und nun schwöre ich Dir's bei Gott: ich niemals einen andern Mann heirathen werde, Dich!“ — „Schwöre nicht, Gretchen,“ sprach Christ „denn wir können doch nimmermehr zusammen k men.“ Hierauf führte er sie zu ihrem Vater, ganz krank und fast ohne Besinnung in einem N barhause lag, wo ihm seine Schwester und der B seine Wunden verbunden hatten. So wie Gret aber gerettet war, verlöschte das Feuer in sei Hause plötzlich ganz von selbst, und der Schade für ihn am Ende nicht sehr groß, denn es war w nichts abgebrannt als der Giebel mit Gretchens K merlein, ein gutes Stück vom Dache und das H werk der Treppe.

VII.

Mehrere Tage später ließ Hans Claasen, nachd er so ziemlich von seinen Wunden wieder geheilt w den war, sein Töchterlein zu sich rufen, welches a nach der letzten, glücklich überstandenen Todesgef wieder blühte, wie eine frische Rose.

„Mein liebes Kind“ — sprach er zu ihr — „ bin eben im Begriff hinüber zu fahren zum Herrn v Wedell, der, wie Du weißt, schon längst in Ehren n

Züchten um Deine Hand geworben hat und Dich zur gnädigen Frau machen will."

„Sprich mir von Allem in der Welt, herzlieber Vater, nur nicht von dem," entgegnete ihm Gretchen. „Du weißt ja, daß ich ihn nicht ausstehen kann, den Geisterbeschwörer, den Goldmacher, der sein ganzes Vermögen verschwendet hat und so tief in Schulden sitzt, daß er dem Juden Veitel den letzten Acker Landes verpfändet hat. Dabei ist er so häßlich wie der Gottseibeiuns und ich kann ihn nicht sehen mir zu nahe kommen auf drei Schritte, ohne zu zittern und zu beben wie ein Espenlaub. Das habe ich Dir aber auch schon gesagt, lieber Vater, und Du hast ihn abgewiesen und nun will ich Dir's auch nur geradezu eingestehen, daß ich keinen Anderen liebe und keinen Anderen jemals zum Manne nehmen werde, als den guten Christian, der mir dreimal das Leben gerettet hat."

Da war es doch gerade, als ob den Alten eine Wespe gestochen hätte, so fuhr er zusammen und schnitt ein grimmiges Gesicht dabei. „Was?" schrie er, „meinen Rubbirten Christian? Den Bettelbuben, der als Waise zu mir kam und der an meinem Tische das Gnadenbrot gegessen, ehe er mir dienen konnte, der hat es gewagt, seine Augen bis zu Dir zu erheben? Ei, den soll ja gleich —"

„Vater! Was willst Du thun?" rief Gretchen, ihm in die Arme fallend. — „Denkst Du denn gar nicht mehr daran, daß ich schon längst eine Leiche wäre, daß Du längst schon hättest an meinem Grabe

weinen müssen, wenn der gute Christian nicht drei
sein Leben gewagt hätte, um mich vom Tode zu
retten?“

Diese Worte, die Gretchen mit hellen Thrä
in den Augen sprach, schienen den Vater einigermaß
zu besänftigen, denn er liebte seine Tochter gar s
und wußte es im Stillen dem guten Christian groß
Dank, daß er sie dreimal der Todesgefahr entriß
hatte. Deshalb sagte er auch zu ihr, seinen Zo
verbeißend: „Na, na, weine nicht, Kind! Der Christi
ist ein braver Bursche, das habe ich immer gesa
aber er muß sich nicht vom Hochmuthsteufel reiten lass
und seine Augen bis zu Dir erheben; denn da ka
doch nun und nimmer etwas daraus werden. I
will Dir's aber nun auch gerade heraus sagen, waru
mich der Herr von Wedell zu sich beschieden hat. I
will die verdammte Süllbergshexe bannen, die u
schon so viel Unheil auf den Hals gehetzt hat und d
unser armes Blankenese so lange heimsuchen wird m
ihren Teufelskünsten, bis wir Alle mit dem weiße
Bettelstabe in der Hand davonlaufen müssen. Zu
Lohne fordert er aber Dich, mein Kind, zum Ehege
mahl, und wenn es ein Opfer ist für ein Dorfmädchen
eine große Dame zu werden und in einem schöne
Schlosse zu wohnen, so wirst Du wohl das Opfe
bringen müssen, schon um der unglücklichen Gemeind
willen.“

Gretchen war ganz nachdenklich geworden un
nachdem sie lange Zeit dagesessen hatte, ihr Köpfchen
in die Hand gestützt, ohne ein Wort zu sprechen, stand

sie plötzlich auf, ging auf ihren Vater zu und sagte zu ihm: „Gut, wenn denn ein Opfer gebracht werden muß, so will ich das Opfer sein, aber nur unter der einzigen Bedingung, Vater, daß Du es öffentlich bekannt machen läßt: daß Derjenige, der Blankenese von der bösen Hexe befreit, meine Hand erhält, sei er auch, wer er sei!“

„Das kann ich wohl thun,“ meinte Hans Claaßen, „dadurch gewinnt ja die Sache noch ein weit großmüthigeres Ansehen und ich weiß doch gewiß, daß es außer dem gelehrten und hochstudirten Herrn von Wedell keinen anderen Menschen mehr giebt auf hundert Meilen in der Runde, welcher im Stande wäre, es mit der schlimmen Hexe aufzunehmen.

So endete das Gespräch und Hans Claaßen ging nun zuerst zum Vogt, der zwar nun wieder geheilt war, aber doch ein lahmes Bein behalten hatte und bat ihn, daß er es doch bekannt machen möge: daß Derjenige Gretchens Hand nebst einer reichen Aussteuer erhalten solle, dem es gelingen würde, Blankenese von der Süllbergshexe zu befreien.

Der Vogt versprach es, schüttelte aber den Kopf dazu und meinte, er glaube nicht, daß es irgend ein sterblicher Mensch wagen würde, trotz des schönen und reichen Lohnes, mit der verdammten Hexe anzubinden.

Hans Claaßen lächelte ganz pfiffig dazu, verrieth es aber mit keiner Sylbe, daß er seinen Mann schon hätte, und ritt nun rasch und wohlgemuth zum Herrn von Wedell hinüber, der in dem Orte gleichen Namens auf seinem großen Schlosse wohnte. Da sah es

nun aber freilich wüst und öde aus und Alles war in traurigem Verfall. Der Schloßherr hatte sich nie um die Gutswirthschaft bekümmert, hatte ein Stück Land nach dem andern verpfändet, ein Stück Vieh nach dem andern verkauft, um nur immer Geld genug zu gewinnen, damit er sich ungestört seinen geheimnißvollen Studien und seinen kostspieligen alchymistischen Versuchen hingeben konnte, denn er war Astrolog, Adept, Alchymist, wollte auch Gold machen und den Stein der Weisen bereiten, hatte aber bis jetzt weiter nichts zu Stande gebracht, als daß er sein ganzes Vermögen zum Schornstein hinausgejagt hatte. Dabei war er ein kleiner, magerer, häßlicher Kerl, schon bei Jahren, mit einem braunen, spitzknochigem Gesichte und einer langen Habichtsnase. Ein Paar Augen hatte er aber im Kopfe, so rund und feurig wie eine Eule, auch schnitt er mit seinem Gesichte gar wunderliche Grimassen und wenn man sein unruhiges, fahrigtes Wesen betrachtete, so hätte man ihn wohl zuweilen für einen angeputzten Affen halten können. So hatte er denn auch freilich gar nichts Liebenswürdiges an sich, was ein junges Mädchen hätte verleiten können, ihm ihr Herz zu schenken und man konnte es dem schönen Gretchen gar nicht verdenken, daß sie ihn nicht heirathen wollte, denn sie war nicht hochmüthig und es war ihr nichts daran gelegen, eine gnädige Frau zu werden.

Herr von Wedell unterredete sich lange mit Hans Claaßen und er war ganz zufrieden damit, daß der Letztere eine öffentliche Aufforderung zum Hexenbann ergehen und den schönen Preis dabei hatte bestimmen

laſſen, denn ſo machte ja die Sache weit mehr Aufſehen und Gretchen mußte ſeine Frau werden, wenn es ihm gelang, die Hexe zu bändigen, woran er gar nicht zu zweifeln ſchien. Auch war er in ſeiner Eitelkeit feſt davon überzeugt, daß kein Anderer außer ihm es wagen würde, ein ſo ſchweres Werk zu beginnen. Das glaubte übrigens Hans Claaßen ja auch und ſo waren Beide am Ende des Geſprächs ſchon ſo einig mit einander, als ob die ganze Sache ſchon vollkommen abgemacht wäre.

VIII.

Hans Claaſen's öffentliche Aufforderung zum Hexenbann, welche der Vogt an ſeinem Hauſe in der Schenke und an der Kirche zu Nienſtedten hatte anſchlagen laſſen, machte wirklich großes Aufſehen. Von allen Orten und Enden kamen auch viele Männer herbei, die gar gern den köſtlichen Preis verdient hätten: doch als ſie an Ort und Stelle das entſetzliche Unheil vernahmen, welches die böſe Hexe bisher angerichtet hatte und noch anrichtete, und daß man ihr niemals beikommen könne, weil man ſie nie zu ſehen bekam, da wurden ſie ganz muthlos, gaben das gefährliche Unternehmen auf und verſchwanden Einer nach dem Andern ſpurlos.

Unterdeſſen ging aber das ganze Unglücksweſen in Blankeneſe ſeinen traurigen Gang ununterbrochen fort. Die Pferde lahmten, kein Menſch wußte warum, Hornvieh und Schaafe brachen die Beine auf ebenem Wege

und mußten todtgeſtochen werden, die Schweine bekamen eine Seuche und ſtarben alle weg und Hühner, Gänſe und Tauben fand man des Morgens erwürgt und todt. Für viele Blankeneſer war das wieder ein gar großer Verluſt, Hans Claaßen nur allein kam ſo ziemlich glücklich davon, denn er hatte bei Zeiten den guten Chriſtian mit ſeinem ganzen Viehſtande nach dem Pinnebergiſchen geſchickt, wo er ein ſchönes Gut beſaß mit prachtvoller Weide und bis wohin die Macht der böſen Hexe nicht zu reichen ſchien: denn man hörte dort nirgends von beſondern Unglücksfällen. Vielleicht hatte der Alte auch noch die Nebenabſicht dabei gehabt, Chriſtian und Gretchen von einander zu trennen. Aber das gelang ihm doch nicht, denn die Beiden hielten ſo feſt zuſammen, als wären ſie vom lieben Gott für einander beſtimmt, deshalb ſahen ſie ſich auch noch zuweilen ganz insgeheim. Denn wenn Chriſtian Abends auf dem Gute ſein Vieh beſchickt hatte, lief er ſchnell eine Stunde Weges herüber und traf ſein Gretchen dann an einer beſtimmten Stelle im Walde, der damals oberhalb Blankeneſe begann und ſich tief bis in die Pinneberger Haide hinein erſtreckte. Gretchen kam aber nie allein; die alte Suſanne, ihres Vaters Schweſter, die um ihr Geheimniß wußte und den jungen Leuten hold war, kam ſtets mit ihr, als Ehrenhüterin; obgleich das Liebespaar ſo rein und ſchuldlos war, daß ihm kein böſer Gedanke in den Sinn kam, und man es wohl hätte ſich ſelbſt allein überlaſſen können.

Um die Herbſtzeit endlich war der Herr von Wedell fertig mit ſeinen Vorbereitungen zum Hexenbann, und

so kam er denn eines Tages herüber von Wedel, in einem schwarzen Wagen, der wie ein Leichenwagen aussah und mit allerlei wunderlichen Gerätbschaften, großen Büchern in Schweinsleder gebunden, und seiner eignen Person beladen war. Zwei schwarze Pferde, die freilich ziemlich mager waren, zogen den Wagen, und zum Kutscher hatte er seinen Famulus genommen, einen halbverwirrten, alten Apotheker-Gehülfen, der ihm in seinem Laboratorium zu helfen pflegte. Der alte Bursche, welcher Niekeien hieß, war wie ein Mohr gekleidet, hatte sich auch Gesicht und Hände ganz schwarz angestrichen mit einer glänzenden Farbe, so daß er ein Kinderschrecken wurde für ganz Blankenese. Der Herr von Wedell aber führte noch außerdem bei sich einen großen schwarzen Sack, aus einem geweihten Priesterrocke verfertigt; denn in diesen Sack hinein wollte er die Hexe bannen. Auch führte er einen ganz schwarzen Hahn bei sich, der sollte als Opfer geschlachtet werden, wenn er die Hexe citirte. Oben am Süllberge ließ er den Wagen halten und Niekeien mußte als Wächter dabei bleiben; er selbst aber begab sich mit feierlichen Schritten hinunter in das Dorf zum Vogte, wo fast die ganze Gemeinde versammelt war, und forderte Alle auf ihm zu folgen, damit sie Zeugen wären seines großen Werkes. Da waren denn nun freilich Manche darunter, die weit lieber zu Hause geblieben wären, aber sie schämten sich ihre Furcht einzugestehen und so folgten sie endlich Alle dem kühnen Hexenbanner paarweise, wie bei einem Leichenzuge, still und traurig. Als der Herr von Wedell nun wieder oben bei seinem

Wagen angekommen war, ſo ſchnürte er ſich einen Zaubergürtel um den Leib, der bemalt war mit ſeltſamen Charakteren, die ihn ſchützen ſollten vor der Gewalt der böſen Hexe. Auch nahm er das größte der Bücher, die auf dem Wagen lagen, unter den Arm, und da es mit Schlöſſern verſehen und mit einer Kette umwunden war, ſo meinten die Leute, es wäre „Doctor Fauſt's Höllenzwang," und hatten gewaltigen Reſpect vor dem alten Buche. Niokeſen mußte den ſchwarzen Hahn nehmen und den ſchwarzen Sack dazu, und ſo ausgerüſtet begaben ſich denn Beide vor Aller Augen den Süllberg hinauf. Als ſie die Spitze erreicht hatten, machten ſie Halt und während Niokeſen ein Feuer aus dürrem Holze anzündete, öffnete Herr von Wedell ſein groſſes Buch, daß die Leute unten die alten Schlöſſer knacken und die Ketten klirren hörten. Nun las er Zauberformeln daraus ab; bald mit lauter ſchnarrender Stimme, bald leiſe murmelnd, und nachdem dies geſchehen war, ging er dreimal um das Feuer herum, ließ ſich den ſchwarzen Hahn geben, ſchnitt ihm den Hals ab mit einem Meſſer, deſſen Griff wie ein Kreuz geformt war, und ließ das Blut in die Flammen laufen, daß es ziſchte und kniſterte und dampfte. Dann nahm er das große Buch wieder zur Hand und fing ſeine Beſchwörung an mit ſchrecklicher Stimme, wobei Niokeſen hinter ihm ſtehen und den ſchwarzen Sack offen halten mußte, damit er die Hexe gleich hinein ſtecken könne, ſobald er ſie in ſeine Gewalt bekäme. Der Herr von Wedell mußte aber wohl in ſeinem Eifer dem Feuer zu nahe gekommen ſein, ohne es zu bemerken,

denn plötzlich ergriff die helle Flamme seinen langen Talar, der auch in demselben Augenblicke schon lichterlob brannte. Besonders schien es die Flamme aber auf den papiernen Zaubergürtel abgesehen zu haben, denn er war im Handumwenden in Asche verwandelt und so war denn der Beschwörer auch seines kräftigsten Schutzmittels beraubt und der Macht der Hexe Preis gegeben. Zugleich verlor er die Besinnung, sobald er bemerkte, daß seine Kleider brannten und ließ sein großes Zauberbuch in das Feuer fallen, worauf es ein entsetzliches Knallen und Zischen gab, als ob ein Feuerwerk losgebrannt würde, und ein höllisches Hohngelächter erschallte, als das Buch mit Donnerkrachen zerplatzte und in tausend feurigen Funken auseinanderstob. Wie unsinnig lief der Herr von Wedel, in seinen brennenden Kleidern, auf der Nordseite den Berg hinunter, laut um Hülfe schreiend. Aber da war an keine Hülfe zu denken, denn als die Blankeneser den feuerflammenden Mann den Berg herunterlaufen sahen, da erkannten sie ihn nicht und hielten ihn für den Gottseibeiuns selbst und meinten: die böse Hexe werde nun auch nicht weit sein und werde ihnen nun gleich auf den Hals kommen. Deshalb liefen sie auch davon, als ob ihnen selbst der Kopf brannte und wagten nicht hinter sich zu schauen und standen nicht eher still, als bis sie ihre Wohnungen erreicht hatten. Dem unglücklichen Herrn von Wedell brannten aber alle Kleider vom Leibe und selbst von der schönen weißen Perrücke, die er trug, blieb auch nicht ein Härchen unversehrt. Mit unzähligen Brandwunden bedeckt, wälzte er sich am Fuße

des Süllberges im Sande und schrie fürchterlich. Als er aber an seinem Wagen vorbeigelaufen war, wie ein feuriger Komet, waren die Pferde scheu geworden, waren durchgegangen und hatten sich und den Wagen wie toll und wild in eine Sandkuhle gestürzt, wo man später die beiden Rappen todt und Alles Andere zertrümmert fand. Auch dem armen Niekesen war es recht traurig ergangen. Er war von einer unsichtbaren Macht in den schwarzen Sack, der für die Hexe bestimmt war, hineingehoben und auf der Südseite den Berg hinunter gekugelt worden, so daß er in die Elbe hineinrollte, und mit vieler Mühe, als er schon halb ertrunken war, wieder aufgefischt wurde.

IX.

Durch diesen so schmählich mißlungenen Versuch, die Hexe zu bannen, war nun ganz Blankenese wieder in die größte Betrübniß versetzt worden, denn jetzt blieb den armen Leuten fast gar keine Hoffnung mehr übrig, das Unheil los zu werden. Die Meisten, mit Hans Claaßen an der Spitze, hatten doch im Stillen auf die große Kunst des Herrn von Wedell gebaut und sahen sich nun bitter getäuscht, denn der unglückliche Geisterbanner war so arg zugerichtet worden und lag so gefährlich krank darnieder, daß er nichts mehr von der schlimmen Hexe hören wollte und noch weniger an das Heirathen dachte.

Das größte Unglück sollte aber noch über Blankenese kommen, denn eines Morgens lief die Schreckens-

kunde wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus: daß in der vergangenen Nacht bei einem Schiffer ein kleines Kind aus der Wiege weggestohlen worden sei, obgleich Fenster und Thüren wohl verwahrt und fest verschlossen gewesen waren, wie man sie auch noch am anderen Morgen fand. — Alle Nachforschungen blieben vergebens, das Kind war und blieb spurlos verschwunden und es war kein einziger Mensch im ganzen Dorfe, welcher dieses neue Unheil nicht der bösen Hexe vom Süllberge zugeschrieben hätte. Da ängstigten sich und wehklagten die Mütter, daß es einen Stein hätte erbarmen können und wer es nur irgend möglich machen konnte, der ließ Haus und Wirthschaft im Stiche und zog weg von dem unglücklichen Blankenese. Die aber zurückbleiben mußten, waren gar schlimm daran, denn fast in jeder folgenden Nacht wurde wieder ein Säugling aus der Wiege gestohlen, der Reihe nach herum, im ganzen Dorfe, und es half nichts, daß die armen Eltern sich den Schlaf versagten und abwechselnd wachten bei den Kindern, sobald die Geisterstunde schlug, wurde es ihnen so schwer wie Blei in den Gliedern, dann fielen ihnen unwillkürlich die Augen zu und während sie einnickten, geschah der Raub. Wachten sie nach einigen Minuten wieder auf, so war die Hexe schon mit dem Kinde verschwunden.

Auch über Hans Claaßen brach nun, freilich in ganz anderer Weise, ein großes Unglück herein. Denn eines Abends kamen seine drei Söhne, welche als Capitaine seine drei schönen Schiffe führten und weite

und glückliche Fahrten damit gemacht hatten, in einem Fischerboote in Blankenese an und wankten tief betrübt in das Haus ihres Vaters. Sie hatten eine sehr günstige Reise gehabt, waren alle Drei mit ihren Schiffen beisammen geblieben und gedachten mit einer reichen Ladung am Bord an demselben Morgen in die Elbe einzulaufen. Bei Tagesanbruch hatten sie auch wirklich schon Cuxhaven in Sicht, da erfaßt sie plötzlich, noch auf offener See, ein furchtbarer Wirbelwind, daß sie nicht im Stande sind die Segel zu bergen und das Steuer zu führen, und die drei Schiffe werden zusammengeschleudert, krachen und bersten und gehen unter in Zeit von einer Viertelstunde. Nur mit Mühe gelang es den drei Capitainen und wenigen Männern von der Mannschaft das nackte Leben zu retten, in einem Fischerboote, welches sie schwimmend erreichten, und dessen Eigenthümer nicht das Mindeste von dem Wirbelwinde bemerkt, aber mit Schrecken gesehen hatte, wie die drei Schiffe an einander rannten und zu Grunde gingen in wenigen Minuten. Deshalb glaubte auch Niemand daran, daß es ein natürlicher Sturm gewesen sei und der alte Claasen sagte gleich, als seine Söhne die Schreckensbotschaft berichtet hatten: „Das ist wieder ein sauberes Stücklein von der bösen Süllbergsbere!“ Dieser Schlag traf den alten Mann auch hart genug, denn gerade in seinen drei schönen, großen Schiffen mit der reichen Waarenladung, steckte beinahe die Hälfte seines ganzen Vermögens.

„Nun kann ich es aber nicht länger mehr mit ansehen! Ich gehe der Hexe zu Gefallen und wenn

ich nur weiß, wo sie eigentlich steckt, will ich sie schon abfassen und ihr den Garaus machen!“ sprach einige Tage später der gute Christian ganz desperat zu Gretchen, als Beide, wie gewöhnlich, oben im Gehölz zusammen getroffen waren.

Gretchen wollte nun freilich Anfangs nichts davon wissen, denn sie war sehr besorgt um ihn und meinte: er solle doch sein Leben nicht in Gefahr setzen; er antwortete ihr aber fest und entschlossen: daß er gern sein armes Leben dreimal wagen wolle für die Hoffnung, sie zum Altare führen zu dürfen und die Gemeinde von dem Unglück zu befreien, das auf ihr laste. So wußte sie denn am Ende auch gar nichts mehr dagegen einzuwenden und bat ihn nur: vorsichtig zu sein, was er ihr auch versprach; wobei er sie damit tröstete: daß er bei seinem Unternehmen den alten frommen Pfarrer in Nienstedten zu Rathe ziehen wolle, der in solchen Sachen wohl Bescheid wisse. Darauf schieden Beide, Gretchen mit zagendem Herzen, Christian aber muthig und hoffnungsvoll.

Beim nächsten Mondwechsel machte sich nun Christian auf und kam aus dem Pinnebergischen herüber, als es schon spät Abends war. Er ging aber nicht in's Dorf hinunter, ließ sich auch von keinem Menschen sehen und stieg an der Ostseite des Süllberges hinauf und kroch durch das entlaubte Gebüsch, so geräuschlos als möglich. Als er den Berg wohl bis über die Hälfte hinangeklettert war, legte er sich ruhig wieder in's Moos hinter einen Stechpalmenbusch, der noch seine vollen Blätter hatte und ihn ganz bedeckte, ob-

gleich er ſelbſt die freie Umſicht behielt ringe umher. Er ſchaute recht betrübt hinab nach dem armen Dörfchen, das ſo traurig zu ſeinen Füßen lag, und wo in jedem Hauſe Schmerz, Noth und Trübſal eingekehrt waren. Er ſchaute auch hinüber nach Hans Claaßen's ſtattlichem Hauſe und ſein Herz klopfte ihm wie ein Hammer, als er das Licht erblickte in Gretchen's Kämmerlein. Dann zog er ein geweihtes Crucifix hervor und hielt es zwiſchen ſeinen gefalteten Händen vor ſich hin und betete recht inbrünſtig zu Gott: daß er ihm ſein Werk gelingen laſſen möge. So wie aber der Wächter unten im Dorfe die zwölfte Stunde rief, ſo hörte er ganz deutlich ein ſeltſames Poltern und Rauſchen neben ſich und als er dort hinblickte, woher das Geräuſch kam, da ſahe er ganz deutlich, wie ſich, kaum zehn Schritte von ihm entfernt, der Süllberg öffnete und die Hexe langſam herauskam. Hundert Andere würden ſie vielleicht gar nicht zu Geſicht bekommen haben, aber der gute Chriſtian war ein Sonntagskind; deshalb konnte er auch Geiſter und Hexen ſehen, ja, vielleicht den Gottſeibeiuns ſelbſt, wenn er gerade des Weges gekommen wäre. Chriſtian hätte ſich aber beinahe vor der Hexe entſetzt, ſo abſcheulich ſah ſie aus. Das häßlichſte alte Weib, was ihm jemals zu Geſicht gekommen, war eine Schönheit dagegen. Ihre Fratze ließ ſich gar nicht beſchreiben, und am meiſten fielen ihm die feurigen Augen auf, die ſich wie bei einer Eule drehten, in blutrothen Rändern, und die langen ſpitzigen Schweinszähne, die ihr weit zum Munde herausſtanden. Ihr langes, grauſes Haar flatterte im

Winde, und sie humpelte, gebückt und auf einen Stock gestützt, als ob sie Klumpfüße hätte. Eingehüllt war sie in ein schmutziges, graues Gewand und auf dem Rücken trug sie einen Sack, worin sie wohl allerlei Hexenkram haben mochte. Sie stand einen Augenblick still, ganz nahe bei Christian, schien aber seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken, der, zum Schutze das Crucifix immer vor sich haltend, so recht von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu Gott betete. Nachdem sie nun bei sich überlegt hatte, welche neue Teufelei sie in dieser Nacht ausüben wollte, fing sie an still vor sich hin zu lachen und ihr Lachen klang mehr wie Schlangenzischen und so humpelte sie den Berg hinunter und verschwand in der rabenschwarzen Finsternis.

Da erhob sich auch Christian ganz leise und trat seinen Rückweg an; am andern Morgen aber ging er zum Pfarrer nach Nienstedten und erzählte ihm Alles, was er gesehen hatte; der aber riet ihm, keinem Menschen ein Wort davon zu sagen und die Ausführung seines Vorhabens, die Hexe zu vernichten, bis zum heiligen Christabende zu verschieben, wo es mit Gottes Hülfe sicher gelingen werde.

X.

Als nun aber der Tag anbrach nach jener Nacht, in welcher der gute Christian die Hexe belauscht hatte, da erschallte wieder lautes Jammern und Wehklagen im Dorfe, denn als die Leute in ihre Ställe kamen um das Vieh zu beschicken, mußten sie zu ihrem Schrecken

sehen, daß allen Kühen, Ochsen und Pferden über Nacht die Schwänze abgeschnitten worden waren und manche der grausam verstümmelten Thiere hatten sich verblutet und crepirten noch an demselben Tage. Die abgeschnittenen Schwänze aber fand man unten am Elbufer auf einem großen Haufen liegen.

Es war gar nicht mehr lange hin bis zum heiligen Christabende, und so oft er nur abkommen konnte lief der gute Christian nach Nienstedten, um sich zu berathen mit dem alten Pfarrer, der ihn lieb gewonnen hatte wie seinen eigenen Sohn. Endlich kam denn der längersehnte Tag heran, für die ganze Christenheit ein Freudenfest; nur in Blankenese wurde kein Ton der Freude laut, denn da herrschte noch immer Trübsal und Noth.

Christian hatte das heilige Abendmahl genommen und kam am Christabende, noch ehe die Sonne unterging, mit dem Pfarrer von Nienstedten herüber nach Blankenese, wo sie beim Vogte einkehrten und diesen erst jetzt von dem ganzen Vorhaben in Kenntniß setzten, welches bisher von Jedermann geheim gehalten worden war. Der Vogt wollte aber Anfangs gar nichts hören von dem Plane; denn er fürchtete die Herrnrache, und nur auf vieles Zureden des Pfarrers willigte er endlich ein das Unternehmen zu unterstützen, versagte aber hartnäckig alle persönliche Mitwirkung.

Eigentlich brauchte man ihn auch gar nicht dazu, denn Christian hatte es ja unternommen, das schwere Werk ganz allein auszuführen; deshalb verlangte er auch nur, daß ihm der Vogt einen zweispännigen Wagen

voll Kluftholz, Reisig und Streb geben möchte, den er selbst bis nach dem Süllberge fahren und dort abladen wollte. Das bewilligte ihm der Vogt auch gern und schon eine Stunde später, als es bereits ganz dunkel geworden war, fuhr Christian mit dem beladenen Wagen bis zum Fuße des Süllberges an der Ostseite. Er hatte sich die Stelle ganz genau gemerkt, wo sich der Berg geöffnet hatte und wo die Hexe herausgetreten war und gerade unter dieser Stelle begann er nun sein Holz abzuladen und einen Scheiterhaufen zu bauen und diesen unten und oben mit Reisig und Streb zu bedecken. Als er damit fertig war, fuhr er den leeren Wagen wieder zum Vogte zurück, ohne daß ihm Jemand begegnet wäre, oder irgend Jemand etwas bemerkt hätte von seinem Vorhaben. In des Vogts Hause aber schloß er sich mit dem Pastor in ein Zimmer ein, betete mit diesem und ließ sich segnen von ihm, bis der Wächter die elfte Stunde rief. Da machten sich Beide auf, der Pastor mit einer geweihten Wachskerze in der Hand, welche wie ein Stern in der dunkeln Nacht leuchtete und Christian mit seinem Crucifix, und so gingen sie Beide muthig und getrosten nach dem Süllberge. Der Vogt, welcher in's Geheim die Reitzüge des Teufels von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatte, folgte mit diesen in gemessener Entfernung, um Alle waren begierig zu erfahren, wie das gewagte Unternehmen ablaufen würde.

Der Pfarrer blieb nun mit seiner brennenden Wachskerze unten am Scheiterhaufen stehen und Christian kroch leise an der Ostseite den Berg hinauf bis

zu der bezeichneten Stelle, wo er schon früher unter dem Stechpalmenbusche gelegen hatte, und hier blieb er zusammengekauert, ganz ruhig, bis der Wächter unten im Dorfe die zwölfte Stunde schlug. Kaum war der letzte Ton verklungen, so öffnete sich auch der Berg wieder und die Hexe trat heraus, ging mehrere Schritte vorwärts, blieb wieder stehen, schüttelte mit dem grauen Kopfe, schnupperte in der Luft herum, wie ein Fuchs, der die Falle wittert und murmelte vor sich hin: „Es ist nicht geheuer! Es ist nicht geheuer! Es ist nicht geheuer!“

Darauf wollte sie sich eben wieder umkehren und in den Berg, der noch immer offen stand, zurückkehren, aber wie der Blitz sprang der gute Christian vom Boden auf, der sich hinter sie geschlichen und ihr den Rückweg abgeschnitten hatte, umfaßte sie, indem er ein Stoßgebet zum Himmel sandte, so laut, daß es bis in's Dorf hinunter schallte, mit beiden Armen, daß sie wie in eisernen Klammern hing, trug sie bis zu einem Abhange, welcher sich gerade über dem Scheiterhaufen befand und stürzte sie dort hinab. Das Stoßgebet, welches Christian ausgestoßen hatte, war dem Pfarrer das verabredete Zeichen gewesen, zum Anzünden des Scheiterhaufens, so daß dieser eben lichterloh brannte, als die Hexe herunterstürzte und die Flammen sie alsobald ergriffen und jämmerlich verzehrten. Man hörte noch, wie sie alle bösen Geister, ja den Gottseibeiuns selbst zu Hülfe rief, aber vergebens: denn alle schlimmen Geister haben in der heiligen Christnacht ihr Recht verloren, so wie die Hexe selbst auch keine Macht über

Christian haben und sich gegen ihn wehren konnte mit Zauberkünsten, weil er das Abendmahl genommen hatte und durchaus reinen Herzens war.

Als nun der Vogt und die Aeltesten des Dorfes sahen, daß das gefährliche Unternehmen so glücklich gelungen sei, kamen sie Alle näher herbei, schlossen einen Kreis um den Scheiterhaufen und sangen mit dem Pfarrer ein geistliches Lied, während die Hexe schmorte und bis zu Asche verbrannte.

Christian aber hatte durch den glücklichen Erfolg seines Planes so viel Muth gewonnen in den offnen Berg hineinzutreten und zu seinem freudigen Erstaunen fand er dort in einer Höhle alle die geraubten Kindlein noch am Leben wieder, gesäugt von einer schwarzen Katzen und sonst wohl verpflegt. Er trug die Kinder alle heraus aus der Höhle und rief es den Leuten unten zu, was er für einen köstlichen Fund gethan und da kamen Alle heraufgestürmt und Väter und Großväter suchten sich ihre Kinder und Enkelchen aus, herzten und küßten sie, nahmen sie auf den Arm und liefen damit in's Dorf, um es mit Jubelgeschrei zu verkünden, welches Heil Plankenese geschehen sei durch den guten Christian. Dieser stand noch oben am Berge und dankte Gott im Herzen, daß er ihm habe Alles so schön gelingen lassen, als der alte Hans Claussen zu ihm trat, ihn bei der Hand ergriff und zu ihm sagte, er solle mit in sein Haus kommen. Dort führte ihm der Alte Gretchen in die Arme und sagte: „Ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich habe Demjenigen meine Tochter zum Weibe versprochen, der uns befreien

würde von der bösen Here. Du hast's gethan! Drum nimm mein Gretchen hin und das Gut im Pinnebergischen als Aussteuer dazu.“ Der alte Pfarrer, der auch herbeigekommen war, sprach sein Amen dazu und segnete das verlobte Paar. Dann aber brach ein Jubel los, der durch ganz Blankenese schallte, wie man ihn lange nicht erlebt hatte.

Von jener Zeit an schien das Unglück gewichen aus dem Dorfe und Segen und Wohlstand kehrten wieder ein. Christian und Gretchen wurden ein so glückliches Ehepaar, wie nur jemals eins gelebt hatte, aber der Erstere konnte doch nimmer die Stelle am Süllberge wieder finden, wo die Oeffnung gewesen war, die sich polternd hinter ihm geschlossen, sobald er das letzte Rind aus der Höhle herausgeholt hatte.

Der Ort aber an der Ostseite des Berges, wo der Scheiterhaufen gestanden hat, auf dem die Here verbrannte, ist bis auf den heutigen Tag kahl und öde geblieben und kein Halm wächst darauf.

Der Wunderdoctor in Hamburg.

I.

In dem freundlichen Städtchen Harburg, über der Elbe drüben, da lebte vor alten Zeiten ein Bäckermeister, der hieß Kollert, und war reich geworden, weil der Himmel seinen Fleiß gesegnet hatte. Sein Haus war von viel Steinwerk erbaut und gehörte mit zu den ansehnlichsten im Orte und weil er ein erfahrener und redlicher Mann war, so galt auch sein Wort gar viel bei der Bürgerschaft und er hatte schon manches schöne Ehrenamt bekleidet; war auch bereits dreimal beim Vogelschießen Schützenkönig geworden. In seinem Hause sah es gar sauber aus und obgleich er seine liebe Ehehälfte schon längst durch den Tod verloren hatte, so hielt doch die schöne, achtzehnjährige Elsbeth, sein einziges Kind, seine ganze Wirthschaft so schön in Ordnung, daß Alles wie am Schnürchen ging. Auch putzte und säuberte sie den ganzen Tag selber mit im Hause herum, daß es eine wahre Freude war, es mit anzusehen, wie Alles so blank und nett war. Wo Frieden, Wohlstand, Ordnung und Sauberkeit im Hause herrschen,

da ist gut sein und so fühlten sich denn auch der Bäcker und sein Töchterlein ganz behaglich, und sie meinten, es könnte wohl selbst im Paradiese nicht viel besser sein, als bei ihnen im Hause. Aber auch das häusliche Glück ist leider oft vergänglich und das Unheil klopft zuweilen an unsere Thür, wenn wir es am wenigsten vermuthen. So erging es auch dem reichen Bäcker.

Eines schönen Sommerabends rasselt ein Reisewagen durch die Straßen und hält still gerade vor der Thür des Bäckerhauses. Eine alte Frau steigt heraus und wirft sich dem Bäcker, der neugierig herbeieilt, gerade in die Arme, küßt ihn und herzt ihn und nennt ihn ihren lieben Sohn, und schreit und fragt nach Elsbeth, ihrem lieben Enkelchen, daß es im ganzen Hause schallt. Der Bäcker aber wickelt sich heraus aus den Armen der Alten und schneidet ein Gesicht dabei, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte; Elsbeth aber, als sie die Stimme hörte, versteckte sich in ihr Kämmerlein und zitterte und bebte. Die Alte ließ sich das aber gar nicht anfechten, sie huschte nach der Wohnstube hinein, setzte sich dort groß und breit in des Bäckers weich gepolsterten Lehnstuhl, forderte ein gutes Eierbier und Weißbrod mit frischer Butter, nahm ihren großen schwarzen Kater, den sie im Wagen mitgebracht hatte, auf den Schooß, fütterte ihn mit Zuckerkringeln, die sie von der Toonbank nahm und that, als ob sie zu Hause wäre. Der Bäcker sah das freilich Alles in großer Verlegenheit mit an und schien gar nicht erbaut zu sein von dem Besuche; er konnte aber nichts dagegen machen, denn die Alte war seine

Schwiegermutter, die Frau Rumplern aus Burtehude, wo sie von Pfänderleihen und Wuchergeschäften lebte und viele Schätze zusammengewuchert haben sollte, wie die Leute erzählten. Wenn nun auch das Sprichwort nicht immer wahr ist: „Eine Schwiegermutter ist des Teufels Unterfutter!“ so traf es doch bei der alten Rumplern ein. Sie war ein böses Weib, der man allerlei schlimme Dinge nachsagte und wenn sie auch nur alle sieben Jahre nach Harburg kam, um ihren Schwiegersohn zu besuchen und dann sieben Wochen lang blieb, so sah sie doch der wackere Bäcker immer mit Angst und Grauen in sein Haus einrücken und machte regelmäßig drei Kreuze und einen Freudensprung hinter ihr drein, wenn sie wieder abgezogen war. So lange sie aber da war, zum Besuch in seinem Hause, mußte er freilich gute Miene machen, denn wenn er auch gerne ihre reiche Erbschaft, die ihm nach ihrem Tode zufallen mußte, entbehrt hätte, weil er ganz zufrieden war mit dem, was er selbst redlich erworben hatte, so fürchtete er doch, sie auf irgend eine Weise zu beleidigen, denn es ging das Gericht, daß sie schon viele Menschen, die ihr schlecht begegnet waren, aus Rachsucht bebext hätte.

Nun, sie war denn nun einmal da und mußte gastfreundlich behandelt werden, wie es sich ziemte gegen die Schwiegermutter, deshalb ging auch der Bäcker hinauf zu seiner Tochter und redete ihr zu, sich doch nicht zu quälen mit kindischer Angst, sondern schnell hinunter zu gehen in die Küche, das Eierbier selbst zu bereiten und es der alten Großmutter zu kredenzen

zum Willkommen. Elsbeth war ein gehorsames Kind, sie ließ sich überreden und that, wie der Vater wünschte. Als sie nun aber mit dem Eierbier auf dem Präsentirteller in's Wohnzimmer trat, und sie sah die Alte auf dem Großvaterstuhle, mit der spitzigen Nase und den rothgeränderten Augen, da erfaßte sie wieder eine Angst, die sie nicht los werden konnte, so, daß sie zitterte, wie ein Espenlaub. Es wurde ihr ganz schwarz vor den Augen und als sie noch einen Schritt weiter vorwärts that, so trat sie dem Kater auf den langen Schweif, der wüthend aufschrie und nach ihr beißen wollte. Da ging dem armen Mädchen die Fassung ganz verloren, sie ließ erschrocken den Präsentirteller fallen, das heiße Bier fiel mit und verbrannte dem häßlichen Kater seinen schwarzen Pelz ganz jämmerlich.

„Ungeschicktes Balg!“ donnerte die Alte und fuhr zornig vom Lehnstuhl auf. „Ist das Dein Willkommen, daß Du mir meinen treuen Uri, so nannte sie den Kater, verbrennen willst, aus purer, heller Bosheit?“

Der Bäcker aber kam schnell herbei und entschuldigte und vertheidigte sein Kind und als Elsbeth sich wieder erholt hatte vom Schrecken, betheuerte sie, daß sie es nicht mit Willen gethan und daß es ihr leid thue, dem Thiere Schmerzen bereitet zu haben.

Die Alte ließ sich auch wirklich, wenigstens scheinbar, bald besänftigen, holte aus einer ihrer großen, ledernen Taschen, die sie immer an der Seite trug, eine Salbe hervor, womit sie das verbrannte Fell des

Katers einrieb, worauf das Thier auch gleich wieder munter wurde und keine Schmerzen mehr zu empfinden ſchien.

II.

So war denn äußerlich der Friede wieder hergeſtellt, aber ſo ſehr die Alte ihrer Enkelin auch ſchmeichelte und ihre Schönheit und Anmuth pries, ſo warf ſie ihr doch im Stillen gar giftige Blicke zu, die wie brennende Pfeile des Haſſes das unſchuldige Mädchen verfolgten. Elsbeth zog ſich von ihr zurück, ſo viel ſie konnte, aber ſie gerieth doch manchmal durch die Alte in recht fatale Verlegenheiten. So geſchah es denn auch, daß ſie mit ihrem Vater zu ihren künftigen Schwiegereltern eingeladen wurde. Ihr Bräutigam, ein junger, hübſcher und reicher Kaufmann, war der einzige Sohn des Bürgermeiſters in Harburg, alſo von vornehmer Familie, worauf der Bäcker ſammt ſeiner Elsbeth gar ſehr ſtolz waren. Allein die Bürgermeiſterfamilie hatte auch ihren Stolz und wollte nur mit ſolchen Leuten Umgang haben, die in allgemeiner Achtung ſtanden. Deshalb war der wackere Bäcker allerdings gern geſehen in dem noblen Kreiſe; aber mit ſeiner übelberüchtigten Schwiegermutter wollte man nichts zu ſchaffen haben. Wie ſollte es nun Rollert aber anfangen, es der alten, böſen Sieben beizubringen, daß man ſie nicht mitnehmen könne zum Feſte, da ſie ſchon längſt geäußert hatte: ſie wünſche den Bräutigam Elsbeths und die ganze bürgermeiſterliche Sippſchaft

kennen zu lernen. Es blieb am Ende nichts Anderes übrig, als ihr gerade heraus zu sagen: daß sie nicht mit eingeladen worden sei, und daß man nichts in der Sache thun könne, und daß sie doch nicht die Absicht haben werde, sich als ungebetener Gast im Bürgermeisterhause einzudrängen.

„Ei, meint Ihr denn, mir liegt so viel daran, von diesem hochmüthigen Bürgermeister zu Tische gebeten zu werden?“ rief die Alte giftig. „Nun kann er mich zehnmal einladen, ich komme nicht. Aber er mag sich in Acht nehmen, daß ich ihm nicht ungebetene Gäste über den Hals schicke, die ihn mehr geniren werden, als ich ihn genirt hätte.“

Damit schien die Sache abgemacht und als der bestimmte Tag herankam, da ging der Bäcker stattlich angethan, mit seiner Tochter, die sich auch schön herausgeputzt hatte, zum Bürgermeister. Das Fest sollte eigentlich in dem Garten gefeiert werden, welcher an das Wohnhaus stieß, denn das Wetter war sehr schön und alle Gäste versammelten sich unter den grünen Bäumen. Kaum aber waren sie Alle beisammen, so fiel, wie ein Heuschreckenschwarm, eine Wolke großer Schnaken auf den Garten nieder, und sie fielen mit ihren spitzigen Stacheln über die Gäste mit einer Wuth her, daß diese bald förmlich übersäet und schrecklich gepeinigt wurden von den stechenden Insekten, so, daß es Niemand mehr im Freien aushalten konnte, und Alles in das Haus flüchtete. Hier war man sicher vor dem Ungeziefer, denn es schwärmte draußen im Garten herum und schien sich nicht in's Gebäude zu wagen,

weshalb man selbst im großen Gesellschaftssaale, im ersten Stockwerke, die Fenster offen lassen konnte, denn es war ein sehr heißer Tag, und der Luftzug war erquickend. Jedermann glaubte, daß die Mückenschwärme aus den Sumpfniederungen, in der Nähe der Elbe, zufällig herüber gekommen wären und Niemand hatte eine Ahnung, daß eine Hexerei darunter versteckt sei, weshalb auch der Frohsinn bald wieder heimisch wurde unter der ansehnlichen Gesellschaft.

Als aber nun die Stunde des Festmahls herankam und die Gäste paarweise zu Tische gehen wollten, der überreichlich besetzt war mit den köstlichsten Speisen und den feinsten Weinen, da verfinsterte sich plötzlich das Tageslicht und mit Schrecken bemerkten alle Anwesenden, daß ein ganzes Heer kohlschwarzer Raben daher geflogen kam und ehe man noch die Fenster schließen konnte, stürzten sie sich zu Hunderten in den Saal hinein. Hier fielen sie mit einer Gier, als ob sie seit acht Tagen gehungert hätten, über die schönen Speisen her, stießen Flaschen und Gläser um, daß sie zerbrachen und der edle Wein in Strömen vom Tische herabfloß. Was sie aber nicht verschlangen, das veraasten und verunreinigten sie, und schrien und krächzten so abscheulich, daß man bei dem Heidenlärm sein eignes Wort nicht hörte. Die Gäste hatten dem schrecklichen Spectakel nur wenige Minuten zugeschaut, da ergriff sie Alle eine entsetzliche Angst und sie liefen aus dem Hause des Bürgermeisters hinaus, als ob ihnen der Kopf brennte. Sobald sie sich aber entfernt hatten, flogen auch die Raben wieder davon und ließen

nichts zurück, als Verwüstung, Zerstörung und Unrat Der Bürgermeister war untröstlich, sein schönes Fe auf so abscheuliche Weise gestört zu sehen und obglei er ein ganz kluger Mann war, wenn er hinter de Rathstische saß, so errieth er doch die eigentliche Ur sache der Störung noch nicht.

Der Bäcker aber errieth sie. „Das Unheil ha ganz allein die böse Schwiegermutter angerichtet“ – dachte er bei sich selbst — „aus boshafter Rache, wei sie nicht mit zum Feste eingeladen worden war.“ E wurde auch noch mehr in seinem Verdachte bestärkt als ihm schon in seiner Hausthür die Frau Rumpler entgegenkam und ihn mit hämischer Freude fragte „Nun, mein Söhnchen, wie hat das Essen geschmeckt bei dem Herrn Bürgermeister? Müßt Euch gewaltig gesputet haben, denn ich dachte, Euch erst um Mitternacht heimkehren zu sehen und jetzt ist es noch heller, lichter Tag. Es ist doch kein ungebetener Gast dazwischen gekommen, der Euch das schöne Fest verleidet hat?“

Der Bäcker antwortete gar nicht darauf, doch sein Verdacht stand jetzt fest, obgleich er ihn weder gegen seine Tochter, noch gegen sonst Jemand äußerte. In ganz Harburg sprach aber am andern Tage Jedermann davon: daß der Bürgermeister die Raben gar köstlich traktirt habe, daß aber seine eingeladenen Gäste hungrig nach Hause gegangen wären. Dabei aber machte manche alte Muhme und Base die Bemerkung: daß dies unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein könne, worauf sie Alle wie aus einem Munde darauf hin-

deuteten: daß ſolcher Teufelsſpuk nur allein von des Bäckers alter Schwiegermutter ausgegangen ſein könne. Auch dem Bürgermeiſter kam dieſe Andeutung wohl zu Ohren und er hätte darauf, kraft ſeines Amtes, wie es in damaliger Zeit Sitte war, einen gar ſchlimmen Hexenprozeß über die Frau Rumplern verhängen können, aber er unterließ es aus Achtung und Wohlwollen gegen den Bäcker und deſſen Tochter.

III.

Es blieb nun einige Tage lang ganz ruhig in Kellert's Hauſe. Die Alte kam wenig aus ihrem Zimmer hervor, welches ſie mit ihrem ſchwarzen Kater ganz allein bewohnte, mit dem ſie ſich ganze Stunden unterhalten konnte, wie mit einem Menſchen; ja, die Dienſtboten im Hauſe, die zuweilen an der Thür gehorcht hatten, wollten behaupten, das Vieh antworte auch wie ein Menſch.

Es war gerade die ſchöne Roſenzeit und Elsbeth hatte die prachtvollſten Roſen in ihrem Gärtchen gezogen und da ihr Bräutigam ein großer Blumenfreund war, ſo ſchickte ſie ihm jeden Morgen einen ſchönen Strauß, mit einem roſenrothen Bande umwunden, und mit friſchen Thauperlen beſäet. Das that ſie auch an einem lieblichen Morgen und das Dienſtmädchen, welches ſie mit der Sendung beauftragte, legte den Strauß behutſam in ihr Körbchen und ließ dies in der Küche ſtehen; während ſie nach ihrer Kammer ging um eine weiße Schürze umzubinden, und ihr neues ſeidenes

Tuch um die Schultern zu schlagen. Doch während sie den Rücken gewendet hatte, kroch die alte Rumplern in die Küche hinein, nahm den Strauß aus dem Korbe und vertauschte ihn mit einem andern, der Elsbeth's Strauße ganz und gar ähnlich sah. Es war das Werk eines Augenblicks und husch! war sie wieder zur Küche hinaus. Als nun die Magd wieder herunter kam aus ihrer Kammer, nahm sie, nichts Arges ahnend, das Körbchen mit den Blumen, trug sie hin zu dem Sohne des Bürgermeisters, mit dem freundlichsten Morgengruße von seiner Jungfer Braut und kehrte dann wieder nach Hause zurück und brachte Elsbeth den Dank des Bräutigams.

Es war gerade ein Sonntagsmorgen und da die fromme Braut wie gewöhnlich zur Kirche zu gehen gedachte, so war sie eben im Begriffe sich anzukleiden dazu, als die alte Großmutter zu ihr in's Kämmerlein trat, und über ihren Arm hatte sie ein so wunderschönes, seidenes Kleid gehängt, wie das junge Mädchen in Harburg noch nie eins gesehen hatte. Es war vom schwersten, seegrünen Seiden-Damast und so reizende bunte Blumen und schöne Papagayen und andere seltene Vögel waren hinein gewebt, daß es eine wahre Pracht war, und man es Stunden lang anschauen konnte mit Lust.

„Damit Du siehst, daß ich immer an Dich denke," begann die Alte mit ihrer gewöhnlichen Katzenfreundlichkeit, „habe ich Dir in den letzten Tagen hier ein Kleid gewebt aus einem wunderschönen Stoffe, wie er selbst in Hamburg nicht zu finden ist. Du sollst es

gleich anziehen und damit zur Kirche gehen, und ich gebe Dir mein Wort: alle Frauen und Mädchen sollen platzen vor Neid, wenn sie Dich in dem schönen Kleide sehen, wie es die Hofdamen in Hannover nicht schöner haben."

Die einfache fromme Elsbeth war nun gerade keine Putznärrin, aber das Kleid war auch zu reizend, so daß sich wohl jede Tochter Eva's hätte verlocken lassen, es anzuziehen, wenn man es ihr geschenkt hätte. Auch glaubte sie, die alte Großmutter zu erzürnen, wenn sie ihr Geschenk hätte ohne allen Grund zurückweisen wollen; sie ließ es sich also auch ganz ruhig gefallen, daß diese es ihr anlegte, worauf sie sich eilig entfernte.

Als Elsbeth das Kleid an hatte, besah sie sich im Spiegel damit; aber jetzt erschien es ihr bei weitem nicht so schön; die prachtvollen Blumen sahen jetzt aus wie graue Pilze und die bunten Vögel wie häßliche Molche und Eidechsen. Auch wurde es ihr immer beklommener und ängstlicher um's Herz; aber sie meinte, das Blut steige ihr nur zu Kopfe und es flimmere ihr Alles so verkehrt vor den Augen, weil ihr wahrscheinlich das neue Kleid zu eng sei und die Alte sie zu fest geschnürt habe. Wenn sie hinaus an die Luft käme, würde ihr wohl besser werden. Sie nahm ihr Gebetbuch zur Hand und stieg die Treppe hinunter, um aus dem Wohnzimmer zur ebenen Erde den Vater abzurufen, der sie gewöhnlich zur Kirche begleitete. Die Großmutter ging nie mit zum Gotteshause.

Als sie aber hineintrat in's Wohnzimmer, da schaute sie ihren Vater groß an und rief plötzlich aus:

„Hei, Hei! Soll ich nicht lieber zur Decke hinausfahren und auf der Kirchthurmsspitze beten; denn es ist mir zu Muthe, als ob ich fliegen müßte.“ Und dabei warf sie das Gebetbuch von sich und breitete die Arme aus, wie eine Taube, wenn sie sich zum Fluge erhebt. Dabei sträubte sich ihr schönes seidenweiches Haar empor; ihre sanften Vergißmeinnicht-Augen drängten sich ganz wild aus ihren Höhlen hervor, sie sprang auf die Tische und wollte an den Fenstern hinauf laufen und wüthete selbst gegen ihren guten Vater, der sie zurückhalten, in seine Arme schließen und beruhigen wollte.

Der Bäcker war bis zum Tode erschrocken und in seiner Angst rief er alle seine Leute herbei, welchen es endlich mit großer Mühe gelang, das unglückliche Mädchen zu bändigen, ohne ihr wehe zu thun; worauf die Mägde sie zu Bette bringen und entkleiden mußten. Der Vater aber lief selbst hinaus und rief drei Aerzte herbei. Nachdem man Elsbeth das seidene Kleid wieder ausgezogen hatte, war nun freilich die Raserei von ihr gewichen; aber sie klagte entsetzlich, daß es ihr im Innern brenne wie höllisches Feuer und sie vermochte sich vor Schwäche und Ermattung nicht aufrecht zu erhalten. Die drei Aerzte verordneten kühlende Tränke; sonst schienen sie aber selbst rathlos zu sein; denn eine ähnliche Krankheit war ihnen noch niemals vorgekommen.

Seltsam war es auch, daß der Sohn des Bürgermeisters, an demselben Morgen, auch von denselben Zufällen befallen worden, und unter den gleichen Erscheinungen erkrankt war, wie seine Braut; nachdem

er mehrmals an dem duftenden Blumenstrauße gerochen, den ihm Elsbeth's Mädchen überbracht hatte. Auch an seinem Krankenbette standen die Aerzte rathlos, legten ihre Gesichter in wichtige Falten und erklärten: das sei eine ganz neue Krankheit, die sie erst studiren müßten.

IV.

Mit tiefer Trauer im Herzen sahe der Bäcker das Leiden, welches seine Tochter befallen hatte, mehrere Tage mit an; aber die Aerzte konnten nichts thun zur Linderung ihres Zustandes, noch weniger konnten sie Hoffnung geben, die Krankheit ganz zum Weichen zu bringen. Da lief der Vater untröstlich herum in der ganzen Stadt, aber Niemand konnte ihm Rath und Hülfe bieten: denn selbst seine besten Freunde scheueten sich es ihm gerade heraus zu sagen, was sie von der plötzlichen Krankheit seiner Tochter und ihres Bräutigams hielten. Nur eine alte Todtengräberswittwe, welcher Kollert viele Wohlthaten erzeigt hatte, hielt mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge, sondern sagte es ihm geradezu: das wäre gar keine natürliche Krankheit, an welcher die schöne Elsbeth und der Bürgermeisterssohn so hart darnieder lägen; es hätte ihnen Jemand etwas angehext und dagegen wüßte nur der berühmte Wunderdoctor Cherubinus, welcher in Hamburg auf dem Meßberge wohne, die sichersten Mittel.

Das war doch wenigstens eine Hoffnung, und der Bäcker kam einigermaßen getröstet nach Hause und da es noch früh am Tage war, beschloß er auch so-

gleich hinüber zu fahren nach Hamburg und den berühmten Wunderdoctor aufzusuchen. Er verschwieg aber sein Vorhaben gegen Jedermann, am allerwenigsten aber ließ er seiner Schwiegermutter etwas davon merken, die er überhaupt nur wenig zu Gesicht bekam, da sie sich nach dem betrübten Vorfalle mit Elsbeth wieder in ihr Zimmer zurückgezogen hatte und nur selten zum Vorschein kam.

Ein Nachbar des Bäckers, der einen großen Milchewer besaß, war gern bereitwillig, ihn nach Hamburg hinüber zu fahren und eine halbe Stunde später schwammen sie schon auf der Elbe, und als Kollert im Hafen an's Land stieg, machte ihn die Hoffnung auf die Rettung seines Kindes ordentlich innerlich froh, so daß er rüstig zum Meßberge eilte und dort auch mit leichter Mühe die Wohnung des Doctors erfragte.

Derselbe wohnte in einem alten, großen, grau angestrichenen Hause, welches an der Außenseite mit wunderlichen Schnörkeleien, Salamandern, Crocodilen, Schlangen und anderem Gethier verziert war. Die Thür wurde erst auf dreimaliges Klopfen geöffnet durch einen alten, verwitterten Diener mit eisgrauem Haar, welcher den Bäcker schweigend zu seinem Herrn führte. Aber als Kollert nun eintrat in das Studirzimmer des Wunderdoctors, da blieb ihm der Mund offen stehen vor Schaudern und Verwunderung über das Ungewöhnliche, was er schaute und er vergaß darüber sein dringendes Anliegen vorzubringen. Gewiß ein Dutzend Todtengerippe standen an den Wänden umher, nackte Schädel lagen auf allen Tischen, von der Decke herab

hingen ausgestopfte See- und Landthiere der seltensten Art, große Kasten mit Kräutern und Wurzeln standen überall herum, in Spiritusgläsern waren häßliche Mißgeburten aufbewahrt und große Büchsen mit geheimnißvollem Inhalte standen auf einem Bord an einander gereiht, mit lateinischer Schrift versehen. Der Doctor aber selbst, ein ungeheuer langer und dürrer Mann, mit finsterm Gesichte und kahlem Glatzkopfe, saß hinter einem Tische, zwischen großen Büchern verschanzt.

„Was will Er?“ fuhr er endlich den Bäcker gar barsch an; der durch diese Anrede eigentlich erst wieder zur Besinnung kam und sich nun des Zweckes seines Besuchs erst wieder erinnerte. Er faßte sich also und erzählte nun dem Wunderdoctor die traurige Begebenheit mit seiner Tochter und deren Bräutigam, wobei ihm Cherubinus auch recht aufmerksam zuhörte. Nachdem der Bäcker aber geendet hatte, schlug der gelehrte Mann ein großes Buch auf, darin waren aber die Worte mit so wunderlichen Buchstaben geschrieben, daß nur ein Eingeweihter sie lesen konnte. Der Doctor las lange darin und als er das Buch endlich zuschlug, sagte er es dem Bäcker geradezu: „Eine böse Hexe hat Seine Tochter sammt ihrem Bräutigam untergekriegt, Meister, und ich will Ihm einen Trank geben, der wohl helfen soll; aber Er muß sich wohl in Acht nehmen, daß er die Kruken nach Hause bringt, ohne sie zu zerbrechen; denn der böse Feind wird Ihn umlauern und darnach trachten, die kostbare Medizin zu vernichten.“

Der Bäcker versicherte, daß er wohl aufpassen

wolle und wurde in zwei Stunden wiederbestellt. Er kam auch pünktlich, als die Zeit verlaufen war, und erhielt zwei Kruken, die Eine für seine Tochter, die Andere für deren Bräutigam, zahlte den geforderten Preis und zog ab damit. Glücklich gelangte er auch mit der Medizin bis nach dem Ewer, wo sein Nachbar zur Rückfahrt bereit, seiner schon harrte. Der Wind war günstig, das Segel wurde aufgezogen und ohne den geringsten Unfall kamen sie nach Harburg hinüber. Von dem Elbstrande, wo der Ewer anlegte, bis in die Stadt hinein, zu des Bäckers Wohnung, war es aber noch ein ziemlich weiter Weg und der Bäcker wandelte diesen Weg so vorsichtig wie auf Eiern und trug den Korb, in welchen er die Kruken verpackt hatte, fest unter dem Arme.

Es ging auch Alles ganz gut und dem Meister Kollert hüpfte das Herz im Leibe vor lauter Freuden darüber, daß er doch nun endlich seinem geliebten Kinde Hülfe bringen könnte. Als er aber nun eben um die Ecke bog und sein Haus schon zu Gesicht bekam, da sprang plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der große, schwarze Kater seiner Schwiegermutter ihm zwischen die Beine. Der Bäcker, heftig erschrocken darüber, konnte sich nicht im Gleichgewicht erhalten, er stürzte zu Boden, mit ihm fiel der Korb, den er unter dem Arme trug, und die beiden Kruken mit der kostbaren Medizin zerbrachen in tausend Stücke.

Da stand der Mann und jammerte und wehklagte, er verwünschte aber auch zugleich den Kater, der prustend und mauend davon geeilt war, als er das Unheil

angerichtet hatte, und als er nun wieder in's Zimmer zu seiner Herrin, der alten Rumplern, kam, da krauelte ihm diese liebkosend den Pelz und sagte unter schadenfrohem Gekicher zu ihm: „Das hast Du brav gemacht, mein treuer Uri! Paß nur ferner auf! Paß auf! Paß auf!“

V.

Der Bäcker konnte fast die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun, denn er ärgerte sich gewaltig darüber, daß ihm der Zweck seiner Reise auf so fatale Weise verunglückt war. Aber verlor noch keineswegs den Muth und am andern Morgen verließ er schon früh sein Bett, lief zu seinem Nachbar, dem Schiffer, und bat diesen, ihn ungeräumt wieder nach Hamburg hinüber zu fahren. Der Nachbar war auch bereit dazu und nach Verlauf von einer Stunde segelten Beide wieder. Ohne Unfall kamen sie im Hamburger Hafen an, wo der Bäcker sogleich an's Land stieg und zum Wunderdoctor eilte und diesem sein Unglück mittheilte. Der schüttelte aber sehr bedenklich mit dem Kopfe und meinte, daß er es wohl geahnet habe, daß es so kommen würde, auch würde es jetzt weit mehr Mühe und Zeit erfordern, einen zweiten Heiltrank zu bereiten, weshalb er auch den Bäcker erst gegen Abend wiederbestellte. Zur bestimmten Zeit kam dieser auch und empfing die Kruken, gar wohl verpackt, wie am vorigen Tage, trug sie vorsichtig bis zum Hafen, verpackte sie in dem Ewer nochmals mit Heu und ließ sie während

der ganzen Rückfahrt keine Minute aus den Augen. In Harburg hatte er sich seinen Knecht mit einem Wagen an den Strand bestellt, denn er glaubte: es sei doch weit sicherer, die Kruken nach Hause zu fahren, als sie zu tragen, wo man gar leicht damit anstoßen, oder damit zum Falle kommen konnte, wie er es ja leider selbst schon erfahren hatte. Wie nun das Fahrzeug bei Harburg anlegte, da war es auch Kollerts erste und eifrigste Sorge, die Kruken mit aller Vorsicht auf den Wagen zu verladen und sie dort so fest und sicher im Stroh zu verpacken, daß sie durch Rütteln und Stoßen durchaus nicht beschädigt werden konnten. Es ging auch Alles gut, der Knecht ging neben den Pferden her, um gleich jedes Hinderniß aus dem Wege räumen zu können und der Bäcker setzte sich selbst auf den Wagen und hütete die Arznei. Als sie aber nun eben wieder um die Ecke kamen, da sprang auch, wie am vergangenen Abende, richtig wieder der große schwarze Kater den Pferden mit solcher Gewalt zwischen die Beine, daß diese scheu wurden, zur Seite sprangen und den Wagen gegen einen Prellstein drängten, so daß dieser umstürzte und den Bäcker sammt seinen Medizinkruken kopfüber zu Boden stürzte. Als er sich wieder aufrappelte, fand er nun zwar, daß er selbst keinen Schaden genommen hatte, aber seine Arzneiflaschen waren auch diesmal wieder in tausend Stücke zerbrochen.

Der schwarze Kater aber miaute sein Triumphgeschrei, daß es ganz Harburg hören konnte, und schlüpfte dann zu seiner Gebieterin, der alten Rumpf-

lern, in's Zimmer hinein, die ihm wieder das Fell krauelte und mit schmeichlerischer Stimme zuflüsterte: „Hast's brav gemacht, Uri, hast's brav gemacht! Bist auch mein Herzblättel und sollst's immer gut bei mir haben!“ Worauf sie die schwarze Bestie mit Zuckerkringeln fütterte, die sie unten heimlich vom Ladentische weggenommen hatte.

Der arme Bäcker wollte schier verzweifeln, daß ihm die Rettung seiner Tochter auf so schmähliche Weise mißlang und in der ersten Zorneswuth faßte er den Entschluß, seine alte Schwiegermutter, sammt ihrem verteufelten schwarzen Kater auf der Stelle aus seinem Hause zu jagen. Nachdem er aber die Sache reiflich überlegt hatte, gab er diesen Vorsatz auf, denn er fürchtete, daß er damit die Rachsucht und Bosheit der Alten nur noch mehr reizen könne, und daß sie dann im Stande sei, ihm und seinem ganzen Hause das Schlimmste anzuthun, so daß er dann vielleicht gar nicht mehr vermögend sei, etwas zur Rettung seiner Tochter und ihres Bräutigams zu unternehmen. Er machte denn also gute Miene zum bösen Spiel, ließ sich gegen seine Schwiegermutter, die zum Abendessen heruntergekommen war, gar nichts merken, ging aber noch an demselben Abende wieder zu seinem Nachbar, dem Schiffer, und bestellte ihn zur Fahrt nach Hamburg am nächsten Morgen, denn er war fest entschlossen, sein Heil noch einmal zu versuchen. Mit Tagesgrauen segelte er auch wieder ab, landete im Hamburger Hafen und begab sich eilig zum Wunderdoctor, dem er ganz betreten auch seinen zweiten Unglücksfall mittheilte.

VI.

Der Wunderdoctor ſchüttelte ſeinen Kopf noch weit bedenklicher als geſtern und ſagte: er ſähe es nun wohl ein, daß es vergeblich ſein würde, es noch ferner mit der Arzenei zu verſuchen, denn die feindliche Gewalt, welche des Bäckers Tochter krank gemacht habe, werde es auch nun immer zu verhindern wiſſen, daß die Wundermedizin niemals bis zur Kranken gelange. Uebrigens dürfe er den Trank, welcher den Zauber löſen ſolle, auch nicht zum dritten Male für eine und dieſelbe Perſon bereiten. Es bleibe ihm nun nichts weiter übrig, als der Hexe ſelbſt an Hals und Kragen zu gehen; aber das wäre eine ſehr gefährliche Sache und er müſſe ſich erſt davon überzeugen, wer die Hexe eigentlich ſei, welche des Bäckers Tochter unter hätte. Hierauf fragte er den Meiſter Kollert: ob er auf Seelenſeligkeit behaupten könne, daß gerade ſeine Schwiegermutter und keine Andere ſeine Tochter und deren Bräutigam behext habe?

Das war aber nun wirklich auch eine Gewiſſensfrage für den guten Bäcker, der keinem Menſchen, auch ſelbſt ſeinem Feinde nicht Unrecht thun mochte. Allerdings hatte er Verdacht gegen ſeine Schwiegermutter, daß ſie hexen könne; aber daß ſie gerade ſeine Elsbeth und den Bürgermeiſtersſohn auch wirklich behext habe, das vermochte er doch weder zu behaupten, noch zu beweiſen und er geſtand dies auch geradezu in ſeiner ehrlichen Weiſe. „Dann“ — ſagte der Wunderdoctor — „bleibt mir nichts Anderes übrig, als mit Euch, Meiſter

Kollert, hinüber zu fahren nach Harburg, denn in Eurem Hauſe ſelbſt muß ich die Hexe zu Geſicht bekommen, ohne daß ſie etwas davon weiß, daß ich dort bin.“

Der Bäcker war hoch erfreut darüber, daß der Wunderdoctor ſich überhaupt noch mit ſeiner ſchlimmen Sache einlaſſen wolle und daß er doch alſo noch Hoffnung hatte, ſein liebes Kind gerettet zu ſehen; deshalb bot er dem gelehrten Herrn auch ſogleich einen Platz zur Ueberfahrt in ſeines Nachbars Ewer an und lud ihn ein in ſeinem Hauſe zu wohnen, als gerngeſehener Gaſt.

Der Doctor ſchlug aber die ihm gebotene Gaſtfreundſchaft aus, indem er bemerkte: Wenn des Bäckers Schwiegermutter wirklich die Hexe ſei, ſo dürfe er mit ihr keine Nacht unter einem Dache wohnen, weil er dadurch viel von ſeiner Macht über ſie verlieren würde. Auch dürfe kein Menſch in des Bäckers Hauſe von ſeiner Anweſenheit in Harburg Kenntniß erlangen, weshalb er auch in einer wenig beſuchten Herberge einkehren und erſt um Mitternacht zu dem Bäcker kommen wolle, um ſeine Nachforſchungen an Ort und Stelle anzuſtellen, und dieſer ſolle ihn dann auch ganz allein einlaſſen und bei ſich empfangen.

Kollert war Alles zufrieden und man erwartete nun die ſpäte Nachmittagsſtunde ab, damit man erſt im Abenddunkel in Harburg ankäme. Der Schiffer war zwar unterrichtet davon, daß der Wunderdoctor ſelbſt als Paſſagier mitfahren würde, er gelobte aber feierlich Stillſchweigen und er war ein Mann, deſſen Worte man vertrauen konnte.

Mit ſinkender Sonne ging der Ewer von Hamburg ab, und da man in damaliger Zeit oft mehr als zwei volle Stunden zur Ueberfahrt brauchte, ſo ließ ſich leicht berechnen, daß man vor Dunkelwerden nicht nach Harburg kommen werde. Uebrigens hatte ſich der Wunderdoctor auch noch in einen großen Reiſemantel eingehüllt und einen ſchwarzen Sammethut ſich tief in's Geſicht gedrückt, ſo daß ihn Niemand erkennen konnte. Er führte weiter nichts bei ſich als einen ledernen Reiſeſack und einen flachen ſchwarzen Kaſten, ungefähr vier Quadratfuß groß. Als man nun landete am Strande bei Harburg, da begab ſich der Doctor in das erſte, beſte Wirthshaus, welches am nächſten am Waſſer lag, und ſchärfte es dem Bäcker noch tüchtig ein, daß er ja alle ſeine Leute bei Zeiten zu Bett und aus dem Wege ſchicken ſolle, denn wenn er um Mitternacht zu ihm komme und an ſein Haus klopfe, ſo müſſe er ihm ganz allein aufthun und ihn allein empfangen. Auch gab er ihm noch einen kurzen Weidenſtock, in deſſen grüne Schale ſeltſame Charaktere eingeſchnitten waren. „Sobald ſich Eure Schwiegermutter mit ihrem Kater in ihr Zimmer zurückgezogen hat“ — ſprach er zum Bäcker — „ſo müßt ihr dieſen Stock gerade an der Stelle, wo der tiefe Einſchnitt iſt, in zwei Theile zerbrechen und dieſe kreuzweis vor ihre Thür legen; dann werden ſie Beide nicht allein nicht aus ihrem Zimmer herauskommen können, ſondern ſie werden auch blind und taub ſein bis zum andern Morgen, wenn der Hahn zum erſten Male kräht.“

Der Bäcker nahm den Stock, verbarg ihn unter

seinem Wamms und verſprach Alles pünktlich ſo befolgen zu wollen wie der Wunderdoctor es befohlen hatte. Hierauf begab er ſich nach Hauſe, und dort lauerte der große, ſchwarze Kater auch richtig wieder an der Ecke. Er zog ſich aber diesmal ſchon vom Bäcker zurück, machte einen demüthigen Katzenbuckel und ſchlüpfte raſch in's Haus hinein, als ob er es ſeiner Herrin melden wollte, daß der Herr wieder zurückgekehrt ſei. Dieſer beſuchte nun zuerſt ſein krankes Töchterlein, welches er ja den ganzen Tag über nicht geſehen hatte, und fand das arme Mädchen ſo elend, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen bei ihrem Anblicke. Wer die ſchöne, jugendfriſche Elsbeth früher geſehen hatte, der hätte ſie aber auch freilich jetzt nicht wieder erkannt, ſo traurig hatte ſie ſich verändert. Ihre roſigen Wangen waren ſo bleich geworden wie eine weiße Wand und ſo eingefallen, daß es zum Erbarmen war. Ihre ſchönen, ſanften, blauen Augen rollten wild in ihren Höhlen umher und über ihre vertrockneten Lippen drang die immerwährende Klage, daß ſie innerlich verbrennen müſſe und daß die Flammen nun ſchon an ihrem Herzen nagten. Es ſchien, als ob die kühlenden Getränke, die ſie genoß, den innern Brand nur noch vermehrten, und ſie nahm deshalb auch nur noch ſelten einige Tropfen Waſſer auf ihre Lippen, wenn ſie es gar nicht mehr aushalten konnte vor Durſt und Hitze. Uebrigens war ſie bei voller Beſinnung, und als ſie ihren Vater erblickte, da verſuchte ſie ihn recht freundlich anzulächeln, aber das Lächeln verzog ſich gar bald zu Weinen, und ſie faßte krampfhaft nach ſeinen

beiden Händen und drückte sie so innig und bat dabei so recht aus tiefster Seele: „Ach, mein liebes, liebes Väterchen, laß mich doch nicht so elend sterben, schaffe mir doch Hülfe in meiner großen Pein.“

Das Herz hätte dem wackern Bäcker brechen mögen, als er diese Worte hörte, und er sprach ihr Trost zu, so viel er konnte, und gab ihr Hoffnung, daß ihre Leiden nun bald von ihr genommen werden würden, wenn er ihr auch nicht sagen durfte auf welche Weise. Nachdem er so eine geraume Zeit bei ihr gesessen und sie geliebkos't und zur Geduld ermahnt und getröstet hatte, begab er sich wieder in sein Wohnzimmer zu ebener Erde, um dort sein Abendbrod einzunehmen. Kaum aber hatte er sich zu Tische gesetzt, so erschien auch seine Schwiegermutter und sagte, daß sie mit ihm zu Abend essen wolle. Er mußte es sich gefallen lassen und lud sie ein, zuzulangen; ja, er zwang sich sogar eine freundliche Miene gegen [redacted] anzunehmen, denn er fürchtete, wenn er kalt und abstoßend gegen sie sei, so möchte sie errathen, daß er etwas gegen sie im Schilde führe.

Die alte Rumplern war unruhiger als sonst; sie schwatzte viel durcheinander, bedauerte auch mit großer Scheinheiligkeit die Krankheit Elsbeths, und beschwerte sich darüber, daß die Kranke von ihr kein Mittel dagegen nehmen wolle; ja, daß die Dienstboten ihr sogar verwehrten sie zu besuchen. Der Bäcker entschuldigte sein Kind so gut er konnte damit: daß sie ja die Arzeneien, welche ihr die Harburger Aerzte verschrieben auch nicht nehme, und daß es eben diese Aerzte streng ver-

boten hätten, außer ihm und der nöthigen Bedienung noch andere Besuche zu ihr zu lassen. Endlich aber fragte die Alte, ganz wie von ungefähr, ihren Schwiegersohn: was er denn eigentlich jetzt so oft in Hamburg zu schaffen habe? Das müßten ja doch wohl ganz wichtige Geschäfte sein, weil sie ihn bewegen könnten, sich mehrere Tage hinter einander von seinem kranken Kinde zu trennen?

Der Bäcker aber ließ sich nicht fangen, sondern antwortete ganz ruhig: „Er habe ja doch sein Kind immer des Morgens und Abends gesehen und das Geschäft könne ja darunter nicht leiden, denn sonst müsse er ja am Ende ganz zu Grunde gehen. Er habe in Hamburg seit drei Tagen um eine große Partie Waizen und Korn gehandelt und sei erst heute handelseinig geworden mit dem Verkäufer. Er glaube auch einen ganz vortheilhaften Handel gemacht zu haben, und werde hier in diesen Tagen die Frucht in Empfang nehmen."

Die Alte sah ihn gar scharf darauf an und kniff das linke Auge zusammen, womit sie andeuten wollte, daß sie ihm nicht glaube. Wirklich war sie auch von ihrem Kater unterrichtet: daß der Bäcker bereits zweimal habe in Hamburg Arzenei für seine Tochter machen lassen, und daß er ihm zweimal die Kruken zerbrochen habe, aber von dem Wunderdoctor selbst ahnte die Alte noch nichts. Nach dem Essen stellte sich Kollert sehr schläfrig, setzte sich auf seinen großen Lehnstuhl und nickte ein. Deshalb zog sich die Rumplern auch bald zurück auf ihr Zimmer und ihr Kater schlich ihr knurrend

nach. Kaum aber hatte ſie die Thür hinter ſich zugemacht, ſo war auch der Bäcker wieder munter und rüſtig auf den Beinen, zog ſeine Pantoffeln aus, ſchlich auf den Strümpfen die Treppe hinauf und legte oben im erſten Stockwerke den durchgebrochenen Weidenſtock kreuzweis vor die Thür ſeiner Schwiegermutter. Dann ſchlich er wieder hinunter, fuhr in ſeine Pantoffeln hinein und befahl ſeinen Geſellen, Burſchen und Mädchen, mit lauter Stimme, zu Bette zu gehen, wobei er ſo gähnte, daß es durch das ganze Haus ſchallte. Als es nun überall ruhig war im Hauſe, zog er ſich wieder in ſein Zimmer zurück und wartete auf den Wunderdoctor. Der klopfte auch wirklich eine Viertelſtunde vor Mitternacht an des Bäckers Hausthür und wurde auch von dieſem ganz allein eingelaſſen und empfangen, wie er es verlangt hatte. Der gelehrte Herr trug den flachen Kaſten unter ſeinem Arme, zeigte ſich ſehr ſchweigſam, ſchlug alle Erfriſchungen aus, welche ihm der Bäcker anbot, und ging dann in alle vier Ecken des Zimmers, wo er Sprüche vor ſich hinmurmelte in einer unverſtändlichen Sprache. Dann ſetzte er ſich ſchweigend an einen Tiſch, nahm einen Metallſpiegel, mit einem wunderlich geformten, goldenen Rahmen aus dem platten Kaſten, und ſtellte ihn zwiſchen zwei Lichtern auf. Dann bedeckte er ihn mit einem feuerfarbi- Tuche, auf welches ſchwarze Zauberzeichen gemalt waren, und blieb daver ſitzen ſtarr an die Decke blickend und wieder unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelnd. So wie aber nun draußen vom Kirchthurme die Glocke die zwölfte Stunde verkündete, riß er das Tuch vom

Spiegel, blickte hinein, rief den Bäcker herbei und fragte ihn eilig: „Ist das Eure Schwiegermutter?“

„Sie ist es, wie sie leibt und lebt!“ antwortete Kollert mit bebender Stimme und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, denn er erblickte in dem Spiegel das leibhaftige Angesicht der alten Rumplern.

„So ist sie auch die Hexe, die es Eurer Tochter angethan hat“ — entgegnete der Doctor — „denn mein Hexenspiegel täuscht mich nie und wenn Ihr Euer Kind gerettet haben wollt, so kommt zu mir, von heute an in drei Tagen, als am letzten Tage des letzten Mondviertels.“ Damit packte der gelehrte Herr seinen Kram wieder zusammen, verließ des Bäckers Haus und begab sich in seine Herberge zurück, von wo aus er am andern Morgen mit dem ersten Milchewer wieder nach Hamburg fuhr, ohne daß auch nur irgend Jemand seine Anwesenheit in Harburg geahnt hätte.

VII.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit stellte sich der Bäcker bei dem Wunderdoctor in Hamburg ein. Dieser empfing ihn wie gewöhnlich in seinem wunderlich ausgestatteten Studirzimmer und kam ihm gleich mit der Erklärung entgegen: daß nun, so viel er auch darüber nachgesonnen habe, doch kein anderes Mittel mehr übrig bleibe, als die böse Hexe in Oel zu Tode zu kochen.

Der Bäcker schauderte als er das hörte und sagte mit kläglicher Stimme: „Das wäre doch gar zu

entsetzlich! Sie wäre doch einmal seine Schwiegermutter und wenn sie auch noch so schlimm gefrevelt habe an seiner Elsbeth und deren Bräutigam, so wolle er doch nicht Schuld sein, daß sie eines so schrecklichen Todes sterbe, ohne Frist zu haben zur Reue und Buße für ihre schweren Sünden."

„Wenn Ihr das nicht wollt, so kann ich Euch nicht weiter helfen," versetzte der Doctor achselzuckend, „denn ein anderes Mittel giebt es nicht Eure Tochter zu retten. In drei Tagen ist sie sammt ihrem Bräutigam eine Leiche und Ihr habt also nur die Wahl ob Ihr Eure gute, liebe, fromme Tochter jämmerlich hinsterben sehen wollt, oder Eure Hexe von Schwiegermutter, die Euch so viel Unheil in's Haus gebracht hat."

Die Wahl war nun wohl eigentlich für ein Vaterherz nicht schwer, aber es dauerte doch noch einige Minuten ehe sich der Bäcker entschließen konnte in den Plan des Wunderdoctors einzuwilligen, denn er mußte ja damit das Todesurtheil über seine Schwiegermutter aussprechen. Endlich jedoch entschloß er sich dazu und bat den gelehrten Herrn seine Tochter zu retten um jeden Preis, und dieser bestellte ihn nun in drei Stunden wieder zu sich, während welcher Zeit er die nöthigen Vorbereitungen treffen wolle.

Als der Bäcker wiederkam, führte ihn der Wunderdoctor in sein Laboratorium, welches sich im Keller befand. Es war ein großer, dunkler Raum, mit mehreren Feuerheerden, und überall standen große und kleine Schmelztiegel und viele wunderliche Geräthschaften, von deren Gebrauch sich der einfache Handwerker

gar keinen Begriff machen konnte. Ueber einem mäßigen Feuer, welches, wie es schien, nur mit Menschenknochen genährt wurde, weshalb es auch einen widerlichen Geruch verbreitete, hing ein kupferner Kessel, beinahe bis zum Rande mit Oel gefüllt. Nun befahl der Doctor dem Bäcker, kein Wort mehr zu sprechen, sondern unter dem tiefsten Stillschweigen Alles zu thun, was er ihm sagen würde. Darauf las er in einem großen Buche verschiedene Sprüche in einer unverständlichen Sprache, als aber das Oel im Kessel anfing zu zischen und Blasen zu treiben, da warf er verschiedene Pulver, allerlei Kräuterwerk und noch andere Dinge hinein, die sich nicht erkennen ließen, blieb beim Feuer stehen und murmelte gar seltsame Zauberſprüche vor sich hin. Ungefähr nach einer halben Stunde kam das Oel in's Kochen und nun eilte der Zauberdoctor schnell nach einem Schranke, und nahm dort einen schwarzen Kasten heraus, welcher ungefähr einen Fuß lang war und sechs Zoll breit und wie ein kleiner Sarg geformt war. Er öffnete den Kasten, und siehe: darin lag ein Wachsbild, dessen Angesicht der alten Rumplern ähnlich sah und welches in der Herzgegend mit einer großen Nadel durchstochen war. Der Doctor nahm das Wachsbild, legte es auf den Erdboden, setzte seinen linken Fuß darauf, verwünschte es dreimal hinter einander mit lauter Stimme zur Hölle und warf es dann unter leisem Gemurmel in das siedende Oel hinein. Ein entsetzlicher Schrei, wie wenn Jemand in großer Todesnoth um Hülfe ruft, drang aus dem Kessel hervor und der Bäcker, welchem sich schon längst vor Angst und

Grauen das Haar zu Berge geſträubt hatte, war n daran, auch laut aufzuſchreien vor Entſetzen, doch Wunderdoctor warf ihm noch zur rechten Zeit ein drohenden Blick zu, daß jeder Laut erſtarb in d Bäckers Kehle. Es war gerade Mittags zwölf U als der gelahrte Herr die Wachspuppe in das ſiedet Oel geworfen hatte und den Deckel auf den Ke ſtülpte.

Nun begann aber eine gar langweilige Zeit; de der Doctor ſetzte ſich an einen Tiſch und las immt fort in mehreren groſſen Büchern, ſtand jedoch v Zeit zu Zeit auf und legte, ſeine Zauberſprüche mu meind, friſche Knochen in das Feuer, um die Flam unter dem Keſſel zu unterhalten. Der Bäcker ab hatte ſich in einem Winkel auf eine Bank geſetzt u wäre gern eingeſchlafen, aber die Angſt die er litt u die Beſorgniß, daß er im Schlafe vielleicht gar e lautes Wort ſprechen und dadurch vielleicht den Za ber ſtören möchte, hielt ihn wach. So ſaßen Beid ſtill und lautlos, und nahmen weder Speiſe noch Tra zu ſich, beinahe zwölf Stunden lang.

Gegen Mitternacht endlich, da fing es an in de Keſſel zu arbeiten auf fürchterliche Weiſe. Es ziſch und brauſte und jammerte und heulte dazwiſchen, da der arme Bäcker ſich hätte mögen die Ohren zu halten um nur den Höllenlärm nicht zu hören. Der Wunder doctor aber ſprang ſchnell zum Keſſel, deſſen Deckel ſic ſchon anfing zu heben und drückte ihn gewaltig niede auf den Keſſelrand, rief auch den Meiſter Kellert her bei, daß er ihm helfen möchte. Beide drückten nun mi

aller Macht auf den Deckel und so gelang es ihnen denn auch, denſelben nieder zu halten. Nach und nach wurde es immer ruhiger im Keſſel; das fürchterliche Toben und Heulen ging nach und nach über in leiſes Jammern und Stöhnen, und mit dem erſten Schlage der Mitternachtsſtunde wurde es ganz ſtill.

„Es iſt gelungen!“ rief der Wunderdoctor mit freudiger Stimme. „Eure Tochter und ihr Bräutigam ſind gerettet und die Hexe iſt vernichtet!“

Der Bäcker wußte gar nicht, wie er ſeinen Dank und ſeine Freude ausdrücken ſollte und fand den Preis, den der Doctor für ſeine Hülfe forderte, ſo gering, daß er ihn gerne verdoppelte. Leider konnte er während der Nacht nicht mehr über die Elbe kommen und mußte in einer Herberge ein Unterkommen ſuchen, wo er noch eine tüchtige Mahlzeit zu ſich nahm, denn er war ganz verhungert und verdurſtet. Am andern Morgen aber, ſo wie der Tag grauete, war er ſchon am Hafen und fuhr mit ſeinem Nachbar nach Harburg hinüber. Dort kaum gelandet, wäre er gern im Trab nach Hauſe gelaufen, wenn er ſich nicht vor den Leuten geſchämt hätte, aber das Herz hätte ihm ſpringen mögen vor Freuden, als ihm in der Hausthür ſeine liebe Elsbeth, Hand in Hand mit ihrem Bräutigam, geſund und friſch entgegen kam und ihn umarmten und herzten und küßten, wie in früheren, glücklichen Tagen. Dann aber erzählten ſie ihm, daß die alte Rumplern am vergangen Tage eines fürchterlichen Todes geſtorben ſei. Von Mittag bis Mitternacht hatte ſie ſich gequält, ſich gekrümmt und ge-

wälzt im Bette und am Boden, als ob sie von einem innern Feuer verzehrt werde und habe geschrieen und gejammert, daß man es zehn Häuser weit gehört habe, und die Dienstleute alle von ihr weggelaufen wären. Um Mitternacht sei es endlich ganz still geworden und als sich die Hausmagd in ihr Zimmer hineingewagt, habe sie nur noch ein Häuflein Asche und einige verbrannte Knochen auf dem Fußboden gefunden; der schwarze Kater aber sei verschwunden gewesen.

Von Stund' an war aber auch das Brautpaar von seiner Krankheit genesen und sechs Wochen später feierte es eine fröhliche Hochzeit und erreichte, in einer überaus glücklichen Ehe, ein seltenes hohes Alter.

Der Teufel in der Elbe.

I.

Als Hamburg in seiner vollen Blüthe stand und der mächtige Hansabund den Dänen und Schweden siegreiche Seeschlachten lieferte, was freilich schon eine lange, lange Zeit her ist, da ging eines Sommerabends spät ein junger Schiffscapitain am Ufer der Elbe spazieren. Der junge Mann war ansehnlich von Gestalt, hatte auch was Tüchtiges gelernt in der Seemannskunst, aber das Unglück verfolgte ihn, so daß ihm drei Schiffe, die er nach einander führte, zu Grunde gingen, obgleich jedes Mal ohne seine Schuld. Es bleibt aber immer eine schlechte Empfehlung für einen jungen Capitain drei Schiffe verloren zu haben; deshalb wollten denn auch sämmtliche Rheder Hamburgs nichts mit dem Unglücksvogel zu thun haben; denn es gab damals noch keine Assecuranz-Compagnien, welche den Verlust eines Schiffes ersetzten.

Der Capitain, welcher Daniel Blackert hieß, ging nun recht betrübt am Elbufer auf und nieder, in

derſelben Gegend, wo ſich jetzt Neumühlen befindet und wo damals nur einige elende Fiſcherhütten angebaut waren. Er befand ſich aber auch in einer recht traurigen Lage, denn er hatte ein Liebesbündniß geſchloſſen mit einem eben ſo ſchönen als guten, aber dabei armen Mädchen: denn Hannchen war die Tochter eines Fiſchers, der eine groſſe Familie und geringen Verdienſt hatte. Gern hätten die beiden Liebesleutchen längſt ſchon Hochzeit gemacht, aber ſie wollten ihren Heerd nicht auf Sand bauen und den Schmalhans nicht als Küchenmeiſter bei ſich im Hauſe haben. Deshalb waren ſie auch feſt entſchloſſen, ſo viel Ueberwindung es ihnen auch koſtete, nicht früher zur Ehe zu ſchreiten, als bis Daniel wieder ein Schiff haben würde; alle ſeine Bemühungen, eins zu bekommen, blieben aber vergeblich, denn überall wurde er abgewieſen. Da hätte er beinahe verzweifeln mögen; denn mit ſeinen Erſparniſſen ging es auch bald auf die Neige und er ſahe ſchon die Zeit herankommen, wo er keinen Schilling mehr haben würde zum täglichen Brode. Sein Hannchen härmte ſich auch ab über ſein Mißgeſchick und ihr Vater fing ſchon an ſie mit harten Vorwürfen zu quälen, weil ſie um ihres Daniels willen einen anſehnlichen und reichen Freier ausgeſchlagen hatte.

Schweren Herzens watete der arme Capitain durch den tiefen Elbſand, und es kümmerte ihn wenig, daß die hereinſtrömende Fluth ſeine Füſſe benetzte. Finſter, wie der Himmel über ſeinem Haupte waren ſeine Gedanken: denn er war eben im Begriffe die ſchwere Wahl zu treffen, ob er ſich in die Elbe ſtürzen, oder

ob er sich dem Teufel verschreiben sollte. So weit war er schon gekommen in seiner Verzweiflung, daß er meinte, er sei von Gott verlassen und er müsse einen jener beiden Wege wählen, obgleich er ohne Schaudern nicht daran denken konnte. Nachdem er nun lange Zeit hin- und hergegangen war zu nächtlicher Stunde und die Sache von allen Seiten überlegt hatte, schien er endlich zu dem Entschlusse gekommen zu sein, den Selbstmord aufzugeben, weil dadurch Leib und Seele zugleich verloren gehe; sich aber dem Teufel zu verschreiben, denn dadurch gehe doch nur nach einer gewissen Frist die Seele verloren, er könne aber bis dahin doch noch viel Gutes schaffen und das Geld oder Gut, was er vom Satan erlangen werde, zu wohlthätigen Werken anwenden.

Kaum aber war er vertraut geworden mit diesem schrecklichen Entschlusse, so bemerkte er, daß er beinahe bis an die Kniee in der immer höher strömenden Elbe stand. Er wollte sich eben zurückziehen nach dem Ufer hin, als plötzlich, wie aus den Wellen heraufgetaucht, ein schwarzes Boot dicht an seiner Seite beilegte, mit schwarzem Segel und schwarzer Flagge. Am Steuer aber saß ein Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit feuersprühenden Augen, in Seemannstracht gekleidet, welcher dem nächtlichen Wanderer mit schrillender Stimme zurief: „Ahoi, Capitain! Komm an Bord!“

Der Capitain schauderte und ein eiskaltes Fröstein durchrieselte ihn bis in's innerste Mark, als er diesen Zuruf vernahm und den fremden, unheimlichen Mann im Boote sitzen sah, der ihm gerade so auszusehen

schien, wie er sich immer den leibhaftigen Satanas gedacht hatte. Dem furchtbarsten Orkane hatte er schon oftmals dreist die Stirn geboten und hatte nicht auf seinem Posten gewankt, wenn ihn auch das entsetzlichste Wetter umtobte; aber jetzt in dunkler Mitternacht dem Erzfeinde so nahe, zitterte der starke Mann.

„Ich dachte, Du hättest einen Wunsch auf Deiner Seele und wolltest mit mir sprechen?“ rief ihm der Mann im Boote wieder zu; aber Daniel war noch immer nicht im Stande auch nur ein einziges Wort hervorzubringen, so fest hatte ihm die Angst die Kehle zugeschnürt.

„Hab' ein schönes Schiff im Hafen liegen! Willst Du's haben? Kostet Dich nur ein Wort!“ fing der unheimliche Bootführer mit lockender Stimme wieder an und erst als Daniel von einem Schiffe hörte, da kehrte ihm auch der Muth der Verzweiflung wieder zurück; er erhielt die Sprache wieder, und mit dem Tone eines Ertrinkenden, der nach dem letzten Strohhalme greift, rief er aus: „Ein Schiff? Ich will's haben um jeden Preis!“

„Wollen schon Handels einig werden,“ sagte der Andere, streckte seinen langen Arm nach ihm aus und hob ihn zu sich hinein in sein schwarzes Boot mit einer Leichtigkeit, als ob der große, starke Mann ein Wickelkind gewesen wäre.

Daniel mußte sich nun ihm gegenüber setzen; der Fremde ergriff das Steuer wieder, und als ob er gerade so bestellt gewesen wäre, blies ein Nordwind in das Segel und trieb das Boot hinaus, lis in die

Mitte der Elbe. Da lag es auf einmal fest im reißendsten Strome, als ob es von zehn Ankern festgehalten würde, und doch hatte der Bootsmann keinen einzigen ausgeworfen.

„So;“ sprach dieser, „hier liegen wir sicher und Niemand kann uns hören und stören. Willst Du nun mein schönes Schiff noch haben, so laß uns handeln.“

Daniel war während der Fahrt immer muthiger geworden und antwortete: „Ei, ich möchte es wohl haben, aber was kann ich Dir bieten? Bin ich doch so arm, wie eine Kirchenmaus.“

„Was thut's?“ entgegnete der Andere, „Du weißt ja, daß ich nicht um Gold handle, denn ich habe selbst Schätze genug. Willst Du mir Deine Seele verkaufen, so soll das Schiff Dein sein mit allem Zubehör.“

Da überlief es den Capitain wieder eiskalt, aber er suchte sich zu fassen und sprach: „Wie lange soll ich Frist haben für meine Seele?“

„Ich gebe Dir zehn Jahre Frist,“ versetzte Satanas, und beobachtete ihn mit lauernden Blicken. Daniel wurde jedoch immer muthiger; denn er sahe wohl ein, daß er sich gar sehr vorsehen müsse bei dem schlimmen Handel; deshalb meinte er auch: zehn Jahre das wäre eine viel zu kurze Frist, er müsse wenigstens zwanzig Jahre haben; ja, er müsse sogar unter einer gewissen Bedingung des Handels ganz ledig sein und das Schiff doch behalten können.

Dieser kecke Vorschlag schien dem Bösen freilich Anfangs gar nicht zu behagen, denn er schnaufte wie ein Tiger, wenn er zornig wurde; aber bald verzog

sich sein dunkles Antlitz wieder in freundliches Grinsen und er gab dem Capitain zur Antwort: „Gut, ich will's thun. Du sollst eine Frist von zwanzig Jahren haben, ehe ich Deine Seele begehre, und wenn Du mit Deinem Schiffe zum ersten Male wieder heimkehrst in die Elbe, und Du giebst mir etwas zu thun, was mir auszurichten unmöglich wäre, so soll unser Pact zerrissen sein und Du sollst Deine Seele behalten und das Schiff dazu."

„Topp! Es gilt!" rief der Capitain von Verzweiflung getrieben und hielt ihm seine Hand zum Einschlagen hin. Der Böse schlug auch ein, aber Daniel hätte dabei laut aufschreien mögen, denn es war ihm, als ob ihm Jemand ein glühendes Eisen in die Hand gedrückt hätte.

Nun fuhren Beide die Elbe hinauf, wie im Fluge, und erreichten schon in wenigen Minuten den Hamburger Hafen. Da lag aber, in der Nähe des Grasbrooks, ein so schönes, neues Schiff, wie nur jemals eins vom Stapel gelaufen. Schon sein ganzer Bau verrieth es, daß es ein ausgezeichneter Schnellsegler sein mußte und seine ganze Takelage war so sorgfältig geordnet, wie man es in der Regel nur auf Kriegsschiffen findet. Dabei war es ein Dreimaster von seltener Größe, und auch im Innern versehen mit der allergeringsten Kleinigkeit, welche nöthig ist zu einer guten Fahrt: kurz, es fehlte nichts als eine tüchtige Ladung, um klar zu werden und in See zu stechen.

Als nun die Beiden ihr Boot an das Schiff beigelegt hatten, gingen sie an Bord und fanden oben

auf dem Deck Niemanden, als einen großen schwarzen Pudel, welcher eine brennende Laterne im Maule trug, womit er ihnen vorleuchtete, wohin sie gingen. Sie gingen aber überall herum, bis in die geringste Cambüse, bis in den untersten Raum, und als sie Alles gesehen hatten und Daniel immer lauter seine Freude äußerte über das wunderschöne Schiff, so gingen sie in die Capitains-Cajüte und schlossen dort den Pact ab, den Daniel mit seinem Blute unterzeichnen mußte. Es standen ihm freilich die Haare dabei zu Berge, als er es that; aber er befand sich nun einmal in des Satans Schlingen und wußte sich nicht anders mehr zu helfen. Auch dachte er: zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und wer weiß, ob mir's nicht gelingt den Teufel gänzlich zu überlisten, daß ich eine Aufgabe für ihn erfinde, die er nicht vollbringen kann; dann ist unser Pact zerrissen und meine Seele wieder frei.

Nachdem nun Alles abgemacht war, setzte der Böse den Capitain im Hafen an's Land und als dieser sich noch einmal umschaute, so war das schwarze Boot sammt seinem unheimlichen Führer spurlos verschwunden. Das schöne, neue Vollschiff schaukelte sich aber noch immer stolz auf den Wellen.

II.

Als der Capitain am andern Morgen erwachte, glaubte er, es wäre Alles nur ein Traum gewesen; aber seine rechte Hand, in welche der Teufel eingeschlagen hatte, zeigte deutlich eine Brandwunde, und

am linken Handgelenke war ein kleiner Einſchnitt zu ſchauen, wie von einem Aderlaß. Noch mehr aber wurde er überzeugt davon, daß ihn kein Traum geneckt habe, als er nach dem Hafen eilte und dort ſein ſchönes, neues Schiff noch immer auf derſelben Stelle liegen ſah, wie in vergangener Nacht. Ohne ſich weiter zu beſinnen, nahm er ſchnell ein Boot und ließ ſich überſetzen nach dem Schiffe, wo ihm der ſchwarze Pudel wieder entgegen kroch, als er an Bord kam und ihn in die Capitains-Cajüte führte. Dort fand er zu ſeinem größten Erſtaunen gerichtlich beglaubigte und beſiegelte Papiere, welche es in beſter Form darthaten, daß von einer Rheder-Geſellſchaft in Stettin dem Capitain Daniel Blackert das ſchöne, neue Schiff, genannt der „Meerteufel“, zum Geſchenke gemacht worden ſei. Noch höher aber ſtieg ſeine Verwunderung über die Freigebigkeit des Meiſters Urian, als er mehrere Schubfächer in der Cajüte öffnete und dieſe mit Gold- und Silbermünzen reichlich angefüllt fand, ſo daß er nun auch noch der Sorge enthoben war, für das Handgeld ſeiner Mannſchaft und für die Proviantirung Geld aufborgen zu müſſen.

Als er nun ſein Schiff wieder verließ, fand er es umringt von Rhedern und Capitainen in ihren Böten, welche das ſchöne neue Fahrzeug wie ein Wunderwerk anſtaunten, welches über Nacht in den Hafen gekommen war, kein Menſch wußte, wie? Sie verwunderten ſich aber noch viel mehr, als ſie vernahmen, daß der prachtvolle Dreimaſter das Eigenthum des Capitains Blackert ſei und Einer der Herren

Rheder fühlte sich sogar, in seiner Eigenschaft als Senator der freien Hansestadt, veranlaßt, Daniel in ziemlich geringschätzender Weise darüber zu befragen: ob er sein Eigenthumsrecht auch beweisen könne?

„Damit kann ich dienen!“ entgegnete der Capitain stolz und zeigte seine Papiere, die er in der Cajüte gefunden hatte, vor; worauf der Herr Senator sehr höflich sein Sammtbaret abnahm und mit einer Verbeugung erwiderte: „Alles in bester Ordnung! Bitte, Herr Capitain, speisen Sie heute bei mir zu Mittag.“

Daniel schlug aber diese Einladung mit kurzen Worten aus, indem er dringende Geschäfte vorschützte und es kitzelte seinen Stolz nicht wenig, als er jetzt die Glückwünsche der übrigen Rheder und Capitaine empfing, von denen ihm wohl nicht ein einziger das schöne Schiff gönnte. Aber er empfand doch auch ein bitteres Gefühl dabei, wenn er bedachte; daß alle die reichen Herren, welche ihn, als er noch in der Gottesfurcht wandelte, aber arm und bedürftig zu ihnen kam, von ihrer Thür gewiesen hatten und ihn ruhig verhungern lassen wollten, sich jetzt vor ihm bückten und ihm vertraulich die Hand drückten und zu allerlei Dienstleistungen erboten, seit er sich dem Satan verschrieben und ein reicher Schiffseigner geworden war. So war es schon damals und so ist es jetzt immer noch, daß man den Menschen in der Regel nicht nach dem Werthe seines Herzens und seiner Fähigkeiten, sondern nur nach dem Werthe seines Vermögens beurtheilt.

Daniels erſter Gang war nun zu ſeiner Brau und Hannchen hatte wohl in langer Zeit keine ſo inni Freude empfunden, als an dem Tage, wo ihr Bräut gam ihr die frohe Nachricht mittheilte, daß er n ſelbſt ein Schiff beſitze und nun fahren könne wann ur wohin er wolle. Freilich hütete ſich der Capitain il mitzutheilen, um welchen Preis er zu dem bedeutende Beſitzthum gelangt ſei, denn Hannchen war ſehr from und gottesfürchtig und würde auf der Stelle das Band welches ſie an ihn knüpfte, zerriſſen haben, wenn ſi auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß er eine Pact mit dem Böſen geſchloſſen hätte. Sie ahnte abe auch nicht das mindeſte davon, und als er ihr di Papiere zeigte, in welchen die Schenkung des Schiffe an ihn ausgeſprochen war, erklärte ſie ſich vollkommer befriedigt und willigte auf der Stelle ein, daß di Hochzeit nun in acht Tagen, noch vor der erſten Reiſe welche er mit dem neuen Schiffe unternehmen wollte ſtattfinden ſollte. Hannchens Vater war auch ganz zufrieden damit und ſo ſtand denn dem Glücke Beider nichts mehr im Wege.

Der Capitain hatte aber nun alle Hände voll zu thun, denn er mußte eine tüchtige Mannſchaft heuern für ſein Schiff, mußte für Proviant ſorgen und als dies in Ordnung war, mußte er die Güter an Bord bringen und verſteuern laſſen, die ihm jetzt von allen Seiten zuſtrömten, ſelbſt von Kaufleuten, die ihn ſonſt kaum im Wege angeſehen hatten. Er war aber damit noch lange nicht fertig, als ſein Hochzeitstag erſchien. So viel Geld er aber auch darauf verwendet hatte,

ihn recht glänzend zu feiern, so wollte doch bei dem Feste die Heiterkeit nicht recht aufkommen, denn als er mit seiner Braut vor den Altar trat, da überfiel ihn eine entsetzliche Angst, und es war ihm, als ob er hinausflüchten müsse aus dem Gotteshause, um nicht durch Erschleichung des Priestersegens zu seiner Ehe eine neue Sünde zu begehen. Aber er zwang sich zur Ruhe und so ging die Trauung zu Ende, ohne daß er von der Rede des Pfaffen auch nur ein Wort verstanden hatte. Er blieb aber den ganzen Tag über zerstreut und finster, was er mit seinen vielen Geschäften und seiner bevorstehenden Seereise entschuldigte, und was sowohl seine Braut und Verwandten als seine Gäste auch gelten ließen.

Es waren noch nicht drei Wochen vergangen, so hatte Daniel nicht allein schon eine tüchtige Mannschaft beisammen, sondern auch eine so reichliche Ladung, wie sein Schiff kaum fassen konnte. Den ältesten Bruder seiner jungen Frau, Johannes, einen eben so muntern und muthigen als geschickten Seemann, hatte er zu seinem Steuermann gemacht, und so war das Schiff in jeder Hinsicht vortrefflich ausgerüstet. Bald zeigte sich auch ein günstiger Wind und die Flitterwochen mußten abgekürzt werden. Als der „Meerteufel“ nun eines schönen Morgens aus dem Hafen legte und gleich darauf seine Segel aufspannte und majestätisch die Elbe hinabfuhr, da hatte sich eine große Menschenmenge am Ufer versammelt und wünschte dem schönen Schiffe mit oft wiederholtem Hurrahrufe eine glückliche Fahrt. Auch Hannchen stand mit ihrem alten Vater am Ufer und

ſchaute ihrem abſegelnden Gatten und Bruder mit weinenden Augen nach, die auf dem Deck ſtanden und ihre Hüte zum Abſchiede ſchwenkten, und als Beide ihren Blicken entſchwunden waren, da rief ſie recht betrübt und beklommen aus: „Es wäre Alles gut, wenn das Schiff nur nicht „der Meerteufel“ hieße.“

III.

Eine ſo glückliche Fahrt, wie der Capitain Daniel Blackert mit ſeinem neuen Schiffe, hatte aber wohl ſelten ein Seemann gehabt. Zwei volle Jahre lang blieb er in See, ſegelte von einem fremden Lande zum andern und nachdem er die ihm von den Hamburger Kaufleuten anvertraute Ladung in verſchiedenen überſeeiſchen Häfen abgeliefert hatte, befrachtete er ſein Schiff mit eigenen Waaren, die er billig kaufte und zu guten Preiſen in andern Ländern wieder verhandelte. Er gewann dabei Geld über Geld und als er ſeine Rückfahrt nach Hamburg antrat, hatte er ſein Schiff wieder für eigene Rechnung befrachtet und zwar mit lauter ſolchen ausländiſchen Producten, die er hoffen durfte in Hamburg mit groſſem Gewinne wieder abzuſetzen.

Je näher er aber dem Ziele ſeiner Reiſe kam, deſto trauriger wurde er geſtimmt; denn nun nahete ja auch der Zeitpunkt heran, an dem er dem Satan eine Aufgabe ſtellen ſollte, die dieſer nicht im Stande wäre zu erfüllen; ſo viel er aber auch ſchon darüber nachgedacht hatte, ſo war ihm doch nichts eingefallen, deſſen Ausführung er für einen Teufel hätte für un-

möglich halten können. Und doch hätte er sich so gern seines höllischen Pactes entledigt und seine Seele gerettet gesehen.

Johannes, der Steuermann, konnte es gar nicht begreifen, aus welchem Grunde sein Schwager so niedergeschlagen sein könne, da ihm doch Alles auf wunderbare Weise geglückt war und er nun von seiner ersten Fahrt schon als reicher Mann wieder heimkehrte zu seinem jungen, schönen Weibchen, welches er so herzlich liebte, und zu einem Söhnlein, welches ihm in seiner Abwesenheit geboren worden war. Er suchte ihn deshalb mehrmals über die Ursache seiner tiefen Traurigkeit auszuforschen, aber erst, als sie bei Helgoland vorüber fuhren gelang es ihm durch theilnehmendes Zureden seinen Schwager zu bewegen, ihm sein schreckliches Geheimniß, welches er in seiner Brust verborgen trug, zu enthüllen. Daniel beichtete ihm Alles haarklein; wie er sich dem Satan verschrieben und wie er zu dem Schiffe gekommen, und daß ihm nur noch die einzige Hoffnung geblieben mit dem Teufel quitt zu werden, wenn er ihm eine Aufgabe stellen könne, die er nicht zu lösen im Stande sei.

Johannes hörte ihn ganz ruhig mit an, und als er von der Aufgabe hörte, die seinen Schwager retten könne, rief er lachend aus: „Ei, was hat es dann für Noth! Sei getrost und laß mich nur machen. Ich denke, ich kann dem Teufel noch ein Schnippchen schlagen.“

So kam man denn im Laufe des Tags noch vor die Elbe, als eben die volle Fluth hineinströmte und

ein scharfer Nordwest die Schiffe förmlich in den Stro hineinjagte.

„Jetzt laß alle Segel beisetzen!“ raunte Johanni seinem Schwager leise zu und dieser folgte dem Rat augenblicklich. Als nun aber alle Segel aufgespan waren und sich füllten mit dem günstigen Winde, d raste das Schiff wie ein Blitz in die Elbe hinein, daß die ganze Mannschaft gar nicht wußte, was s denken sollte. Man war aber kaum Curhaven gegen über angekommen, so flog auch schon ein schwarze Boot herbei, legte an das Schiff, obgleich es sich noc immer in voller Fahrt befand, und ein Mann stieg a Bord in Seemannstracht, mit einem gebräunten Ge sichte und feuerrollenden Augen. Daniel erkannte de Mann wieder auf den ersten Blick und er hätte ver gehen mögen vor Angst und Schrecken als er ihn sah Johannes aber hielt sich immer dicht an seiner Seit und flüsterte ihm mehrmals leise zu: „Laß mich nu machen,“ worauf der Capitain etwas ruhiger wurde un wieder Fassung gewann.

Der Böse führte ihn nun auf das Hinterdeck, wo er ihm in's Ohr raunte: „Ich habe Dir Wort gehalten Glücklich und reich kehrst Du von Deiner ersten Reis heim; jetzt stelle mir meine Aufgabe, damit sich's ent scheidet, ob unser Pact soll gültig sein, oder nicht.“ — Johannes aber stand hinter seinem Schwager und hatt diesem immer etwas zuzuflüstern. Plötzlich befiehlt der Capitain seinen Leuten das Schiff anzuhalten und der Teufel ahnete nichts Arges dabei, denn er glaubte, der Capitain wäre bange ohne Lootsen auf den Sand zu

gerathen bei der tollen Fahrt. Daniel commandirte aber nicht die Segel einzureffen, was doch jedenfalls hätte zuerst hätte geschehen müssen, sondern er befahl, auf der Stelle den großen Anker hinunter zu lassen. Wie nun Alles bereit dazu war und der Capitain „Los!“ commandirte und die Jungen auf sein Wort schon losgelassen hatten, befahl er in demselben Augenblicke dem Teufel: „Halt' das Ankertau fest!“

Kaum gesagt, so gethan, fiel der Satan auch über das Tau her und dachte noch nicht daran, daß das seine Aufgabe sein sollte. Aber der scharfe Wind blies noch immer in die vollen Segel und das Schiff war noch immer in toller Fahrt, und der ungeheuer schwere Anker hing los und riß das dicke Tau von der Welle mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß der Teufel, welcher sich mit seinen Fäusten eisenfest in das Tau eingekrallt hatte, durch das große Loch, durch welches das Ankertau geht, durchgezogen und weit in's Wasser hinausgeschleudert wurde.

Johannes lachte. Die Matrosen aber schrieen laut auf: „Mann über Bord!“ und der Capitain, der sich wohl hütete seinen Leuten zu sagen, daß es der Teufel gewesen sei, der in die Elbe geplumpst wäre, ließ Boote aussetzen zur Rettung des Verunglückten. Alles Suchen half jedoch nichts, es war auch keine Spur von ihm zu finden; Johannes nur fand zwei Pergamentstücke auf dem Wasser schwimmen, steckte sie heimlich zu sich und brachte sie seinem Schwager, der vor Freuden darüber außer sich war; denn es war ja sein

zerriſſener Contract und er war los und ledig vom Teufel und ſeine Seele wieder frei.

Jubelnd lief die Mannſchaft mit dem reichbeladenen Schiffe im Hamburger Hafen ein. Jubelnd war das Wiederſehen zwiſchen Daniel und ſeinem jungen Weibchen, mit dem er glücklich lebte noch viele Jahre. Nachdem er nach mehreren Jahren die dritte Fahrt damit gemacht hatte, verkaufte er aber den Meerteufel an einen Neapolitaner und fuhr gar nicht mehr zur See, ſondern gründete in Hamburg ein großes Handelsgeſchäft, und erwarb große Reichthümer damit, welche ſich auf ſeine Kinder und Kindeskinder vererbten. Zu ſeinem Compagnon aber nahm er ſeinen Schwager Johannes, welcher ihm die Aufgabe zugeflüſtert hatte, die er dem Teufel ſtellen ſollte und die dieſer nicht zu erfüllen im Stande war.

Die Quelle des Reichthums.

I.

Es mochte etwa um die Mitte des letztvergangenen Jahrhunderts, kurz vor Beginn des siebenjährigen und einige Jahre nach dem Schlusse des ersten Schlesischen Krieges sein, als in dem Dorfe Hopen — welches gelegen unferne von St. Michaelisdonn bei Marne in Süderdithmarschen — an einem Spätsommerabende beim Scheine einer sehr bescheidenen Lampe eine kleine Anzahl von Gästen am Langtische der Schenke saß, unter mancherlei Gespräch beflissen war, einen Krug Bier um den andern zu leeren. Die meisten der Anwesenden durfte man Insassen des Dorfes Hopen selbst, oder Besucher aus Michaelisdonn, einfache, ziemlich wohlhabende Bauern heißen, und nur ein Fremder war darunter, erkennbar an seiner alten, abgetragenen Montur, ein invalider Soldat, welcher den letzten Krieg, seiner Aussage gemäß, mitgemacht hatte und sich nun ohne Zweck und Ziel, ohne Geld und Aussicht, auf der Wanderung, Gott weiß wohin! befand, wie es damals sich mit manchem armen Krieger zutrug, der im

Kampfe für Königsintereſſe ſein Blut vergoſſen, und wie es ſich leider auch künftig zutragen wird.

Eben redete man hin und her, über jene, noch bis auf dieſe Stunde immer hell und klar fließende Quelle, welche ſich, zwiſchen dem Dorfe Hopen und St. Michaelisdonn faſt in der Mitte, am dürren Abhange des Geeſtlandes, dem ſogenannten „Kleve“, dicht über der Marſch findet, und welche im Munde des Volkes ebenfalls bis auf dieſe Stunde nur der „Geldſoot“ geheißen iſt, und jeder Gaſt ließ in dieſer Unterhaltung dem Würmchen ſeiner Weisheit unbekümmert den Lauf.

Die Sage erzählt von dieſer Quelle, daß vor vielen Jahren in deren unmittelbaren Nähe ein ſehr großes und reiches Dorf gelegen, das aber mit einem Male unter dem ſchauderhaften Fluche der zu damaliger Zeit wüthenden entſetzlichen Peſt, welche man mit dem gräßlichen Namen „der ſchwarze Tod“ in der Geſchichte bezeichnet, verödet und ausgeſtorben ſei. Nur ein einziger Menſch — ſo erzählt die Sage — ein Hirte, war übrig geblieben endlich von allen, einſt ſo glücklichen Bewohnern dieſer geſegneten Fluren, nur ein Einziger endlich von Allen, der ſich natürlich daher auch als den Erben Aller betrachtete und betrachten durfte, denn zehn Meilen in der Runde gab es kaum ein Leben mehr.

So war denn der arme Hirte der Eigenthümer einer ſo großen Menge von Silber und Gold geworden, daß er ſie kaum hätte wägen können. Allein welche Freude konnte ihm aus dieſer überſchwenglich reichen Erbſchaft erſprießen? Ein altersſchwacher Greis,

nannte er weder Kind noch Kegel sein; er hatte Keinen, dem er seinen Nachlaß zuzuwenden sich im Stande befand; ihm stand Nichts in der Welt nahe, als seine kleine Heerde, und diese konnte ihn doch nicht beerben. Als es daher auch mit ihm zum Sterben kam, da versenkte er all sein Silber und Gold in den Bronnen, welchen man nun den „Geldsoot“ heißt, und verließ die Welt nicht reicher, und nicht ärmer, als er darauf gekommen war.

„Stößt man mit einer ziemlich langen Stange allenfalls nur einmal in den „Geldsoot“ hinein,“ fuhr der lange Peter Luz, der Schmied des Dorfes, welcher eben das Wort und sich an den Invaliden gewendet hatte, in seiner Deduction fort, „so klingt es darunter im Grunde so hohl, als stieße man auf eine Trommel, und oftmals hat man schon auf dem Boden des Wassers der ewig klaren Quelle einen kleinen grauen Mann mit einem großen dreieckigen Hute gesehen, der, wahrscheinlich der Wächter des ungeheuren Schatzes, ein brennendes Licht in der Hand trägt, das er beständig hin und her schwingt, daß die Funken davonsprühen, und dabei die seltsamsten Sprünge macht; will man aber darnach greifen, oder denkt man den kleinen Mann mit einem Stecken zu erreichen, so trübt sich sogleich das Wasser, man sieht nichts mehr, und der Stock findet keinen Widerstand.“

Der Invalide lächelte ungläubig und sagte kopfschüttelnd: „Wie mögt Ihr doch nur an solche dumme Dinge glauben!“

„So ganz dumm sind sie doch gerade nicht,“

entgegnete darauf der Schenkwirth, etwas beleidigt über den Zweifel des Kriegsknechts an der benachbarten Wunderquelle, welche ihm manchmal nicht unerheblichen Gewinn durch den Besuch Fremder brachte, welche dieselbe neugierig aufsuchten, „so ganz dumm doch wohl nicht, Herr Soldat, denn nicht gar zu ungescheidte Leute haben sich schon manchmal mit der Untersuchung des „Geldsoots“ abgegeben und versichert, daß ganz ohne Zweifel etwas dahinter stecken müsse.“

„Das wollt' ich meinen,“ bekräftigte Hans Bolt, ein recht wohlhabender Landmann und zugleich der Zeitungs-Vorleser in der Schenke. „Man hat sogar mehrmals versucht, den versenkten Schatz zu heben.“

„Das glaube ich gerne,“ erwiederte lachend der Invalide, „allein, hat man ihn denn auch gehoben? Das ist eine andere Frage.“

„Bis jetzt freilich noch nicht,“ antwortete Hans Bolt, ohne in Verwirrung zu gerathen, „allein einige Male hatte man ihn beinahe gehoben. Es machten sich nämlich einsmals mehrere kräftige und unerschrockene Burschen aus unserem Dorfe daran und gruben furchtlos in einer Nacht während steten Stillschweigens — denn bei dergleichen Gelegenheiten darf um's Himmelswillen kein Sterbenswort geredet werden — die Quelle des Reichthums auf. Lange dauerte es auch nicht, daß ihre Arbeit unbelohnt blieb, denn kaum hatten sie nur eine kleine Stunde gegraben, als sie auf etwas Hartes stießen, das sich ihnen bald als ein großer Braukessel auswies.“

„Man kann sich denken,“ fuhr der Erzähler fort,

„wie glücklich sich die Schatzgräber fühlten, in so kurzer Zeit ihrem Ziele so nahe gekommen zu sein: allein sie hüteten sich, auch nur ein einziges Wort zu reden. Jetzt legten sie quer über die Grube einen gewaltigen Windelbaum, den sie zu dem Ende mitgebracht hatten, und befestigten gleichfalls zur Hand habende Seile an diesen, so wie an den Kessel, um denselben an den Tag zu fördern, und Alles ließ nun auf's Beste an. Da gewahrten sie mit einem Male zu ihrem großen Schrecken ein ungeheures Fuder Heu, das von acht schneeweißen davorgespannten Mäusen gezogen, mit Windesschnelle den „Kleve“ hinaufjagte und an ihnen vorbeisauste, daß ihnen schier der Athem vergehen wollte. Allein auch bei diesem Anblicke verloren sie keineswegs die Besinnung, sondern setzten, wenn auch innerlich bebend, unabläßig ihre Arbeit fort und gaben keinen Laut von sich. So war der schwere Kessel endlich hoch genug herauf gekommen, um ihn mit der Hand erreichen zu können, und das Herz hüpfte den unverdrossenen Arbeitern vor Freude im Leibe, wenn sie an den reichen goldenen Segen gedachten, dessen sie nun bald theilhaftig werden würden. Nun aber kam das kleine graue Männlein mit seinem großen dreieckigen Hut, das man schon öfters auf dem Grunde der Quelle hatte mit einem Lichte herumwandeln sehen, und das sich auch manchmal zu Pferde gezeigt hatte, plötzlich auf einem dreibeinigen Schimmel daher getrabt und wünschte ihnen einen guten Tag. Sie waren jedoch keine Narren; sie blieben stumm und schenkten ihm keinen Gegengruß. Als indessen der zwergliche Reiter

auf ſeinem krüppelichen Roſſe ſie nun fragte, ob ſie wohl meinten, daß er mit ſeinem Schimmel das Fuder Heu noch einzuholen im Stande ſein dürfte, da ließ ſich einer der Burſchen durch die Abgeſchmacktheit der Frage hinreißen, um mit Lachen zu antworten: „Du Hinkenreiter magſt den Teufel einholen können!“ — Kaum hatte der Unglückliche dieſe Worte nur geſprochen, ſo brach auch augenblicklich der Windelbaum, der Keſſel verſank in eine bodenloſe Tiefe und der dreibeinige Schimmel ſammt ſeinem ſpuckhaften grauen Reiter waren verſchwunden.“

„Da hätte der Burſche beſſer gethan, ſein Maul zu halten,“ meinte der Invalide.

„Ein anderes Mal“ — ließ ſich der Schenkwirth nun nochmals vernehmen — „unternahmen einige andere Burſchen unverzagt und nicht abgeſchreckt durch den eben erzählten Vorfall, gleichfalls daſſelbe Stück Arbeit und waren damit ungefähr eben ſo weit gekommen, als die eben erwähnten Wagehälſe. Da kam plötzlich eine ungeheuer große ſchwarze Sau mit rothglühenden Augen dahergerannt, deren fürchterliches Grunzen nie ſeines Gleichen gehabt hatte, und den Erſchrockenen durch Mark und Bein drang. Sie umkreiſte den Keſſel und die Schatzgräber in tollen Sprüngen, wie ſie ſonſt den Säuen gar nicht eigen ſind, und Funken und Flammen ſchienen aus ihrem Rüſſel zu ſprühen. Immer enger zog ſich der Kreis, den ſie beſchrieb, und hüllte die Burſchen in Rauch und Dampf. Da war in ſeiner Herzensangſt Einer ſo unbeſonnen aurzurufen: „Was will denn die alte verfluchte Sau hier?“ und

in derselben Sekunde war die Sau, allein mit ihr auch der Kessel verschwunden, und nur die getäuschte Hoffnung blieb zurück."

„Viele Waghälse" — ergänzte Peter Luz — „haben es später noch unternommen, den Schatz des Hirten zu heben, allein Keinem ist es bis jetzt gelungen, und er liegt noch immer an seiner alten Stelle, denn stets wurden Alle durch die fürchterlichsten Spukgestalten dieser oder jener Art bei der Arbeit gestört und zum Reden verführt, womit denn Alles vorbei war."

„Etwas mag immer daran sein," pflichtete bescheiden ein junger hübscher Bauer, Henning Behrendsen, bei, „es sei nun so viel oder so wenig als es immer wolle, denn jede dergleichen Ueberlieferung aus alter Zeit pflegt doch auf etwas zu beruhen, und dergleichen Schätze sind ja erweislich von jeher an vielen Stellen vergraben und mitunter auch gehoben oder aufgefunden worden."

„Das wäre so etwas für Dich, Henning!" wandte sich an diesen mit höhnischer Miene ein andrer schielängiger und rothhaariger Bursche, Jens Truelsen. „Könntest Du auch einmal auf die Beine kommen! Sonst, fürchte ich, wirst Du ewig ein armer Teufel bleiben."

Henning Behrendsen würdigte den Unberufenen keiner Antwort, sondern versank, nachdem er die eben bemerkten Worte gesprochen hatte, wieder in das Schweigen, in welchem er den ganzen Abend gesessen und nun auf einen Augenblick herausgetreten war.

Sonderbarerweise aber dachte der Jüngling gerade dasselbe, was Jens Truelsen, der ihm in tiefster Seele zuwider, mit hämischem Sinne so eben ausgesprochen hatte. Ja, der hundertste, vielleicht der tausendste Theil jenes Schatzes, welcher in dem „Geldsode“ ruhen sollte, und um den schon so Viele vergeblich bemüht gewesen, konnte ihn glücklich machen, denn er war arm und seine Armuth die unübersteigliche Schranke, welche ihn von der Erfüllung seiner liebsten Wünsche trennen mußte. Eigentlich aber war es nur ein Wunsch, den er nährte, hegte und pflegte, der sein ganzes Wesen einnahm, wenn dessen Verwirklichung für ihn auch im Reiche der Fabeln lag, und dieser Wunsch bezog sich auf die holde Jane, die er so recht von Herzen liebte und für sein Leben gern zum Weibe gehabt hätte.

Die holde Jane aber war die Tochter des sehr wohlhabenden Jens Hartnack in St. Michaelisdonn, und dem Jünglinge, von dem wir reden, in gleichem Maße zugethan, wie er ihr. Auch der alte Hartnack war ihm nicht abhold, sondern wohl gewogen; doch ging diese Wohlgewogenheit keineswegs so weit, daß sie ihn hätte vermögen können, dem armen Jünglinge seine einzige Tochter zu geben. Sein unwandelbarer Grundsatz hieß: „eerst en Buur un denn ein Vagel“, wie er sich sehr bezeichnend auszudrücken pflegte. Zu einem „Buur“ in des Alten Sinn zeigte sich jedoch, leider Gottes! für unsern Henning auch in der fernsten Ferne keine Aussicht, denn die kleine Bauerstelle, welche sein Vater besaß, der selbst sich noch überdies rüstig freite, mußte nach dessen Tode seinem ältesten

Bruder zufallen, und außer diesem hatte er noch zwei Brüder, die mehr Jahre zählten, als er. Allein das war des Kummers für den armen Teufel noch nicht genug: es war überdies der reiche Jens Truelsen auch noch sein Nebenbuhler und der eifrigste Bewerber um die Gunst der holden Jane. Freilich hatte gegen diesen das Mädchen eine entschiedene Abneigung, und selber der alte Hartnack gestand, daß an Jens sein Geld das Beste genannt werden dürfe, allein das vermochte die Besorgniß des Liebenden natürlich nicht zu heben, denn mit der Zeit konnte sich vielleicht doch Jane's Gesinnung ändern, Ueberredung thut viel und der Vater wünschte eine Verbindung seiner Tochter mit Jens, trotz des Urtheils über denselben; endlich mochte es auch leicht sein, daß noch mehr Freier erschienen, wie schon nicht wenige aufgetreten und abgewiesen worden waren.

Oft schon war in des armen Jünglings Seele der Gedanke aufgestiegen, die Hebung des Schatzes aus dem „Geldsoot" zu versuchen, allein er hatte nicht darüber mit sich einig werden können, und eine dem Muthigen unerklärliche Scheu hatte ihn noch immer von einem dergleichen Versuche abgehalten. Heute jedoch nahm er die Sache noch einmal in reifeste Erwägung.

„Ich will mir morgen den „Geldsoot" in aller Frühe noch einmal recht ansehen und erwarten, was für ein Entschluß mir in seiner Nähe kommen wird," dachte er für sich, und mit diesem Gedanken ging er nach Hause.

II.

Wie es ſich Hennig Behrendſen vorgenommen hatte, machte er ſich am nächſten Morgen, als der Tag kaum graute, friſch und munter auf den Weg nach dem „Geldſoot“.

Die ganze Gegend lag ſo zu ſagen noch im Schlummer, der Thau perlte auf den Gräſern, und die Sonne, da ſie während der Wanderung des Jünglings am Horizonte emporſtieg, war nicht anders anzuſchauen, als ein blaſſer Mond, weil ein dichter Nebel ſich wie ein ſilberner Schleier über das Gefilde gebreitet hatte und den goldenen Strahlen jeden Durchbruch verweigerte.

Henning wanderte indeſſen auf den naſſen Fluren durch den ſilbernen Nebel immer rüſtig und das Herz von mancherlei Plänen und Hoffnungen geſchwellt, ſeines Weges fort, bis er endlich in viel kürzerer Zeit, als er gedacht hatte — denn Gedanken kürzen jede Wanderung — den „Geldſoot“ erreichte und nun an der Quelle ſtand, aus der er möglicherweiſe die Erfüllung aller ſeiner Wünſche zu ſchöpfen im Stande war, wenn ihm das Glück wohl wollte.

Lange ſtarrte er erwartungsvoll auf den Grund des Bronnens, vermochte aber darin weder einen Keſſel noch einen kleinen grauen Mann zu entdecken, wie man ihn ſchon öfters, eine brennende Fackel ſchwingend, darin entdeckt haben wollte. Vielleicht aber war das Männchen eben nicht daheim, ſondern auf einem Ausritt.

Als Henning nun so stand, kam plötzlich den „Kleve“ herunter ein Pferd gerannt, auf dessen Croupe er den Reiter vermißte. Zu gleicher Zeit vernahm er ein ängstliches Schreien und Quiken, woraus er schloß, daß nothwendig dem Reiter des Pferdes, den er nicht gewahrte, irgend ein Unglück überkommen sein müsse. Keinen Augenblick besann sich daher der Jüngling, der das Herz auf der rechten Stelle hatte, warf sich rasch entschlossen dem Thiere entgegen, war so glücklich, es auf den ersten Griff beim Zügel zu fassen und brachte es, nach einem kurzen Widerstande und nach einigen Sprüngen, zum Stehen.

Jetzt erst gewahrte er, daß des Rosses Reiter im Steigbügel hing, eine kurze Strecke geschleift worden und es nothwendig gewesen sein mußte, der so ängstlich geschrieen und gequikt hatte.

Eifrig ließ es sich jetzt Henning angelegen sein, den Herabgefallenen aus seiner schrecklichen Haft zu erlösen, ohne dabei weder diesem, noch seinem Rosse irgend eine prüfende Aufmerksamkeit zu schenken, und nur allein mit seinem Liebeswerk beschäftigt. Erst als der Befreite wieder glücklich auf seinen Beinen stand, wie es den Anschein hatte, ganz unversehrt, und laut lachend ausrief: „Hi, hi, hi! Ein verzweifelter Zufall! Ein ganz verzweifelter Zufall, so aus dem Sattel zu kommen, im Steigbügel hängen zu bleiben und geschleift zu werden!“ erst da betrachtete Henning den Geretteten genauer und es zog sich ihm eiskalt vom Scheitel bis zu den Zehen hinab; ein jäher Schreck schüttelte sein Gebein und schien seine Zunge zu lähmen, denn ihm

zur Seite ſtand ein kleines Männchen von Kindeswuchs, mit einem unverhältnißmäßig großem Kopfe, mit einem bleichen, tiefgefurchten Greiſesantlitz, deſſen große gebogene Naſe wie ein Schnabel hervorſprang und deſſen Augen unter den weißen buſchigen Brauen wie ein Paar glühende Kohlen leuchteten. Der unheimliche Fremde trug ein graues Röckchen und ſchwarzes Unterzeug, und auf den Kopf geſtülpt einen ungeheuren dreieckigen Hut, der unter dem langen Kinn durch einen Riemen befeſtigt war. Wie durfte der erſchrockene Jüngling noch an dieſer Erſcheinung zweifeln? Es war das Brunnenmännchen! Auch das Pferd, das Henning noch immer am Zügel gehalten, und das ihm nun der kleine Graue aus der Hand nahm, erkannte er ſogleich als den wohlberüchtigten Schimmel, ohne lange zu unterſuchen, ob es drei, vier oder fünf Beine führte; es war der Schimmel, welcher, der Sage nach, den Spukgeiſt zu tragen pflegte.

„Ein verzweifelter Zufall!“ wiederholte noch einmal der kleine Gnom mit faſt pfeifender feiner Stimme. „Es war nur gut, mein Bürſchlein, daß Du dich eben hier fandeſt, ſonſt hätte es gar übel gehen können. Allein wie kommſt Du hier ſo frühe an den Brunnen? Denkſt Du vielleicht daran, ſeinen Schatz zu heben? Da möchte ich Dir doch große Vorſicht empfehlen.

Henning, noch immer gar zu ſehr erſchrocken über die Erſcheinung des Gnoms, vermochte nichts zu erwidern, weshalb dieſer fragte:

„Sollte ich am Ende wirklich recht gerathen haben? He?“

Noch immer zögerte der Befragte mit einer Antwort, weshalb der Frager mit seinem breiten Plattfuß ungeduldig auf die Erde stampfte und schrie:

„Nun, in's Teufels Namen! ist Dir denn das Maul zugefroren?“

Jetzt antwortete der Jüngling schüchtern und stotternd mit unsicherer Stimme, daß er allerdings an Hebung des Schatzes gedacht habe, der ja doch nur im Brunnen müssig liege und keinem Menschen zu Gute komme.

„Hi, hi, hi!“ lachte der Alte, „bist Du denn so gar habsüchtig, geldgierig oder geizig?“

„Das eben nicht,“ versetzte Henning, schon ein wenig gesammelter, „allein ich bin arm, recht sehr arm.“

„Heisa! das glaube ich!“ kreischte der Graue. „Ja, wir möchten gerne Alle reiche Leute heißen. Meinst Du denn, daß man gerade reich sein muß, um sich glücklich und zufrieden zu fühlen? Ihr Menschenkinder seid wunderliche Käuze! He? meinst Du das?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Jüngling, immer gefaßter und zuversichtlicher. „Ich überschätze gewiß keineswegs den Reichthum; allein Ihr Erdgeister, die Ihr da unten stets in lauter Silber und Gold wühlt und Euch darauf wälzt, Ihr kennt nur nicht das drückende und entmuthigende Gefühl gänzlicher Armuth.“

„Wir Erdgeister! Hi, hi, hi!“ kreischte der Gnom. „Was Du da sagst! Glaube mir aber nur, daß ich die Armuth recht gut kenne, wie viel Gold ich auch besitzen mag. Der Mensch kann indessen auch mit Wenigem sehr froh sein, wenn er es recht versteht.“

„Mit Wenigem, o ja,“ gab Henning zu. „Wenn man jedoch garn ichts beſitzt, über gar nichts zu gebieten hat, ſo vermag man auch garnichts zu erlangen, und ich möchte gerne die holde Jane, des alten Hartnacks Tochter, zum Weibe. Aus der Sache kann aber niemals etwas werden, ſo lange ich gar nichts beſitze. Da iſt mir denn eingefallen, ob ich nicht den Schatz hier im Brunnen vielleicht heben könnte, und kam hierher, um mir noch einmal den „Geldſoot“ recht in der Nähe zu betrachten.“

„Hi, hi, hi!“ kicherte der Graue und ſchnitt dazu ein gar wunderliches Geſicht, „das iſt ein gar kitzliches Ding! Und was haſt Du dir denn aus dem Soot Gutes herausgeſehen? He?“

„Noch gar nichts, denn Eure Ankunft unterbrach mich in meinen betrachtenden Gedanken, als ſie eben erſt anfingen, ſich recht zu ordnen,“ antwortete der Gefragte.

„So, ſo!“ ſagte Jener, „alſo heirathen willſt Du, und dazu bedarfſt Du, wie ſich von ſelbſt verſteht, Geld, und unterbrochen habe ich Dich in Deinen goldenen Betrachtungen, und gerettet haſt Du mich! Freilich, freilich! Ja, da müſſen wir wohl helfen, denn die Erdgeiſter ſind nicht undankbar, hi, hi, hi! und ſo darf ich es denn auch nicht ſein.“

„Ihr wollt mir im Ernſte zu dem Schatze verhelfen?“ fragte freudig erglüht der überraſchte Henning.

„Nur nicht zu haſtig, nur nicht zu haſtig!“ lachte der Gnom. „So weit ſind wir noch nicht. Wir wollen ſehen. Für's Erſte indeſſen erzähle mir — denn

wir Geiſter kennen nicht alle Menſchen' — wer Du biſt, wie Du mit Deinem Mädchen ſtehſt, ob ſie auch Dich liebt, wie es mit dem Alten ausſieht, kurz Alles, was Dich und Deine Verhältniſſe angeht."

Der Aufgeforderte ſäumte keinen Augenblick, dieſem Verlangen zu genügen, und erzählte ehrlich, aufrichtig und ausführlich Alles von ſich und ſeinem Leben, was er im Augenblicke nur aufzubringen vermochte. Als er damit zu Ende gekommen, ſagte der Graue nach einigem Beſinnen mit ſehr zufriedener Miene und theilnehmendem Ausdrucke der Stimme:

„Nun, das iſt ja Alles recht gut, und, wenn ich mich auf Menſchen einigermaßen verſtehe, auch Alles recht wahr, was noch mehr ſagen will. Du ſollſt mich nicht undankbar finden für Deine Dienſtleiſtung, Burſche. Ich will ſehen, was ich für Dich thun kann. Stelle Dich heute über acht Tage, genau um die jetzige Morgenzeit, hier wieder ein; Du wirſt mich anweſend finden. Mußt Du aber den unermeßlichen Schatz durchaus ganz haben, oder würdeſt Du auch wohl mit einem Theil deſſelben zufrieden ſein? Ich will Dir frei geſtehen, daß auch wir Erdgeiſter uns nicht gleichgültig von unſern Schätzen trennen, obgleich wir uns gerne dankbar bezeigen. Ueberdies möchte eine ſo ungeheure Menge Geld, als wir hier unter dem Soot verwahren, Dich am Ende nicht glücklich, ſondern unglücklich machen."

„Ach," verſicherte der beſcheidene Henning, „wenn ich nur ein paar hundert Goldſtücke von dem Schatze hätte, ſo wäre ich gerne mehr als zufrieden, und alle

meine Wünſche wären erfüllt und würde Euch um den Reſt nicht im Geringſten beneiden. Was ſollte mir auch das erſchrecklich viele Geld, da ich, im Beſitze viel geringeren Geldes, unter Fleiß, Strebſamkeit und Betriebſamkeit, für mein ganzes Leben genug erwerben könnte, um mich und meine Familie auf's Reichlichſte zu ernähren."

„Heiſa! Das klingt nicht übel! Hi, hi, hi!" kicherte der Kleine. „So iſt es recht! Du gefällſt mir immer beſſer! So zurückhaltend in ſeinen Wünſchen iſt nicht ein Jeder. Wir werden alſo ſehen, wie ich mich mit den übrigen Erdgeiſtern, die Wächter des Schatzes ſind, abfinden kann. — Vergiß nicht, heute über acht Tage um die jetzige Morgenzeit."

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen!" betheuerte Henning, während das graue Männchen ſchon in den Sattel gehüpft und ſeinen ſtaunenden Augen im Nebel entſchwunden war. Er ſtarrte dem Gnom, den ſein Auge nicht wiederfinden konnte, eine Weile nach und ging dann langſam, von freudiger Hoffnung, doch auch von einem gewiſſen innern Grauen, deſſen er nicht ganz Herr werden konnte, erfüllt, des Weges nach ſeinem Dorfe zurück.

Kaum mochte unſer Braver ein paar hundert Schritte heimwärts gegangen ſein, als er am Wege einen Menſchen wie leblos liegen fand. Als er auf denſelben näher zuging, und ſich zu ihm hinabbeugte, da erkannte er alsbald in ihm den ſchieläugigen und rothhaarigen Jens Truelſen. Obgleich dieſer ſein Nebenbuhler und die einzige vielleicht von ihm gehaßte

Persönlichkeit genannt werden durfte, stand er doch keinen Augenblick an, dem Ohnmächtigen beizuspringen und Hülfe zu leisten. Er eilte wieder nach dem Brunnen, schöpfte Wasser in seinen Hut, trug es zurück und benetzte damit reichlich Schläfe und Brust seines Feindes, um ihn wieder in's Leben zu erwecken, was ihm auch gelang.

Als Jens aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, sah er sich scheu, unstät und ängstlich umher, und sagte dann mit matter Stimme:

„Ah! Du bist es, Henning! Das ist gut!“

„Aber, was hast Du denn gehabt?“ fragte dieser.

Jener indessen fragte dagegen:

„Ist er weg? Der Kobold aus dem „Geldsoot“ auf seinem Hexenpferde?“

„Du hast ihn gesehen?“

Jens richtete sich vom Boden langsam auf, sah sich überall ängstlich umher, drückte sich nahe an Henning und flüsterte dann diesem zu:

„Schweig' und laß uns machen, daß wir fortkommen! Ich habe den Kobold gesehen, und ich verlange nicht, ihm zum zweiten Male zu begegnen. Er ist auf seinem dreibeinigen Schimmel so nahe vorüber geritten, daß er mich gestreift, ich glaube gar, mir mit dem Fuße einen Tritt versetzt hat, und mich wundert es, daß ich noch am Leben und nicht verbrannt bin, denn in demselben Augenblicke, da mich das Ungeheuer so unsanft berührte, war mir gerade nicht anders, als ob siedendes Wasser statt Blut in meinen Adern flösse,

und als werde mein Gebein in einem Schmelzofen geglüht.“

„So haſt Du nicht mit ihm geſprochen?“

„Mit ihm geſprochen? Gott ſoll mich in Gnaden vor einer ſolchen hölliſchen Unterhaltung bewahren! Allein ich will Dir Alles ſagen, Henning. Der Gnom hat zu mir geſprochen, und ſeine Worte klingen mir noch in den Ohren. In meiner Nähe nämlich hielt er zwei Sekunden lang an, und ſeine gräßlichen Telleraugen ſchoſſen Blitze auf mich; er ſchnitt mir ein fürchterliches Geſicht, wie ich es noch nie geſehen habe und wir Menſchen es gar nicht zu machen im Stande ſein würden, und während ich mich kaum aufrecht hielt, kreiſchte er mit abſcheulich pfeifender Stimme: „Wenn Du es wagſt, Dich ferner noch einen einzigen Augenblick um die Jane zu bewerben, ſo breche ich Dir in der nächſten Nacht den Hals!“ Nach dieſen Worten ſauſte er wieder davon.“

„Und was denkſt Du nun zu thun?“

„Darnach werde ich mich um die Jane gar nicht mehr bewerben, denn ſolche Kobolde halten pünktlich ihr Wort. Ich wünſchte nur, daß dieſe Begegnung dem ungläubigen Invaliden paſſirt wäre, den wir geſtern in der Schenke trafen; da hätte er ſchon andern Sinnes werden ſollen.“

„Alſo ſtehſt Du nun ganz von der Jane ab?“

„Wie könnte ich anders? Mit einer Wohlhabenheit, wie die meine, finde ich ſchon überall ein Mädchen. Ich habe nur das Ausſuchen. Mag Jane hinfahren! Mag ſie Dir, oder wem es ſonſt ſein ſoll,

zu Theil werden, mir ſoll es einerlei ſein und kein graues Haar koſten, wenn ich nur meinen Hals ungebrochen behalte, der mir mehr werth iſt, als alle Mädchen.“

Dieſe Worte waren für das Ohr unſers Henning keine übel klingende Muſik, und er dankte im Herzen dem grauen Erdgeiſt, der ſeinem Nebenbuhler eine ſo tüchtige Verwarnung gegeben hatte, denn ein Liebender iſt ſelber auf den häßlichſten Mitbewerber eiferſüchtig.

Bevor am Eingange des Dorfes die beiden Wanderer von einander ſchieden, mußte Henning dem wieder zu ſich ſelbſt gekommenen Jens das heilige Verſprechen geben, zu keinem einzigen Menſchen von dieſer Sache zu reden, was dieſer bereitwillig verſprach und eben ſo ehrlich hielt.

III.

Als Henning nach einigen Tagen — ſo geradezu und ohne andere Veranlaſſung betrat er nicht des alten Hartnacks Haus — Gelegenheit fand, ſeine Jane allein und ungeſtört in deren Garten zu ſprechen, fand er dieſe zu ſeinem innigſten Bedauern ganz beſonders einſilbig und traurig. Er fragte voll der regſten Theilnahme liebevoll nach dem Grunde der Niedergeſchlagenheit ſeines geliebten Mädchens, und erfuhr nun, daß ihr Vater ſeit länger als acht Tagen krank und bettlägerig ſei.

„Freilich“ fügte Jane hinzu — „ſcheint es ſich jetzt ein wenig zu beſſern, ſeit der Vater nach dem

Rathe eines Freundes, aus Heide, den Doctor Scarabäus hat kommen laſſen, allein ich bin des Kranken wegen doch noch immer in großen Sorgen, der Doctor mag mich auslachen, ſo viel er will.“

Der Doctor Scarabäus aber war ein in der ganzen Gegend Dithmarſchens durch ſeine glücklichen Kuren ſehr berühmter Arzt, der zu Heide in einem alten, großen und wüſten Hauſe ganz allein mit einem hochbejahrten, eisgrauen Diener, abgelegen und einſam wohnte und hauſhielt. Wenige Leute, außer ſeinen Kranken, hatten ihn jemals geſehen, denn er kam anders ſelten zum Vorſchein, ſondern lebte nur daheim unter Retorten, Phiolen, Kolben und Tiegeln in ſeinem Laboratorium, abgeſondert von der lebendigen Welt, und ſo hatte er nun ſchon viele Jahre in Heide gelebt. Wie alt er war, wußte niemand ſo eigentlich zu ſagen, allein die älteſten Leute im Flecken erinnerten ſich, ſchon in ihrer Jugend von ihm gehört zu haben. Jedermann ſchritt mit einem gewiſſen ängſtlichen Schauer an ſeiner Wohnung vorüber, wenn er des Weges gehen mußte, denn man fürchtete ihn, weil man ihn für einen Herenmeiſter hielt, ja, Mancher ſchwur Stein und Bein, daß er die Kunſt, Gold zu machen, verſtehe, denn er war ungeheuer reich und hatte Geld in faſt allen Ländereien der Heider Umgegend und ſelber bei der Landſchaft ſtehen. Die letzte Zuflucht jedes verzweifelnden Kranken war in der Regel er. Dann und wann ſtellte er auch wohl einmal dieſem oder jenem Dreiſten die Nativität und ſagte ihm ſein Schickſal voraus. Ob er jedoch an der Wahr-

heit dieſer Kunſt glaubte, oder ob er mit den Neugierigen nur ſeinen Spaß trieb und ſich über ſie luſtig machte, blieb ungewiß, denn er war eine zwieſpaltige Perſönlichkeit, und trotz eines gewiſſen polternden Ernſtes, welcher ihm natürlich war, lebte doch in ihm beſtändig ein gewiſſer ſarkaſtiſcher Humor, der mitunter recht unheimlich zur Erſcheinung kommen konnte, und dann ſeinem alten runzeligen Geſichte oftmals einen faſt dämoniſchen Ausdruck verlieh.

Die Armen ſegneten den Doctor Scarabäus überall, wohin er kam, denn nicht genug, daß er für ſeine ärztlichen Bemühungen niemals etwas von ihnen in Anſpruch nahm, unterſtützte er ſie noch dazu auf's Freigiebigſte, wenn er ſie deſſen würdig fand, und ſorgte dafür, daß es ihnen an keiner nothwendigen Erquickung mangele, wie er ihnen denn auch die Medicin unentgeltlich verabreichte. Die Reichen mußten dagegen ihm auch für die kleinſte ſeiner Dienſtleiſtungen recht tüchtig bezahlen, ſonſt ließ er ſich zu keinem Beſuche bei ihnen bewegen. „Iſt dieſen reichen Filzen“ — pflegte er zu ſagen — „ihr goldener Mammon lieber, als Geſundheit und Leben, ſo mögen ſie meinethalben und in's Teufels Namen krepiren.“

Des Doctors Wohlthätigkeit dehnte ſich indeſſen noch weit über den Bezirk ſeiner armen Patienten aus, und manchem braven, allein zurückgekommenen Familienvater, mancher dürftigen Wittwe hatte er ſchon mit Namhaftem geholfen und ſo dauernd unterſtützt; manche Waiſe dankte ihm Erziehung, Koſt und Unterricht, da er keine Ausgaben ſcheute, dergleichen ver-

laſſene Kinder bei guten Leuten unter zu bringen und ſo dieſelben zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft heranbilden zu laſſen. Die Art und Weiſe indeſſen, wie er dies alles that und vollbrachte, hatte er faſt beſtändig etwas humoriſtiſches, ja barockes an ſich, wenn es nicht polternd geſchah, denn etwas Neckiſches, um nicht zu ſagen Dämoniſches, war ſeinem ſonſt offenbar ſo gutmüthigen und theinehmenden Weſen nun ein für alle Mal eingewebt. Das Aeußere dieſer originellen Perſönlichkeit ſtand mit dem Innern derſelben in dem genaueſten Verhältniſſe und erſchien nicht minder barock.

„Es iſt gewiß ein ſehr geſchickter Mann, der Doctor Scarabäus,“ verſicherte Jane, „und der Vater hat ſogleich viel Vertrauen zu ihm gefaßt, ſo ſonderbar er auch ausſieht. Ich glaube ſogar, daß er mehr als Brot eſſen kann.“

„Wie verſtehſt Du Das?“ fragte Henning.

„Ja, höre nur mal, lieber Henning,“ antwortete Jane. „Als er vor einigen Tagen plötzlich hier war und ich ihm bis vor die Hausthüre das Geleite gab, da ergriff er plötzlich meine Hand und ſagte, er wolle mir den Puls fühlen um zu ſehen, ob mir denn auch ganz wohl ſei. Nun fühlte er ſehr ernſthaft und bald unter vielfachem Kopfſchütteln meinen Puls und ſagte dann weiter: „Das iſt ſehr bedenklich! Sie iſt auch ebenfalls krank, Jungfer Jane, und Ihr Uebel ſitzt noch bei Weitem tiefer, als das Ihres Vaters.“ — Ich verſicherte ihn, daß ich mich, außer der Sorge um meinen Vater, ſehr wohl befinde; allein nun polterte er heraus: „Das iſt nicht wahr! Das muß ich beſſer

wiſſen! Daß Sie das nicht weiß, oder ſich zu wiſſen ſtellt, iſt gerade der rechte Beweis Ihrer Krankheit, denn das Uebel, woran Sie laborirt, wollen die jungen Mädchen immer nur ungerne geſtehen. Sie iſt von Herzen krank, ſage ich Ihr!“ — Da mochte ich wohl über und über roth geworden ſein, wie ich glaube, denn er fuhr fort: „Sieht Sie wohl, Jungfer Jane, daß ich vollkommen Recht habe? Sie wird roth. Ich will Ihr etwas ſagen: Sie liebt.“

„Bei dieſen Worten glaubte ich, daß ich in die Erde ſinken ſollte; der Doctor ſchien indeſſen nicht Acht darauf zu geben, ſondern redete weiter: „Sie liebt alſo, das iſt gewiß, und das iſt es, was Ihr das Herz beengt und quält. Laß Sie mich noch einmal Ihre rechte Hand ſehen.“ Ich wagte nicht, ſie ihm zu verſagen, ſondern bot ihm gehorſam die offene Rechte dar. Dieſe betrachtete er nun auf ihrer inneren Fläche mit ſeinen großen Augen, aus denen zwei glühende Lineale hervorzuſpringen ſchienen, unter immerwährendem Kopfſchütteln, mit der größten Aufmerkſamkeit, als wolle er ſie mit ſeinen Blicken durchbohren; darauf ſagte er bedächtig: „Hier ſteht es noch deutlicher, daß Sie liebt, und zwar liebt ſie einen jungen wackern Burſchen, der Sie auch wieder liebt, allein ſo arm wie eine Kirchenratte iſt. Sieht Sie, da ſitzt Ihre Krankheit, denn es kann natürlich nichts aus der Geſchichte werden; nein, es kann nichts daraus werden.“

Bei dieſen Worten erſchrak ich gewiß recht heftig und zitterte vielleicht gar. Ich wollte dem Doctor die Hand entziehen, allein er hielt ſie feſt und ſprach:

„Noch einen Augenblick!“ Dann sah er mich erst fest und, wie mich dünkte, mit großer Gutmüthigkeit in's Auge, demnächst aber von Neuem auf die Fläche meiner Hand. Plötzlich rief er, wie aufschreckend: „Ei der Henker, was entdecke ich da noch für eine feine Linie, die sich gerade nach der Handwurzel biegt. Victoria, Jungfer Jane, die ändert das Ding sehr! Daneben steht ein großer Hoffnungsbaum voll beinahe reifer Früchte. Darum gebe Sie sich nur immerhin zufrieden, und habe Sie noch eine kurze Zeit Geduld. Ich verspreche Ihr, es wird mit dem Liebsten noch Alles gut werden, und ich kann Sie versichern, daß Ihr und ihm von diesem Baume bald eine goldene Frucht in den Schooß fallen wird.“

„Dies“ — fuhr Jane zu erzählen fort — „sagte er recht innerlich lachend, indem er sein Pferd bestieg und langsam davonritt.“

„Vielleicht könnte Dein Doctor Scarabäus Recht haben,“ bemerkte nun nach einigem Sinnen unser Henning, „denn vielleicht wird sich meine Armuth bald in Reichthum verwandeln, obwohl ich auf die Gewißheit noch nicht pochen kann, und mich darum auch noch nicht einem Uebermaße von Freude hingebe, weil dieselbe leicht zu Wasser werden dürfte.“

Jane erstaunte über diese Rede und fragte bestürzt:

„Wie meinst Du das, lieber Henning? Mein Gott, Du machst mich ordentlich ängstlich!“

„Ja, sieh' einmal, beste Jane,“ antwortete der Jüngling, „ich habe einige Hoffnung, den Schatz im

„Geldsoote“ heben zu können, und wenn auch das nicht, doch mindestens einen Theil desselben zu erhalten, welcher hinlänglich sein wird, Deinem Vater zu genügen und unser Lebensglück zu gründen.“

Jane schien über diese Quelle des Reichthums mit ihrem Geliebten nicht vollkommen einverstanden zu sein, denn sie verrieth bei seiner hoffnungsreichen Eröffnung nicht die geringste Freude, schüttelte gegentheils statt dessen einige Male mit dem Kopfe, als gefalle ihr dieser Erwerbszweig nur wenig. Henning jedoch, der dies nicht bemerken mochte oder wollte, fuhr ungestört fort:

„Zufällig habe ich das kleine Brunnenmännchen, das den Schatz bewacht, an der Quelle gesprochen; ich habe Gelegenheit gehabt, ihm einen kleinen Dienst zu leisten, und dafür hat er mir eine Summe von dem Schatze in Aussicht gestellt, wenn ich auf das Uebrige verzichte und es sich anders machen lassen werde. In einigen Tagen sehe ich das Männchen vom „Geldsoote“ wieder.“

„Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“ rief Jane erschrocken, „Henning, lieber Henning, laß Dich doch darauf nicht ein! Nein, nein Henning, bleibe weg von diesem Teufelsgelde, das keinen Segen bringen kann, sondern Dir auf der Seele brennen muß!“

„Wie kannst Du doch nur so gar unvernünftig reden, Jane?“ widersprach ihr Henning ernst. „Der alte Hirte, der in den Brunnen jenen Schatz versenkte, konnte gewiß rechtmäßiger Eigenthümer desselben heißen, und er hatte ihn ebenso gewiß ohne Sünde

gewonnen: welchen Theil ſollte denn alſo der Teufel daran haben können?“

„Ich weiß das nicht, Henning,“ erwiderte die ängſtliche Jane auf dieſe Erklärung des Geliebten, „ich weiß das nicht, allein ich habe mir ſagen laſſen, daß bei allen vergrabenen Schätzen der „Gottſeibeiuns“ im Spiele ſei. Jedenfalls aber hat es für mich etwas Unheimliches, daß der kleine Mann im Brunnen das viele Gold und Silber bewacht und da unten mit einer Fackel herumtanzt. Ein ſolcher Wächter muß doch durchaus Theil an dem Schatze haben, warum gäbe er ſich ſonſt die Mühe?“

„Wie das zuſammenhängt, kann ich Dir freilich nicht ſagen, liebe Jane,“ mußte Henning geſtehen, „gewiß aber iſt es, daß der Kleine nun einmal kein böſer Geiſt ſein kann und meine Seele darum auch keine Gefahr läuft. Denn trotz ſeiner Häßlichkeit hat er doch etwas ganz Zuthunliches in ſeinem Weſen und Betragen und in ſeiner Bruſt wohnen Gefühle der Dankbarkeit. Dieſe vermögen aber ſicherlich eben ſo wenig böſe Geiſter zu hegen, als böſe Menſchen.“

Jane wollte gerade antworten, als man aus der Krankenſtube die Stimme des alten Hartnack vernahm, welcher nach ſeiner Tochter rief, und — die Liebenden mußten ſich trennen, fanden auch in den nächſten Tagen keine Gelegenheit wieder, ſich zu ſehen und zu ſprechen, weshalb auch das junge Mädchen an jedem weitern Verſuche verhindert ward, den Geliebten von ſeinem Vorhaben abzuhalten.

IV.

Der Frühmorgen, auf welchen der Erdgeiſt unſern Henning an den „Geldfoot“ beſchieden hatte, war ſonderbarerweiſe zufällig ein wo möglich noch dichter von Nebelſchleiern bedeckter, als der vor acht Tagen; der Beſcheidene befand ſich aber trotz deſſen guten Muthes ſo ziemlich zur rechten Zeit auf den Füßen und auf der Wanderung, da eben die Sonne wiederum wie ein verblaßter Mond über den Horizont ſtieg und vergebens ſtrebte, die ſilbernen Nebelſchleier mit ihren goldenen Glutſtrahlen zu durchbrechen.

Kaum vermochte der Jüngling ſeinen Weg zu finden und ging wirklich ein paar Mal irre, endlich gelangte er indeſſen doch glücklich an das Ziel ſeiner Beſtimmung, und als er es erreicht hatte, ſchaute er ſich überall, ſo weit er ſehen konnte, herum, und als er nirgends den Gnom erblickte, ſagte er halblaut und eigentlich nur zu ſich ſelber:

„Da bin ich denn, trotz des böſen Nebels doch noch nicht zu ſpät gekommen und zeitig genug, um den gütigen kleinen Grauen nicht auf mich warten zu laſſen, was mir ſehr leid geweſen wäre.“

Kaum jedoch hatte er dies geſagt, als der Genannte auch ſchon in den Gräſern, und gleichſam aus der Erde vor ihm auftauchte, ein paar Ellen näher ſchritt und mit ſeiner feinen und pfeifenden Stimme ſagte:

„Du magſt den Teufel frühe genug und zur rechten Zeit gekommen ſein! Ich warte hier ſchon ſeit einer halben Stunde auf Dich.“

Henning erſchrak ſehr über dieſe plötzliche Erſcheinung, und über die Worte des Gnoms. Er wollte eben etwas zu ſeiner Entſchuldigung ſtammeln, allein der Erdgeiſt ließ ihm keine Zeit dazu, ſondern ſchnitt ihm das Wort vor dem Munde ab, indem er ſagte:

„Laſſ' nur alles überflüſſige Gewäſch unterwegs; wir ſind jetzt hier als Geſchäftsleute zuſammen, und dergleichen Leute machen ungerne viel Worte. Du willſt muthvoll hier unſern Schatz im „Geldſoot“ heben und ich bin beauftragt, mit Dir dieſerwegen zu unterhandeln, weil wir ihn nicht gerne miſſen wollen; ja, ich bin ſchon ſo weit mit Dir gekommen, daß Du Dich dahin erklärt haſt, mit einem Theile des Schatzes zufrieden zu ſein.“

„Gewiß, das bin ich!“ verſicherte treuherzig der Jüngling. „Aber“ — bat er — „ſcherzt nicht mit mir, oder habt mich vielmehr nicht zum Beſten, denn da handelt Ihr wirklich nicht recht an mir armen Teufel!“

„Heiſa! Pirum Parum! Warum nicht gar! Hi, hi, hi!“ lachte der Gnom. „Wie ſollte ich denn mit Dir ſcherzen wollen, da es doch gilt, uns den größten Theil unſers Schatzes zu retten, den Du am Ende wirklich heben könnteſt, Du Tauſendſaſa?“ dann fuhr der Graue nach einer kleinen Pauſe weiter fort und ſprach:

„Höre mir zu, Burſche. Du willſt nun einmal durchaus die kleine hübſche Jane zur Frau, und das kann ich Dir nicht im Geringſten verdenken, denn das Mädchen iſt allerdings für ein Menſchenkind recht

appetitlich. Nun ist aber Jane's Vater da, der da meint, es gehöre sich nicht anders, als daß man erst ein Bauer habe, bevor man an einen Vogel denke. Hi, hi hi! Auch nicht so ganz Unrecht! Der Alte ist ein schlauer Fuchs. Jetzt höre weiter. Heute Morgen um elf Uhr wird zu St. Michaelisdonn die schöne Landstelle des Jürgen Prost öffentlich und auf Meistgebot verkauft, jenes verfluchten Kerls, der in Saus und Braus gelebt hat, und in Armuth gestorben ist. Dahin gehe Du und kaufe die Stelle, dann hast Du gar kein so ganz übles „Bauer", und sicherlich wird Dir auch dann der Vogel nicht fehlen."

Henning starrte den Sprecher verwundrungsvoll an, wußte ihm aber nichts zu erwidern, und der Graue redete weiter:

„Ei, Du bist ja ein pudelnärrischer Kumpan! Was glotzest Du mich denn so an? Es ist ja nur ein guter Rath, den ich Dir gebe, und Du kannst ja im Uebrigen thun, was Du willst."

„Tausend Element!" platzte jetzt Henning ungeduldig heraus, „was redet Ihr denn da von kaufen? Man würde mich ja in St. Michaelisdonn aus der Thüre werfen, wenn ich mich nur eines einzigen Gebotes wollte dort gelüsten lassen. Ich habe ja keinen Dreier zu zahlen, und keinen Menschen für mich in Bürgschaft zu stellen."

„Ja, ja, das ist wahr! Hi, hi, hi!" lachte der Kleine. „Den Quark hatte ich ganz vergessen, weil ich meinte, daß wir über den Punct schon völlig mit einander auf's Reine gekommen wären. Ja, as ist

wahr. Aber ich habe mit den andern Erdgeistern einen harten Kampf gehabt; weil sie gar nichts von dem Schatze herausgeben wollten; endlich jedoch, nachdem ich ihnen zu erinnern gegeben, daß Du so zu sagen mich vor einem jammervollen Schicksal bewahrtest, haben sie sich gefügt, und es ist beschlossen worden, einen billigen Accord mit Dir einzugehen."

„Ach, von einem Accord kann hier gar nicht die Rede sein, wo ich nichts zu beanspruchen habe," sagte der Jüngling fast verschämt. „Wenn Ihr mir aber anders helfen könnt und wollt, so thut's, und ich werde Euch für mein ganzes Leben hoch verpflichtet sein. Der Schatz ist nicht mein, sondern in Eurem Besitze. Ich bin jedoch ein ehrlicher Bursche, und Ihr thut nicht Sünde, wenn Ihr mir von Eurem Ueberflusse abgebt."

„Heisa!" sagte der Kleine und lachte wieder gellend dazu; „ja, ja, Du bist ein ehrlicher Bursche, und darum gerade sollst Du auch die Landstelle des liederlichen Jürgen Prost kaufen, darum gerade!"

„Geld!" rief jetzt Henning laut mit resignirender Entschlossenheit, gleichsam als wollte er sich durch einen Traum hindurchbeissen, von welchem er sich am Ende wirklich befangen wähnte, „Geld! Geld! Geld!"

Der Graue reckte sich ein wenig in die Höhe und schaute den Jüngling mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Güte und Hohn in's Gesicht, darauf sprach er:

„Ei freilich mußt Du Geld haben, wie könntest Du sonst kaufen."

Nachdem dies der Gnom gesprochen, wich er zwei Schritte zurück, bückte sich zur Erde nieder und langte einen ansehnlichen und gefüllten Beutel hervor, den er dem Jüngling reichte, welcher ihn so zu sagen ganz „verblüfft“ entgegennahm.

„Sieh',“ sagte er dazu, „hier hast Du von dem Schatze funfzehnhundert Rosenobel. Mehr habe ich für Dich nicht herausbringen können, trotz aller meiner dialektischen-Künste; sie seien Dir ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit. Bist Du damit zufrieden?“

„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll!“ stotterte der Jüngling, dem die Freude seine Brust zersprengen wollte, und der sich dennoch gedrückt und verlegen fühlte.

„Dann thust Du jedenfalls am Besten, wenn Du das Maul hältst,“ lachte der Gnom. „Jetzt aber spute Dich und mache, daß Du fort und nach St. Michaelisdonn kommst, damit Du das Vogelbauer kaufst, bevor es Dir einer vor der Nase wegnimmt.

Henning stand noch immer da, ohne ein Wort des Dankes hervorzubringen, ja, ohne eigentlich sich seiner selbst ganz bewußt zu sein, so sehr hatte ihn sein überraschendes Glück ergriffen. Er sah, wie erstarrt, immer auf den Beutel, den er in den zitternden Händen hielt; und als er nun endlich wieder zu sich selber gekommen war und aufblickte, da konnte er des Alten nirgends mehr gewahren, der im Nebel verflossen schien. Wiederum aber wollte es ihn bedünken, als höre er ferne die Hufschläge eines davontrabenden Rosses. Er fühlte sich recht unangenehm berührt durch die Entfer-

nung seines Wohlthäters, und es trübte in Wahrheit seine Freude nicht wenig, demselben Augenblicks seinen tiefgefühlten Dank für die Unterhandlungen nicht ausgesprochen zu haben, welche der Gnom seinetwegen so ersprießlich mit den übrigen Erdgeistern gepflogen hatte.

„Es ist Schade, recht Schade, daß der kleine edelmüthige Mann fort ist!“ rief er aus. „Vielleicht wird er mich jetzt gar für unerkenntlich halten, obgleich ich mich doch wirklich und in der That völlig außer Stande befand, gegen ihn mich in dem Maaße dankbar auszudrücken, wie ich es so gerne gemogt hätte. und wie es mir auf der Zunge lag, wohinüber ich es indessen, im Ueberschwunge des mir gewordenen Glückes, ein für alle Mal zu bringen nicht im Stande war.“

V.

Jedermann erstaunte über die Maaßen, als Henning Behrendsen in das Zimmer des ansehnlichen Wirthshauses zu St. Michaelisdonn trat, wo die schöne Landstelle des bankerott gestorbenen Schlemmers Jürgen Prost sogleich öffentlich verkauft werden sollte, und Manche zischelten mit einander und kicherten heimlich in Betracht dieser, wie es sie nicht anders dünken konnte, ganz überflüssigen, ja, beinahe unangemessenen Erscheinung. Einige der Anwesenden, welche den Jüngling besser kannten und auch in gewisser Beziehung zu würdigen wußten, nickten demselben zwar, wie sie es immer bei dem Begegnen seiner zu thun pflegten, ganz

freundlich zu, allein in diesem Nicken lag ganz unwidersprechlich für diesMal die stumme Frage: „Was willst denn Du eigentlich hier?“

Unsern Henning, der hinlänglich Verstand besaß, dies alles zu merken und hinlänglich zu unterscheiden, machte darum auch gerade dies alles nicht im Geringsten irre, er lachte vielmehr, in Erwartung der nächsten Stunde, heimlich im Herzen recht sehr darüber, und er fühlte sich sehr „behäbig“.

Als Henning sein erstes Gebot that, lachte fast die ganze Versammlung; der Auctionarius sah ihn fast unwillig an und bemerkte ihm hochfahrend, daß er, falls der Jüngling keinen annehmbaren Bürgen, wie wohl nicht der Fall sei, zur Stelle habe, von seinem Gebote keine Notiz nehme, sondern ihn vielmehr aus dem Auctionszimmer entfernen lassen werde, da er hier nur störe.

Henning ließ sich diese Rede nicht im Geringsten anfechten, anstatt dessen zog er lächelnd seinen Beutel unter dem Rocke hervor, setzte ihn besonnen auf den Tisch, öffnete ihn dann mit Bedacht, langte aus demselben eine Hand voll Rosenobel hervor, welche er dem hochfahrenden Auctionarius zur Besichtigung hinhielt, und sagte dann, rings herumblickend, mit der größten Ruhe:

„Hier steht mein Bürge auf dem Tisch, der für funfzehnhundert wohlgezählte Rosenobel gut sagt. Ich denke, er ist keineswegs zu verwerfen, und er dürfte wohl genügend mein Gebot hier zur Stelle vertreten.“

Jetzt verstummte plötzlich das Gelächter, und das

Erſtaunen aller Anweſenden über dieſen unerwarteten Auftritt war unbeſchreiblich. Alles ſtand da, wie erſtarrt und mit offenen Mäulern, bald auf den Jüngling, bald auf ſeinen mit Gold geſchwängerten Beutel ſchauend. Es war eine allgemeine, große Stille eingetreten; Alles war aus ſeiner gewöhnlichen Haltung gekommen.

Der hochfahrende Auctionarius faßte ſich zuerſt von Amtswegen, verhehlte ſein gleichzeitiges Erſtaunen, ſo gut es ihm gelingen wollte, erklärte ſo kalt wie möglich, daß ein ſolcher Bürge allerdings dem Gerichte vollkommen genügen könne, und ſetzte dann die Verſteigerung tüchtig genug, und als ſei ſie gar nicht unterbrochen worden, fort, indem er das Gebot unſers Henning aufrief.

Es wird hinlänglich erſcheinen, wenn wir erzählen, daß unſer Henning der Meiſtbietende blieb, und daß ihm demnach die Landſtelle des Jürgen Proſt, und noch dazu um einen ſehr billigen Preis, zugeſchlagen wurde, an welcher Billigkeit vielleicht die „Verblüfftheit“ der Kaufliebhaber und Nicht-Kaufliebhaber, veranlaßt durch den eben erlebten, unerwarteten Auftritt, einigen Theil haben mochte.

Die mit dem Kaufe der erwähnten Landſtelle verknüpften Formalien, Zahlung oder Deponirung des Kaufpreiſes, Ausfertigung mancher desfalſigen Papiere und Empfangnahme von manchen ältern, die Stelle betreffenden Dokumenten, kurz Alles, was einem dergleichen Handel anhängt, nahmen dem Käufer einen großen Theil des Tages hinweg; ſobald er ſich indeſſen

nur von all diesem Krimskrams loszumachen vermochte, säumte er auch keinen Augenblick länger, nach dem Hause des alten Hartnack zu eilen, um dort die plötzliche Veränderung seiner Glücksumstände zu verkünden.

VI.

Sowohl der alte Hartnack als die kleine Jane waren überaus erstaunt über den ungewöhnlichen Besuch des jetzt in den dritten Himmel sich träumenden Jünglings, und das arme Mädchen erröthete in peinlichster Verlegenheit über und über, zürnte auch wohl im innersten Herzen dem Geliebten ein wenig über eine, nach ihrer Meinung so höchst unvorsichtige Dreistigkeit. Am meisten wunderten sich Beide im Stillen über die freimüthige und zuversichtliche Weise, auf welche der sonst sich stets etwas bedrückt fühlende und darstellende Jüngling dahergeschritten kam; allein es ist einmal eine ganz unumstößliche Wahrheit in dem alten deutschen Sprichworte enthalten, welches besagt: „Gut macht Muth.“

Unser Henning, der ja nun „Gut“ besaß, begrüßte daher auch den Vater so wie die Tochter auf's Heiterste, und mit einer gewissen Ungezwungenheit, die Jane noch niemals bei ihm gefunden hatte, von welcher sie sich aber im Geheimen selber gestehen mußte, daß sie ihm sehr wohl kleide; dann sagte er zu dem Alten:

„Ihr habt diesen meinen Besuch wohl nicht er-

wartet, Vater Hartnack? wenn ich anders richtig in dem Ausdrucke Eures Gesichtes lese.“

„Ich denke, daß Du dich nicht irrst, Henning, und daß unser alter Schulmeister Dich im Lesen sehr gut unterrichtet hat,“ antwortete etwas scharf der Alte. „Dein Schulgeld ist ihm nicht geschenkt worden.“

„Wie steht es denn eigentlich mit Eurer Gesundheit?“ fragte nun Henning, der sich durch diese Schärfe nicht im Geringsten irre machen ließ. „Ich habe gemeint, mich darnach doch endlich einmal erkundigen zu müssen.“

„Vielen Dank für Deine Aufmerksamkeit Bursche,“ erwiderte der Kranke, „es geht seit ungefähr acht Tagen schon besser mit mir.“

„Außerdem wollt' ich Euch bitten, Vater Hartnack, mir Eure Jane zum Weibe zu geben, da ich sie von Herzen lieb habe,“ sprach der Jüngling weiter, und die Ebengenannte meinte, sie müsse bei diesen Worten sogleich in die Erde sinken. Der Vater aber sah den so plötzlich vom Himmel vor ihm niedergefallenen Freier eine Weile starr an und fragte dann:

„Rappelt es mit Dir, Junge?“

„Nichts weniger als das, Vater Hartnack!“ antwortete lustig der Gefragte. „Ich bin in meinem Leben noch nicht bei so gutem Verstande gewesen, als eben heute. Allein was habt Ihr für eine Antwort auf meine ehrliche Werbung.“

„Was ich für eine Antwort darauf habe?“ entgegenfragte jener; „nun welche andere denn wohl, als

meine alte Regel, die überall durchſtehen muß: „erſt ein Bauer, und dann einen Vogel“.

„Da iſt das „Bauer“, lachte nun Henning auf's fröhlichſte und reichte dem Alten ein Papier hin, „jetzt gebt mir den „Vogel“!“

Der Alte entfaltete das empfangene Dokument ſehr bedächtig und begann daſſelbe mit großer Aufmerkſamkeit zu leſen, was eine ziemliche Zeit dauerte, während Henning und Jane mit den Augen eine ziemlich unverſtändliche Sprache zu einander redeten; und nachdem er nun geleſen hatte, da ließ er das Papier ſammt der Hand, die es hielt, langſam auf die Bettdecke niederſinken, blickte den Jüngling höchſt befremdet in's offene blaue Auge und ſagte hierauf mit halber Stimme:

„Du, Du haſt die ſchöne Landſtelle des bankerotten Jürgen Proſt, und noch dazu für einen ſolchen Spottpreis — denn ich kenne die Stelle beſſer, wie mancher Andere — in dem heutigen Aufgebot erſtanden?“

Der Gefragte nickte „Ja“, nicht ohne eine gewiſſe verzeihliche Selbſtzufriedenheit.

„Und Du haſt zwei Drittheile des Kaufpreiſes ſogleich baar in goldenen Roſenobeln ausbezahlt?“ fragte jener fort.

Der glückliche Jüngling nickte auf dieſer Frage abermals ſehr wohlgemuth.

„Junge!“ fuhr nun der alte Hartnack auf, „woher haſt Du das viele Geld genommen? Denn dergleichen fällt nicht, wie das Manna, vom Himmel.“

„Der Himmel gebe,“ sagte die ängstliche Jane unwillkürlich und raschen Wortes, „daß es nur nicht aus der Hölle stammt, denn ich glaube errathen zu können, woher er das Geld hat.“

Henning schien diese Worte zu überhören und erwiderte dem Vater unbeirrt:

„Ihr meint doch nicht, daß ich auf eine unehrenhafte Weise zu diesem Gelde gekommen sein dürfte? Das will ich nicht denken, denn Ihr kennt mich lange genug, um überzeugt sein zu müssen, daß das nicht möglich sein könnte.“

„Ich meine“ — gab der alte Hartnack zur Antwort — „bis jetzt weder Dies noch irgend etwas Anderes; allein ich weiß, daß ein armer Teufel, wie Du bis jetzt immer gewesen bist, nicht plötzlich, und ohne Vorwaltung ganz besonderer Umstände, zu Vermögen kommen kann.“

„Da habt Ihr vollkommen Recht, Vater Hartnack!“ entgegnete der Freiwerber in bester Munterkeit, „und dergleichen ganz besondere Umstände haben auch vorwalten müssen, bevor der arme Teufel zu beseitigen gewesen ist. Allein nun befindet sich alles in bester Ordnung, und dürftet Ihr außer aller Besorgniß sein.“

„Hast Du mir denn in dieser Beziehung nicht etwas zu sagen?“ fragte der Kranke nicht ohne eine gewisse diplomatische Schlauheit.

„Allerdings!“ entgegnete ihm der Jüngling; „denn wenn ich mich um Jane bewerbe, so, dünkt mich, muß ich mich ihrem Vater so offen hinstellen, als mir nur möglich ist. Darum höret mir aufmerksam zu.“

Jetzt erzählte er kurz und rund, wie er die holde Jane schon lange, lange herzinnig geliebt, und wie er, da er bei seiner Armuth gar keine Aussicht vor sich gesehen, zu dem Besitze seines geliebten Mädchens zu gelangen und es zu etwas Rechtem zu bringen, endlich darauf gefallen sei, den Schatz im „Geldsoot“ zu heben; wie er nun nach dem Brunnen gegangen, um sich denselben zuvor noch einmal recht zu besehen, wie er dort mit dem Erdgeist zusammengetroffen, und wie ihm dieser, nachdem er lange mit ihm hin und her verkehrt, endlich einen Theil des Schatzes zugewandt, ihm aber zugleich den Rath ertheilt habe, für das empfangene Geld sich sogleich die zum Verkauf stehende Landstelle des Jürgen Prost zu kaufen.

Dies alles erzählte er so ehrlich und so treu, daß wohl ein jeder ihm unbedingt Glauben schenken mußte, und der alte Jens Hartnack verlor kein Wort von der Erzählung; als aber dieselbe zu Ende war, sagte er langsam und bedächtig, und wenn auch nicht unfreundlich, doch recht sehr ernst:

„Ich vertraue der Aufrichtigkeit und Wahrheit Deiner Worte vollkommen, Henning; allein ich muß Dir nun auch eben so aufrichtig und wahr meine Meinung über die Geschichte sagen, und die geht dahin, daß das Geld, zu welchem Du, woran ich nicht im Geringsten zweifle, auf die ehrlichste und untadelhafteste Weise gekommen bist, mir doch immer nicht anders als Hexengeld vorkommen will, daß dasselbe Dir darum nimmermehr zu Heil und Segen ausschlagen kann, und daß ich Dir aus diesem Grunde auch meine Tochter nicht zum Weibe geben darf, wie ich andernfalls viel-

leicht wohl zu thun im Stande sein möchte, da Du sonst immer und bis auf diese Stunde ein braver Junge gewesen bist."

„Ei, Vater Hartnack," wandte der überraschte Henning bestürzt ein, „was hat denn des alten Hirten wohlerworbener Schatz mit Hexerei und Teufelskünsten zu thun? Mich dünkt, daß ich daraus ein ganz Tadelloses gewonnen habe!"

„Ich vermag darüber freilich nichts anzugeben, was durchaus wohl feststehen dürfte, allein sei es wie es sei, so gefällt mir doch schon Dein Verkehr mit dem Erdgeist, der ja doch mit dem Schatze einigermaßen zu schaffen haben muß, nicht sonderlich, das muß ich sagen," lautete die Antwort.

„Ach!" versicherte der Jüngling, „der Geist, mit welchem ich zu thun gehabt habe, das ist über und über ein so gar guter Geist, daß ihm selber die Engel als Ihresgleichen anerkennen würden, so sonderbar er sich auch äußerlich zeigt, und selber der Herr Pastor würde sicherlich nichts Uebles darin finden können, daß ich einen Theil des Schatzes durch die Hand eines der denselben bewachenden Gnomen in Empfang genommen habe."

„Sprecht mit dem Pastoren über die Sache, Vater!" schlug Jane mit einiger Befangenheit, ja, mit einer gewissen Angst vor.

„Da hast Du Recht!" erwiderte sogleich rasch der Vater. „Das eben könnte ich!" Dann schwieg er aber wieder einen Augenblick still und sagte darauf bedächtig:

„Ich kann indessen eben so gut dem Doctor Scarabäus den Fall vorlegen, denn das ist, wie man mir gesagt hat, einer der gelehrtesten Männer unserer Zeit, und ich glaube, daß er gewissermaßen noch um Vieles gelehrter ist, als unser Pastor, denn das richtige Einsehen klebt nicht eben am Rocke.“

„Ja, thut das!“ bat Jane, „und thut das, sobald Ihr könnt, Vater, gleich morgen, wenn der Doctor kommt. Was wollt Ihr damit säumen?“

„Meinetwegen!“ sagte Henning etwas ungeduldig „wenn er ein gelehrter und zugleich ein vernünftiger Mann ist, so wird er Euch wohl sagen können, daß an dem Gelde, das mir vertraut ist, auch nirgendwo Sünde, Fluch oder Spuk kleben kann!“

„Wir wollen sehen, Henning!“ sprach der Alte weiter, „wir wollen sehen! Denn ich will Dir aufrichtig gestehen, daß ich mit mir selber über die Sache noch gar nicht im Reinen bin, und daß ich im Grunde fürchte, dieselbe auf eigene Hand abzumachen, da ich leicht Einem oder dem Andern Unrecht thun könnte, weil mir zu einer rechten Entscheidung sowohl Verständniß als Gelehrsamkeit fehlt. Es mag daher morgen der Doctor den Ausschlag geben, wenn er uns besucht, indem ich doch Augenblicks mit dem Pastoren wegen der Lippstorpschen Kinder, die ja meine Mündel sind, etwas über den Fuß gespannt bin; Du weißt es, Jane.“

Henning mußte wohl mit diesem Entschlusse sich zufrieden bezeigen, da er vom alten Hartnack kam, welcher einmal kein Freund von Einwendungen genannt

werden durfte, und er war es auch um so lieber, da ihm durch jene Entschließung keineswegs die Hoffnung auf Jane's Besitz abgeschnitten, nein, ihm nur, nach seiner Philosophie, noch heller aufzugrünen schien, weil er sich den von Hartnack bestallten Schiedsrichter Scarabäus als einen eben so vorurtheilsfreien als gelehrten Mann vorstellte. Er kehrte daher am Ende auch ganz zufrieden in sein Dorf zurück, nachdem er zuvor Erlaubniß erbeten und empfangen hatte, am andern Tage wieder vorzusprechen und den Ausspruch des Doctors zu gewärtigen.

VII.

Andern Tages stand die kleine Jane um die Zeit, um welche der Doctor Scarabäus ungefähr und gewöhnlich sich bei dem alten Hartnack einzustellen pflegte, schon lange vor der Hausthüre, um denselben zu erwarten, denn sie — gedachte ein paar freundliche und bestechende Worte bei ihm einzulegen, von deren Wirkung sie sich viel versprach. Heute aber säumte der Doctor ungewöhnlich lange zufälligerweise mit seinem Besuche, und die kleine Jane war schon recht ungeduldig geworden, als er sich endlich einstellte, und kaum war er auch nur vom Pferde gestiegen und hatte dasselbe einem Knechte empfehlend übergeben, so lachte er auch schon dem Mädchen entgegen und sagte:

„Na, Jungfer Liebesputz," ist Sie noch krank, oder hat sich das Uebel, das ich in Ihr errathen habe, schon ein wenig gegeben? He! Suche Sie mir nichts

zu verbergen und rede Sie aufrichtig, denn ich weiß ja doch ſchon mehr, als Sie jemals vermuthet hat.

Da faßte ſich die bedrückte Jane mit einem Male ein Herz und entdeckte dem Doctor alles haarklein, was ihm ja doch heute entdeckt werden ſollte und mußte, da er als Schiedsrichter einen für ſie ſo wichtigen Ausſpruch thun ſollte, und ſie bat ihn nun mit einer unverwüſtlichen Naivität, worüber der Doctor herzlich lachen mußte, ſich bei ſeinem Ausſpruche doch ja recht reiflich zu bedenken, weil ſo viel Glück oder Unglück davon abhängig wäre; und ſie ſagte ihm, daß ſie ein grenzenloſes Vertrauen in ſeine Weisheit und Gelehrſamkeit ſetze, aber auch ein gleiches in ſeine Herzensgüte, und damit mochte ſie glauben, den Doctor hinlänglich beſtochen zu haben, denn ſie hielt hiernach inne, und erwartete die Wirkung ihrer Beſtechung in einer Antwort.

Darauf ließ auch der Doctor Scarabäus nicht allzulange warten, denn nach ſeinem gewöhnlichen „Heiſa!“ und „Hi, hi, hi!“ ſagte er mit Kichern:

„Ach, Jungfer Jane, Sie braucht ſich gar nicht zu bemühen, mich alten Kerl mit ſchönen Worten zu beſtechen. Wollte ich ein Schelmſtück ausüben, ſo würde doch alles nichts helfen, und da das nun eben nicht der Fall iſt, ſondern da ich zwei Wackere glücklich machen will, ſo brauche ich gar Ihre Einmiſchung nicht. Kopf in die Höhe, Jungfer! Bruſt heraus! Geradeaus geſchaut! Heiſa! Mache Sie ſich nur keine unnöthige Sorge! Das Ding ſollt ſchon in Richtigkeit gebracht werden, trotz Jericho und ſeiner Trompeten! Dafür lebt noch der

alte Doktor Scarabäus, und was der anfängt, das beendigt er auch. Jungfer, sei Sie keine Thrantrine. Komme Sie nur herein zu dem Alten, der in ein paar Tagen ein vollständig Gesunder sein wird! Ich will ihm schon einen guten Wein einschenken, der ihm bekommen soll."

Mit diesen Worten zog der Doktor Scarabäus die kleine holdliche Jane mit sich ins Haus und ins Krankenzimmer des Vaters.

Hier angekommen, sagte der kleine possirliche Mann nichts weiter, als nach einer polternden Weise „Guten Tag!" und setzte sich dann mit ernstem Gesichte an die Seite des Alten, worauf er dessen Hand nahm, dessen Puls fühlte und ihm aufmerksam in's Auge blickte. Dann sagte er: „Hm! Hm!" und lachte innerlich, wie es schien, sehr zufrieden.

„Ihr bedürft mein fortan nicht mehr!" sagte er nun mit einem gen en selbstzufriedenen Grinsen. „Es hätte übler um Euch aussehen können, wenn Ihr mich hättet nicht noch zur rechten Zeit rufen lassen, denn es war eine ganz andere Krankheit bei Euch in Anmarsch. Ihr müßt nur nicht so viele Klöße und Speck essen, wie Ihr sicherlich zu thun pflegt. Um dergleichen ordentlich verdauen zu können, arbeitet Ihr nicht genug; um dazu im Stande zu sein, muß man wenigstens jeden Tag drei oder vier Stunden dreschen. Ihr seid außerdem bereits in den Jahren und kein Kind mehr. Jetzt mögt Ihr aufstehen und übrigens meinetwegen thun, was Ihr wollt; das heißt jedoch, Ihr müßt keine schwerere Arbeit verrichten, als Euch

nur ebenhin leicht wird, und Ihr müßt in Eurer Diät äußerst mäßig sein, und das heißt wieder, Ihr müßt nicht zu viel und zu fett fressen, wie es leider einmal Euch Dithmarsen in der Natur liegt mit Eurem verdammten Mehlbeutel, mit dem Ihr Euch nach und nach aus der Welt hinausbeutelt. Es hieße Euch Euer Geld aus dem Sacke närren, wenn ich Euch noch ferner als Patienten betrachten und bei Euch Krankenbesuche abstatten sollte. Ihr seid freilich ein sehr bemittelter, man sagt ein reicher Mann, allein das scheert mich nicht, denn ich bin auch nicht arm und mache mir den Teufel aus Eurem Lumpengelde. Muthwillig will ich meine Rechnung darum doch nicht höher anwachsen lassen, die bereits zu funfzig Thalern angeschwollen ist, welche Ihr bei Heller und Pfennig bezahlen müßt. Ein Quarkgeld für Leben und Gesundheit! Ich will das Sümmchen aber der kleinen Jane zur Hochzeitgabe hiemit geschenkt haben, wenn sie anders, will's Gott! bald heirathen wird; versteht sich indessen, daß Ihr später mir darüber Quittung von ihr und ihrem künftigen Manne zustellt, denn Ordnung muß sein, und ich liebe die Ordnung ganz besonders."

Jens Hartnack sah seinen Doktor nach diesen Worten verwundert an und sagte dann, nicht ohne einige Beklommenheit:

„Gerade in Beziehung auf meine Tochter und deren Verheirathung, lieber Herr Doktor Scarabäus, wollte ich Euch eben zu Rathe ziehen, da ich mir selber in der Sache keineswegs zu helfen und zu keinem Entschluß zu kommen weiß."

„Heiſa! Wie ſprecht Ihr doch!“ rief der Doktor lachend. „Was zum Satan giebt es denn da noch weiter zu Rathe zu ziehen? Henning Behrendſen liebt Eure Tochter Jane, und ſie liebt ihn nicht weniger. Er iſt ein braver Burſche und ſie ein eben ſo braves Mädchen. Er hat ſich für ſeinen Vogel ein recht ſchönes Vogelbauer gekauft; er hat einen guten Handel gemacht und er wird künftighin ſeinem Vogel gutes und reichliches Futter geben können. Was ſoll es weiter? oder was gäbe es da noch zu Rathe zu ziehen?“

Noch verwunderter als zuvor ſtarrte Jens Hartnack den Doktor Scarabäus mit offenem Munde an und ſagte dann, ſich zur Rede vermögend:

„Das wißt Ihr Alles? Nun ja, Ihr ſeid ein hochgelahrter Mann; allein dann werdet Ihr, Herr Doktor, auch ebenſowohl wiſſen, daß der ſonſt ſo brave Henning die Landſtelle des Jürgen Preſt um Hexengeld gekauft und daß er daſſelbe von dem kleinen Brunnenmännchen erhalten hat, das ſich unterweilen in dem „Geldfoot“ mit einer Fackel ſehen läßt und da unten ganz ſeltſame Sprünge und Kapriolen machen ſoll.“

„Ihr ſeid ein alter Narr, Jens Hartnack!“ polterte der Doktor Scarabäus; „und erſtens darf ich Euch das ſagen, weil Ihr faſt mein Enkel ſein könntet, Ihr „Riek in die Welt!“ und zweitens, weil ich Euch aus meiner Kur noch nicht ſo eigentlich und formaliter entlaſſen habe, wenn Ihr meiner auch im Grunde nicht mehr bedürfet. Ihr ſeid ein alter Narr, ſage ich Euch darum aufrichtig, wie es meine Natur einmal iſt, daß

Ihr an dergleichen abgeschmackte Schatzgeschichten glaubt."

„Und warum sollte ich denn nicht?" entgegnete der Alte mit hausbackener Ueberzeugung. „Warum sollte ich denn nicht, da so viele Leute daran glauben, die nicht schlechter sind als ich? Ueberdies kann ich nicht denken, daß mir der ehrliche Henning sollte auf seine eigenen Kosten etwas weiß gemacht haben."

„Das hat er auch nicht, der dumme Junge!" fiel der Doktor Scarabäus lachend ein. „Es hat ihm ganz einfach genügt, sich selber etwas weiß zu machen. Er hat sein Geld ganz richtig und wohlgezählt am Brunnen erhalten: dagegen läßt sich nichts einwenden; wenn Ihr aber seine Rosenobel gesehen und richtig geprüft hättet, so würdet Ihr auch gefunden haben, daß ein jeder dieser Nobel von einem jüngern Datum als dem der Zeit in Prägung gekommen, als in welcher der „schwarze Tod" bei uns hier grassirte und in welchem Raum der alte Hirte seinen ihm angeerbten Schatz versenkt haben soll. Dummes Zeug! Ich hätte mir Euch vernünftiger gedacht. Allein endlich seid Ihr Bauernvolk alle gleich dumm, ob Ihr Geld habt oder nicht!"

Jens Hartnack wußte dem polternden Doktor nichts darauf zu erwidern; Jane aber war kühn genug, denselben zu fragen:

„Allein, mein lieber Doktor Scarabäus, aus welchem Schatze hätte der Gnom denn am Ende unserm Henning das Geld gegeben, wenn nicht aus dem des Hirten!"

Da zwickerte der drollige Doktor mit den Augen
en ſo gutmüthig als ſchelmiſch und ſagte, zu der
lden Jane gewendet:

„Was geht Sie das an? Faſelt Sie mir auch
ch von „Gnom“ und „Hexengeld?“ Mache Sie
an Ihren Strickſtrumpf oder an Ihre Weberei,
ngfer, und begnüge Sie ſich damit, daß der Hen=
g Ihr Mann wird, ſo wahr ich der Doktor Sca=
äus heiße, und daß ſein Geld ein gar wohlerwor=
es beißen darf. Und damit kann ſich, dünkt mich,
r Vater, der alte Narr, ebenfalls begnügen, der
ge nicht ſo vernünftig iſt, wie ich ihn mir gedacht
e, und der noch an den Satan, an Kobolde, Hexen
Schatzerhebungen glaubt! Gott wolle ihn einmal
einem Beſſern erleuchten, wenn es möglich iſt.“

„Es iſt alſo nach Eurer Ueberzeugung, lieber
rr Doktor,“ ſagte Jens Hartnack, nicht ohne eine
viſſe innere Beruhigung, „das Geld, welches Hen=
g am Brunnen erhalten hat, auf Euer Gewiſſen,
ſicherlich wohlerworbenes Geld, ein ehrlich gewon=
es, woran keine böſe Macht irgend einen Antheil
?“

„Das wollte ich meinen;“ platzte der Doktor los.
eder Grän von dieſem Gelde iſt ſo ehrlich erworben
ſo ehrlich verſchenkt, als es nur geſchehen kann.“

„Mit dieſem Ausſpruche, Herr Doktor,“ erwiderte
Vater, „gebt Ihr mir einen großen Troſt und ge=
rt mir die beſte Beruhigung, denn ich glaube, daß
ne Tochter und der Henning ſich von ganzem
zen lieben, und es hätte mir leid thun ſollen,

wenn ich dieſe Herzen hätte von einander trennen müſſen.“

„Heiſa!“ verſetzte der Doktor, „daß die beiden Leute ſich ſo recht, wie es ſein ſoll, lieben, das glaube ich auch, und darum will ich mich auch zu ihrer Hochzeit eingeladen haben, denn ich liebe ſehr eine dergleichen vergnügte und zufriedene Hochzeit.“

Kaum hatte der Doktor Scarabäus dies ausgeſprochen, als ſich eben die Zimmerthür öffnete und unſer junger Freund Henning hereintrat.

Allein auf's Höchſte beſtürzt und gleichſam wie „angenagelt“ blieb der Jüngling, eben über die Schwelle getreten, auch ſchon wieder an der Thüre ſtehen, da er den Doktor Scarabäus gewahrte. Dieſer indeſſen rief ihm ſogleich, als er des Eingetretenen nur anſichtig geworden war, mit gewöhnlichem Humor zu:

„Heiſa! Hei! Da iſt ja ſchon unſer Patron, wie er leibt und lebt! Na! Nur friſch näher getreten! Hier giebt es nichts zu fürchten! Hi, hi, hi! — Man hätte aber wohl nicht geglaubt, gerade mich hier anzutreffen? Ja, ich bin der Alte, überall und nirgends! He?“

Henning ſtand noch einige Augenblicke wie feſtgebannt auf einer Stelle; dann jedoch eilte er auf den Doktor zu, voll der dankbarſten Freude, und rief laut:

„Dem Himmel ſei gedankt, daß ich Euch wieder antreffe! Wie ſehr hat es mich geſchmerzt, großmüthiger Geiſt, daß Ihr mir ſo plötzlich am „Geldſoot“ verſchwandet und mir ſo die Gelegenheit nahmt, Euch recht von Herzen zu danken für die glückliche Unter-

handlung, die Ihr meinetwegen mit den übrigen Erdgeistern gepflogen!“

Jane sah den Redenden, von dessen Worten sie nichts verstand, großäugig an und wußte nicht, was sie von ihm denken sollte; Jens Hartnack sperrte, ebenfalls voll Erstaunen über solch ein „Kauderwelsch,“ noch einmal das Maul weit auf und sagte dann:

„Den Jungen verstehe der Teufel! Ich glaube, daß das Glück ihn etwas verrückt gemacht hat und darum überall Geister sehen läßt! Junge, so mache doch nur die Augen auf! Da mußt Du ja doch sehen können, daß dieser Mann hier mein Arzt und leibhaftig der gelehrte und hochberühmte Doktor Scarabäus aus Heide ist, von dem Du gehört haben dürftest und von welchem mir meine Gesundheit wiedergegeben wurde!“

„Ei, es ist ja kein Anderer,“ rief Henning rasch, „als der gütige Gnom, durch dessen Verwendung bei den übrigen den Schatz im „Geldsoot“ bewachenden Gnomen ich vielleicht zum glücklichsten Menschen auf der Welt gemacht worden bin!“

„Henning! Henning!“ bat die kleine Jane besorgt, „was schwatzest Du da für Zeug!“

„Er ist in Wahrheit verrückt!“ betheuerte der Alte nach bestem Dafürhalten.

„Heisa! Hi, hi, hi!“ lachte der Doktor;“ er ist so eigentlich nicht verrückt, allein er laborirt noch immer an der Manie, mich armen sterblichen Menschen für einen Erdgeist zu halten, woran ich zum Theil freilich selber Schuld bin, da ich zur Zeit auf seine Einbildung

einging und meinen Spaß mit ihm getrieben hab
Gott verzeihe mir die Sünde!“

Henning ſtand nun, wie man wohl zu ſag
pflegt, ganz „verdonnert“ und wußte kein Wort he
vorzubringen; endlich ſtotterte er:

„Ihr ſeid alſo kein Erdgeiſt? Ihr ſeid alſo ni
der Gnom, der in dem „Geldſoot“ unterweilen m
einer Fackel herumtanzt und auf einem dreibeinig
Schimmel reitet?“

„Ich mag des Satans ſein,“ polterte der Dokt
„aber kein Gnom! Ich mag des Satans mit ein
Fackel im Brunnen herumtanzen, oder auf einem dre
beinigen Schimmel reiten! Ich habe in meinem Leb
nicht getanzt, am Wenigſten mit einer Fackel, und i
reite zwar einen Schimmel, allein dieſer hat ſeine vi
geſunden Beine, wenn das Beeſt auch ſonſt mitunt
ganz verdammte Mücken zeigt, und ich bin endlich d
Doktor Scarabäus aus Hejde, von dem Du gehö
haben mußt, oder — ich breche Dir den Hals! Hi, hi, hi

„Aber“ — entgegenredete fragend der Jünglin
welcher mit dem Verſtändniß der Sache nun gar nic
mehr weder aus noch ein wußte — „Ihr habt m
doch funfzehnhundert Roſenobel aus dem Schatze d
„Geldſoots“ zugeſtellt?“

„Dummer Junge!“ polterte der Doktor wiede
„aus meinem eigenen Schatze! Und meinſt Du den
das wäre zuviel? Du haſt mir das Leben gerettet -
denn mein mückenhafter Schimmel hätte mich ga
ſicherlich ohne alle Gewiſſensbiſſe zu Tode geſchlei
wenn Du mir nicht zu Hülfe gekommen wäreſt -

und meinst Du etwa, daß das Leben des alten Doktor Scarabäus, der schon tausend Leben gerettet hat und noch tausend zu retten vermag, wenn man ihm Zeit dazu läßt, mit funfzehnhundert Stück Rosenobeln schon hinlänglich bezahlt sei? He? Ich will es mir aber denn doch verbeten haben, daß man mein Leben so spottwohlfeil anschlägt. Ich bin, hol' mich der Teufel, noch etwas mehr werth, und das soll Dir noch einmal selber zu Gute kommen."

„Demnach wäre also Alles nur eine leere Träumerei von mir gewesen, was ich in der That erlebt zu haben glaubte?" fragte Henning mit leiser und zagender Stimme nach einigen Augenblicken der Ueberlegung.

„Zur größten Hälfte, ja," antwortete der Doktor. „Die andere Hälfte indessen, Dein Geld, Dein erkaufter Besitz und Deine baldige Hochzeit sind dagegen keine Träumereien, und Ersteres nur der Anfang meiner Erkenntlichkeit gegen meinen Lebensretter. Es ist mein Hochzeitgeschenk für Dich und Deine Braut. Wir werden uns noch weiter sprechen, denn ich habe außer meinem alten Diener weder Kind noch Kind, die mich beerben könnten, und ich will mich nun auf meinen alten Tagen von Euch lieb haben lassen, bis ich in's Gras beiße, und das kann nach allen Naturgesetzen nicht allzulange mehr dauern, da ich bereits bei Weitem mehr Jahre zähle, als von welchen es in der Bibel heißt: „„wenn es hoch kommt."" Ja, ja, der alte Scarabäus wird endlich auch seinen Lebenszoll erlegen müssen, wie alle Andern!"

Peluer wußte nach dieser Rede ein unbefangenes Wort hervorzubringen, und fand sich statt dessen von dieser Rührung auf eine Weise eingeschnürt, daß fast der Athem in der Brust stockte; der Doktor dahingegen fuhr lustig fort:

„Mag es darum sein! Ich habe durch meine Kunst den Würmern so manches frühzeitige Opfer entrissen, worauf sie sich schon voreilig gespitzt hatten, daß ich den Kanaillen endlich die Rache gar nicht einmal verdenken kann, die sie bald an mir nehmen werden; allein sie werden sich dennoch einmal wieder sehr getäuscht finden, denn mein alter Kadaver ist, wie Ihr seht, eigentlich nicht viel mehr als Haut und Knochen, woran sie wenig Gefallen finden sollen. Hi, hi, hi!"

Dies war für das dankbare Herz des ehrlichen Henning zu viel. Er vermochte nicht länger, sich zurückzuhalten, ihn übermannte die Fluth seiner Gefühle, und indem er den Doktor in seine Arme zu schließen suchte, rief er fast mit Thränen und in größter Bewegung:

„Nein, nein! Gott wird uns Sie noch lange, lange erhalten!"

„Au! Au!" schrie der kleine graue Mann, sich aus der Umarmung des Jünglings losmachend, „verwunderter Junge! Willst Du mich denn umbringen zum Lohn für all die guten Vorsätze, welche ich hinsichtlich Deiner in meiner pergamentenen Brust gefaßt habe? Du preßest mir ja den Athem aus!"

Henning ließ von seiner stürmischen Begeisterung

ab und den Doktor las, welcher hochauf seufzte und mit komischem Ernste sprach:

„Puh! Puh! Du rettest mir zum zweitem Male das Leben, da Du mich aus Deinen Klauen läßt! — Hi, hi, hi! Eine so kräftige Umarmung hätten meine alten, mürben Knochen keine zehn Sekunden länger ausgehalten.“

Jens Hartnack und selber Jane konnten sich eines kleinen Lächelns bei diesem Auftritte nicht völlig erwehren, der alte Doktor jedoch sprach nicht ohne Ernst weiter:

„Jetzt indessen, Jens Hartnack, wollen wir denn doch die Sache zu Ende bringen, denn Ihr seid, wie gesagt, so gut wie gesundet, allein ich habe noch andere Patienten, die meiner bedürfen, und kann darum hier nicht lange mehr verweilen. Ihr wißt jetzt mehr als hinlänglich, daß ich es gewesen bin, der seinem Lebensretter auf die Beine geholfen hat, und Ihr mögt ferner wissen, daß ich denselben nach meinem Tode noch recht ansehnlich zu bedenken im Sinne habe; daher gebt nur gleich jetzt den Henning und die Jane, die wohl nicht viel dagegen wird, hier zusammen, wo wir denn das Ende vom Liede haben.“

Hartnack fand natürlich unter diesen Umständen keine Schwierigkeit, dem Wunsche des Doktors Scarabäus zu genügen, ließ Jane und Henning näher an sein Bette kommen, legte ihre Hände in einander und sagte:

„Gott hat es Alles wohl gefügt durch die Güte unsers Doktors.“

Das ist die Geschichte von der „Quelle des Reichthums," aus der noch bis zum heutigen Tage die Nachkommen des ehrlichen Henning Behrendsen und der holden Jane trinken, ohne sich im Geringsten um den „Geldsoot" zu kümmern, auf dessen Grunde noch immer ein unermeßlicher Schatz für den Ersten den Ersten vorhanden sein soll, der es verstehen wird, denselben zu heben.

Die fünf Höfe im Sundewitt,

oder:

Die feindlichen Brüder.

I.

Vor einer altergrauen Zeit, welche wir genauer und mit einer Jahreszahl zu bezeichnen uns außer Stande befinden, war auf einer mäßigen Anhöhe im Sundewittschen eine stolze und feste Burg mit einem gar stattlichen Schlosse gelegen, die jetzt bis auf die letzten Reste gänzlich von der Oberfläche verschwunden ist, und selber in der Tiefe entdeckt man nur noch dann und wann zufällig bei etwa vorfallenden Nachgrabungen einige zweifelhafte Ruinen, welche die Ueberbleibsel von den Grundmauern sein dürften, auf welchen voreinst das Schloß gestanden.

Diese Burg, welche Philippsburg geheißen, war nebst einem sie umgebenden großen und reichen Länderbesitze einem alten, mächtigen und wackern Ritter gehörig, der zwei Söhne besaß, welche Wulf und Kuno hießen und die er mit gleicher väterlicher Liebe

umfaßte, obgleich sie selber unter einander allzu verschieden geartet, von früher Jugend an auf dem besten Wege waren, entschiedene Abneigung gegen einander zu gewinnen.

Wulf, der Aeltere, war eine ziemlich rauhe und schroffe Persönlichkeit, ein Kriegsmann durch und durch, der nur dem Kriegshandwerk und im Frieden dem Waidwerk oblag, und eine gründliche Verachtung alles dessen im Herzen hegte, was Wissenschaft und Kunst hieß. Ihm war Lesen und Schreiben ein Gräuel, und er überließ solches einzig und allein den Pfaffen. — Kurt, der Jüngere, konnte sicherlich auch ein recht mannhafter Ritter genannt werden, allein er fand daneben, von milderm und umgänglicherm Charakter als sein Bruder, ein großes Gefallen an den sanftern Künsten des Friedens, an Musik und Malerei, an den Wissenschaften, denen er einen großen Theil seiner Zeit widmete, ohne darum doch diejenigen ritterlichen Uebungen, die von seinem Stande bedingt wurden, zu vernachlässigen.

Als es nun endlich mit dem alten Ritter zum Sterben gekommen war, da ließ er seine Söhne, der Zukunft Beider wegen besorgt und in einiger Furcht, daß sie sich bald von einander ganz entfremden, wo nicht gar einander feindlich gegenüber treten möchten, an sein letztes Lager treten und redete zu ihnen also:

„Meine lieben Söhne! Gott rufet mich jetzt in der nächsten Stunde aus dieser Welt ab nach seiner Weisheit, und und ich folge in Demuth seinem ewigen Willen. Ich lasse hienieden keine Sorge zurück, als die, zu welcher mir Eure öftere

Unverträglichkeit Veranlassung geben muß; darum bitte ich Euch, daß Ihr Euch nach meinem Tode einander besser in Liebe zugethan zeigt, als ich dies leider bei meinem Leben habe bemerken können. Daneben befürchte ich, daß Land und Leute, wie sie mir zu meinen Lebzeiten der Himmel bescheerte, nach meinem Tode zersplittert oder von einander gerissen werden dürften, wodurch Ihr Beide in Eurer Macht und in Eurem Ansehen gebrochen werden würdet. Darum müßt Ihr mir versprechen, den großen Besitz, den ich Euch nun bald als Eigenthum hinterlassen haben werde, nicht untereinander theilen, sondern denselben als kluge und rechtschaffene Edelleute zusammen gemeinschaftlich verwalten und vertheidigen zu wollen, wie ich Euch denn dies auch hiemit anbefehle. Nur wenn Ihr mir ein solches Gelöbniß ablegt, scheide ich vollkommen ruhig und zufrieden von dieser Erde. Wollt Ihr dies also thun und so meinen letzten Willen erfüllen?"

Die Söhne nahmen keinen Anstand, dem sterbenden Vater die heilige Versicherung zu geben, daß sie einander fortan so sehr, als es ihnen möglich wäre, lieben, auch genau seinem weitern Willen gehorsamen wollten, und der alte müde Ritter verließ, nachdem er seinen Kindern seinen letzten Segen gegeben hatte, ganz und gar ruhig diese Welt in der gläubigen Hoffnung auf eine andere, jenseitige und bessere.

Nachdem dem alten Ritter die letzte Ehre erwiesen und derselbe, seiner hohen Stellung gemäß, mit aller möglichen Auszeichnung, mit allem erdenklichen Prunk in der Gruft seiner Väter beigesetzt worden war, hielt

[illegible] allein und schien während einiger Wochen [illegible] in sich gekehrt, in tiefes Nachdenken versunken, gleichsam über einen großen Plan brütend, der noch nicht zur gehörigen Reife gekommen sein mochte. Der Bruder fragte ihn wohl unterweilen [illegible] über den Grund seiner Schweigsamkeit und seiner geflissentlichen Abgezogenheit von den meisten Dingen, welche das tägliche Leben in Anspruch nehmen, allein [illegible] Jener solchen Fragen am liebsten aus, und er erwiderte nur selten darauf, allein nie etwas Näheres als:

„Laß es damit sein, Bruder, bis ich einen festen Entschluß gefaßt habe. Ich muß mich erst mit mir selber vollkommen zurechte finden, bevor ich mich erklären kann; dann jedoch will ich Dir mittheilen, was vielleicht mein Entschluß geworden sein dürfte."

Wulf mußte sich schon mit dieser Antwort zufrieden geben, da bis jetzt keine andere zu erreichen war, und er that es auch ohne Ungeduld, da er den Bruder gerne ließ, und eigentlich nur einmal nach dessen Treiben fragte, wenn er nichts Anderes zu reden fand.

Darüber gingen wieder einige Wochen hin, während Kurt sich durchaus der Einsamkeit und einem steten Nachdenken überließ. Endlich eines Tages mochte er mit seinen Ueberlegungen zum Resultate gekommen sein, denn er trat vor seinen Bruder hin und sprach mit besonderer Heiterkeit:

„Ich bin jetzt mit mir einig, Wulf; höre daher mit ganzer Aufmerksamkeit Dein zu, was ich Dir mittheilen muß:

„Du weißt, daß ich Künste und Wissenschaften ebenso innig liebe, als Du sie verachtest, und daß ich mich mit denselben immer gerne und viel abgegeben habe, leider jedoch fehlt mir, wie ich von Tag zu Tag mehr inne werde, noch sehr viel, um auch nur einen kleinen Ruhm darin erlangen zu können. Nun haben wir unserm verstorbenen Vater gelobt, unser Besitzthum gemeinschaftlich zu verwalten und zu regieren, und wir wollen unser Gelöbniß gewiß auch halten; allein ich denke, daß es darum keineswegs ein Bruch desselben heißen kann, wenn ich Dich bitte, auf ein Jahr, oder zwei die Sorge um unser Besitzthum allein zu übernehmen, weil der Vater im Grunde doch nur eine Theilung seiner Güter zu verhindern im Sinne haben konnte. Ich bin nämlich entschlossen, auf eine ungefähr so lange Zeit nach Prag zu gehen, um dort meine mangelhaften Kenntnisse zu erweitern und einigermaßen mehr auszubilden; wenn das nach Umständen geschehen sein wird, so kehre ich wieder zurück, und Alles tritt versprochenerweise wieder in das alte Geleis."

Wulf fand gegen diesen Vorschlag nicht das Mindeste einzuwenden, und Kurt traf sogleich Anstalten zu seiner beabsichtigten Reise, welche er auch schon nach Verlauf einiger Tage in Begleitung eines einzigen alten getreuen Dieners seines Vaters antrat und ohne weitere Abenteuer glücklich in Prag anlangte.

Hier auf der jungen erst vor nicht gar lange begründeten Universität, die wir als die älteste in Deutschland zu würdigen wissen müssen, befand sich der junge Ritter bald ganz in seinem Elemente, und

ſchwelgte an den Brüſten der Wiſſenſchaften; allein er entzog ſich darum nicht gänzlich den ritterlichen Uebungen, wie ſie auch in Prag unter dem jungen Adel Statt fanden, und er ward keineswegs ein Bücherwurm, trotz ſeines Eifers für die Studien.

Vielleicht mochte er wohl bereits etwas mehr als ein halbes Jahr in Prag verlebt haben, als er eines Tages über jene berühmte Brücke ging, von welcher bekanntlich der heilige Nepomuck auf Befehl des Königs Wenzel in die Moldau geſtürzt ward, weil er ihm nicht die Beichte der Königin verrathen wollte. Kurt war ungefähr bis zur Hälfte des Weges gekommen: da plötzlich entſtand ein ängſtliches Gedränge, und ein lautes Angſtgeſchrei erhob ſich gellend aus hundert Kehlen. Unmittelbar darauf ſtürzte ihm alles auf der Brücke eben vor ihm Anweſende in wilder Flucht entgegen. Er blieb ſtehen, verwundert über die ihm bis dahin noch unerklärliche Erſcheinung. Augenblickes jedoch ward ihm jetzt der Grund dieſer allgemeinen und unordentlichen Flucht nur allzu deutlich, denn ein Stier, der gefeſſelt geweſen, ſich ſeiner Bande zu entledigen gewußt hatte, kam wüthend in vollen Sprüngen daher, das Alles ſich entſetzte. Da eilte eine junge Dame haſtig auf den Ritter zu, warf ſich geiſterbleich in ſeine Arme, und ſchrie: „Hülfe! Hülfe! Rettet mich um Gotteswillen, denn das Ungeheuer iſt dicht hinter mir!“ und ſo war es auch, denn der Stier kam dicht hinter ihr hergerannt und ſchien es gerade auf die Arme abgeſehen zu haben.

Kurt hatte nur noch nothdürftig Zeit, ſich von

den Armen der Dame loszumachen, vor sie zu treten, sich dem wüthenden Thiere entgegen zu werfen, sein kurzes und breites Schwerdt zu ziehen und es, auf das Knie gestämmt, dem Stier starker Faust entgegen zu strecken, da auch derselbe schon mit gesenkten Hörnern hervorgesprengt gekommen und zur Stelle war, in blinder Tollheit aber in das scharfe Schwerdt des Ritters und sich dasselbe bis an das Heft mitten durch das Herz rannte, worauf der gefährliche Feind zur Erde stürzte und leblos keinen Laut mehr von sich gab.

Als sich nun der Sieger gewandt und hurtig, und durchaus unbeschädigt, wieder aufgerafft hatte, wendete er sich hastig zu der Dame, die zu ihm geflüchtet war, und Augenblicks auf sein ganzes Herz den lebhaftesten Eindruck gemacht hatte. Sie lehnte hochaufathmend sich an das Brückengeländer, und blasser Schrecken war noch immer auf ihrem schönen Gesichte deutlich ausgeprägt zu lesen; desungeachtet aber empfing sie ihren Retter sichtbar mit den aufrichtigsten Gefühlen des Dankes und der Bewunderung, und forschte besorgt darnach, ob er bei dem so heldlich bestandenen Kampfe auch keinen Schaden genommen, keine Wunde davon getragen habe.

Der Ritter tröstete die Besorgte lächelnd, indem er sich sicherlich durch ihre Besorgniß sehr geschmeichelt fühlte, und bat es sich aus, sie nach Hause geleiten zu dürfen, da sie, wie er sagte, sich noch offenbar schwach befinde, und damit ihr nicht nochmals ein Unfall zustoße. Wie hätte wohl das erschrockene Mädchen eine so artige Bitte ausschlagen mögen? Der glückliche

Kurt geleitete seinen schönen Schützling und erfuhr gesprächsweise, wen er eigentlich gerettet hatte; das Meiste von den Verhältnissen der Schönen, und nicht minder, daß sie Bertha heiße, ein Name, den er jetzt für den schönsten in der Welt erklärte.

Bertha war von gutem deutschen Adel, allein eine Waise und — arm. Sie lebte in Prag bei einer alten Verwandten, welche, da ihr verstorbener Mann in Staatsdiensten gestanden hatte, noch ein kleines Gnadengehalt bezog, mit welchem sie einigermaßen auszureichen vermochte. Die liebenswürdige und lebenslustige Bertha mochte indessen bei der Alten nicht die rosigsten Tage verleben, denn diese bezeigte sich meistens sehr übellaunig, zänkisch und hartherzig, war zum Erschrecken geizig, was sie haushälterisch nannte, und ließ sich daher auch von der jungen Verwandten ihre kärglichen Wohlthaten durch eigentliche Magddienste zehnfach bezahlen, wozu sich das arme Kind wohl verstehen mußte, weil sie außer der alten Tante nirgends einen Anhalt hatte.

Die alte Dame bezeigte sich Anfangs, als Kurt mit Bertha ins Zimmer zu ihr getreten war, sehr übel zufrieden mit diesem unerwarteten Besuche, ja sogar mürrisch und schroff, fast beleidigend gegen den Ritter, als jedoch bald ein Wort das andere gegeben, und sie nun mit gespitzten Ohren vernommen, daß der junge Mann, welcher vor ihr stand, derjenige Holsteinische oder Dänische Edle sei, der durch seinen Studienfleiß, seine Ritterlichkeit und vor Allem durch seinen Reichthum — da er tüchtig drauf gehen ließ — in Prag

schon von sich reden gemacht hatte, da glättete sich die Stirne der alten Sybille wieder, sie wurde sehr freundlich, unterhielt sich mit dem Ritter sehr liebsam; und lud denselben sogar bei seinem Weggange ein, seinen Bezug zu wiederholen, da sie sich tief in seiner Schuld betrachte, als in der des Retters ihrer „lieben" Verwandten.

Kurt ging, allein er ließ sein Herz bei der schönen Bertha zurück, und seitdem beschäftigten sich seine Gedanken fast ausschließlich und allein nur mit ihr.

Was Wunder, daß er fortan so häufig, als es nur irgend der Anstand oder das Schicklichkeitsgefühl erlauben wollte, von der Einladung des alten Drachen, seine Besuche zu wiederholen, Gebrauch machte? Allein mit einem jeden dieser häufigen Besuche stieß der rücksichtlose kleine Gott Amor den goldenen Pfeil unauslilgbarer Liebe nur immer tiefer in die offene Brust des bereits hinlänglich Verwundeten, und mit jeder Verwundung wurden die Besuche des jungen Edlen häufiger, und endlich glaubte derselbe nur noch leben zu können in der Nähe des süßen Athems, welche die Geliebte seines Herzens aushauchte. — So süß athmet jede erste Liebe!

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Allein sie bleibt *nicht* ewig grünen, und das gelbe Laub zerstäubt endlich in — *nichts*!

Die schöne Bertha schien die unzweideutig sich bei dem Junker aussprechenden Gefühle keineswegs abdämmen zu wollen, im Gegentheil mußte es ihn in

kurzer Zeit dünken, daß diese glühenden Gefühle gleiche Herzensempfindungen in der Brust der Geliebten aufgeregt haben dürften, und so konnte es denn endlich und am Ende wohl kaum ausbleiben, daß es, da auch die alte gleißnerische Drachentante sich nicht ganz müssig verhielt, sondern durch tausend kleine Weiberkünste zur Entscheidung trieb, daß es von des Ritters Seite zu endlichen Erklärungen kam, welche jenseitig, dort mit verschämter Huld und hier mit unverholener Freude aufgenommen wurden.

In wie wenig herzlicher und brüderlicher Beziehung Kurt auch im Grunde zu seinem Bruder Wulf stand, und der Verschiedenartigkeit nach, welche in ihrem Charakter lag, stehen konnte, so vermochte des Junkers hoher Triumph, den er in der Liebe feierte, sich es doch nicht zu versagen, diesen Bruder von seinem errungenen Glücke zu benachrichtigen, wenn auch wohl die „alte Tante“ darauf einigen Einfluß geäußert haben mochte; der Bruder aber befand sich eben in der müssigen Laune, Kurt's Schreiben sich vorlesen und durch den Schloßkaplan dahin beantworten zu lassen, daß er ihm den üblichen Glückwunsch zukommen und zu gleicher Zeit auffordern lasse, mit seiner Braut auf das Stammschloß ihrer Altvordern zu kommen und dort nach eigenem und bestem Dafürhalten seine Hochzeit zu vollziehen.

Diese Aufforderung schlug eigentlich ganz und gar in die Wünsche Aller ein, denn Kurt konnte nur höchst zufrieden damit sein, daß sein Bruder einige Theilnahme an seiner Verbindung äußerte; Bertha

mochte sich sehr freuen, aus so unangenehmen, drängenden und niederschlagenden Verhältnissen zu kommen, als in welchen sie so lange hatte leben müssen, und die „alte Tante," welche an werthvollen Geschenken alles Mögliche von dem Liebenden zog und künftig noch zu ziehen sich Hoffnung machte, freute sich herzinniglich, ein für alle Mal eine Kostgängerin los zu werden, der sie bis dahin jeden Bissen in den Mund gesehen hatte, ohne inmitten ihrer Geizteufelei zu berechnen, daß sie von dieser ihrer Verwandten stets mehr Vortheil aus deren Dienstbarkeit gezogen, als sie dem armen, unterdrückten Mädchen hatte jemals zukommen lassen.

Der brüderlichen Aufforderung auf's Schleunigste Folge leistend, reis'te demnach nun Kurt mit seiner Braut und seinem Diener dem Stammbesitze seiner Urahnen entgegen, wohl freilich wissend, daß er in Kurzem nach Prag, wenn auch wahrscheinlich nur auf wenige Wochen, noch einmal zurückkehren müsse, um verschiedene Verbindungen zu lösen, manche Verhältnisse zu regeln, die von ihm angeknüpft und eingegangen waren, nun aber aufgehoben oder berichtigt werden mußten, und endlich, um noch eine Menge anderer Geschäfte abzumachen, welche sich zum Theil auf Geldverbindlichkeiten bezogen.

Braut und Bräutigam wurden auf der Philippsburg, wie es denn ja nicht anders zu erwarten war, auf's Beste und Zuvorkommendste, ja sogar mit allerlei ihretwegen angestellten Festlichkeiten von dem Bruder Wulf empfangen, und fast während vierzehn Tage

nahmen die Lustbarkeiten gar kein Ende, welche dieser ihnen zu Ehren anstellte. Keiner kam in dieser Zeit nur ein einziges Mal aus seinem Taumel heraus. Endlich drängte es den jüngern Ritter, in Beziehung der erwähnten, nun durchaus nicht weiter aufschiebbaren Geschäfte, nach Prag auf einige Wochen wieder zurück zu kehren, und da die schöne Bertha sich eben zur Zeit unwohl gab, und sie auch wohl ungern zu ihrer alten widerlichen Verwandten sich, wenn auch auf noch so wenige Wochen, wieder hinbequemen mochte, so überließ Kurt seine geliebte Braut der Hut seines Bruders, und reis'te darauf beruhigt und froh wieder auf's Neue nach Prag, mit dem sichern Versprechen und mit der gewissen Ueberzeugung, nach sechs oder höchstens acht Wochen nach Philippsburg wieder zurück zu kommen. Von der angebeteten Braut schied natürlich der Liebende nicht ohne die lebhaftesten Versprechungen ewiger Liebe und Treue, und Bertha gab selbstverständlich diese Gelöbnisse eben so zurück.

So reis'te Kurt denn wieder, zwar betrübt nach dem Abschiede von seiner Bertha, aber darum nicht weniger die Brust voll der schönsten Hoffnungen, noch einmal nach Prag, nur von dem alten getreuen Diener Daniel begleitet.

Allein in Prag drängten sich manche, wie es ihm scheinen wollte, sogar angelegte, Verwickelungen in Betreff seiner Geschäftsverbindungen und Geschäftsabschließungen zusammen, und daher dauerte seine Abwesenheit von der Philippsburg und von seiner geliebten Bertha bei Weitem länger, als er vermuthet haben

durfte, und erst nach einem Vierteljahr ward es ihm ermöglicht, nach seinem Stammschlosse zurück zu kehren, wohin ihn sein Herz mit den mächtigsten Banden unwiderstehlich zog. Hier jedoch sollte ihn der größte Schmerz, der grausamste Jammer seines ganzen Lebens gerade erwarten, welche ihn nur überkommen konnten, hier an der Wiege seines jungen Lebens!

Das Erste was ihm bei seiner Ankunft sein Bruder, in die tiefste Trauer gehüllt, mit versagender Stimme meldete, war das Ableben seiner Braut, der schönen Bertha, welche plötzlich an einem unaufhaltsamen Scharlachfieber verstorben und demnach im Erbbegräbnisse der Ahnen beigesetzt worden sei, und Wulf wußte nicht Worte genug, welche seine Theilnahme an diesem Unglücke ausdrücken sollten, und nicht hinlänglich Redeweisen, um dem Bruder Tröstung über seinen unersetzlichen Verlust zu bringen. Allein es gab nach dieser Kunde, die alle seine schönen Hoffnungen zerstörte, keinen Trost für den armen Kurt, und dem bedrückten Bruder blieb nicht viel Andres übrig, als nur seinem Bruder anzurathen und ihn aufzumuntern, die Burg, den Ort, wo ein so erschreckliches Schicksal ihn betroffen hätte, zu verlassen, und sich wo möglich fern von der Philippsburg, wo ihn Alles immer und ewig an die geliebte Verstorbene mahnen müsse, in fremden Ländern ein Vergessen zu gewinnen.

Kurt war in der That untröstlich über den Tod seiner ihm so über Alles theuren Braut, und er mußte sich wohl endlich entschließen, dem Rathe seines Bruders Wulf zu folgen, da er einsah, daß es keinen an-

dern für ihn gäbe, wenn er seinem verzweiflungsvollen Schmerze nicht ganz und gar unterliegen wolle. Er entschloß sich daher nach manchen harten Kämpfen mit sich selbst die Philippsburg zu verlassen, um sich in fremden Ländern unter Thatenkampf in seiner großen Noth des Herzens des Vergessens Trost oder einen rühmlichen Tod zu erringen, obgleich er an Ersterem zu zweifeln sehr Ursache haben mochte, da er die schöne Bertha so recht von Herzen lieb gehabt hatte während ihres Lebens, und er fühlte, daß es mit dieser Liebe auch nach deren Tode noch kein Ende nehmen wollte. Er traf demnach nun alle Anstalten zu einer Reise von gar unbestimmter Dauer, und nachdem diese beendet waren, verließ er die Philippsburg mit dem Gedanken, sie nun und nimmer wieder zu sehen, da sie ihm durch den Tod der Geliebten in Wahrheit verhaßt geworden war.

Nun durchflog unser junger Ritter Frankreich und Italien, und er bestand dort, wacker bald in diesem, bald in jenem Kriege kämpfend und den Tod suchend, manchen harten Strauß; allein der sonst so gierige Tod wich beständig seinem Verlangen aus, und nichts blieb ihm, als Ehre, Ruhm und Auszeichnung, sammt seinem unheilbaren Grame, den alle ihm auf's Haupt gefallene Lorbeerkronen niemals mildern zu können schienen. Es gab augenscheinlich keine Tröstung für ihn, und sein alter, ihn stets begleitender Diener Daniel, welcher ihn noch als Knaben auf dem Arme getragen hatte und ihm so über Alles zugethan war, schüttelte stets wehmüthig und oft bedenklich den grauen

Kopf, und er ſchien in eigener Troſtloſigkeit öfters den Mund zum Reden öffnen zu wollen — allein dann plötzlich verſchloß er ihn wieder, als dürften die beabſichtigten Worte nun und nimmer hervorkommen, und er kehrte ſich, Thränen im Auge, ab von ſeinem Liebling, der auf dies Alles nicht Acht hatte.

Immer einſylbiger und trübſinniger ward aber endlich der junge Ritter; er zog ſich mehr und mehr in ſich ſelber zurück und vergaß ſelber häufig, ſich mit leiblicher Nahrung zu bedenken. Auch ſein äußeres Erſcheinen erlitt eine große Verwandlung, er härmte zum Erſchrecken ab und ſein Geiſt ſchien unterweilen ſogar gänzlich abweſend, woher Dieſer und Jener nicht ohne allen Grund auf die Vermuthung ſchon gekommen war, es ſei im Kopfe des jungen Edlen nicht ganz richtig.

Der alte treue Diener ſchüttelte zu dieſem Allen immer beſorgter den Kopf, und das Schloß, welches er ſeinem Munde vorgelegt hatte, ſchien immer loſer vor demſelben zu hängen und nur noch einen einzigen Ruck zu erwarten, um gänzlich abzufallen. Da eines Tages geſtand Kurt dem alten Daniel, daß er es in der Welt mit ſeinem Grame nicht mehr ertragen könne, daher im Sinne habe, ihr ein für alle Mal abzuſagen und in ein Kloſter zu gehen, um dort nur ganz allein ſeinem Gotte und dem Andenken an ſeine geliebte Bertha zu leben, und nun vermochte der Alte nicht länger ſein Schweigen zu halten, es ſchien ihm, er müſſe reden, und ſo ſagte er denn:

„Mein edler und geliebter junger gnädiger Herr, betrübt Euch doch nicht allzuſehr des Fräuleins Bertha

wegen, denn Ihr könnt ja doch nicht einmal wiſſen, ob ſie auch in der That einer Liebe, wie die Eure, und einer ſolchen Betrübniß werth ſein dürfte!“

Kurt ſah bei dieſen Worten ſeinen Diener hoch erſtaunt, unwillig und mit funkelnden Augen an, allein dieſer ließ ſich dadurch nicht irre machen und fuhr unerſchrocken fort:

„Sie iſt deren nicht würdig!“

Unwillkürlich griff des Ritters Hand an den Knauf ſeines Schwerdtes.

Allein auch durch dieſe Bewegung keineswegs eingeſchüchtert, redete der treue Diener weiter:

„Seht mich nicht mit ſo flammigen Augen an, als wolltet Ihr mich durchglühen! Greift nicht an Euer Schwerdt, als wolltet Ihr mich ermorden! Meiner Tage ſind überall nur wenige noch, und gezählt. Tröſtet Euch aber, denn Ihr dürft es, und Ihr dürft es zweifaltig: denn erſtens lebt Fräulein Bertha noch, und zweitens, ich wiederhole es, iſt ſie Eurer Liebe gar nicht werth.“

Der junge Ritter ſtand bei dieſer Rede wie verſteinert und keines Wortes mächtig. Der Alte aber fragte:

„Könnt und wollt Ihr mich ruhig anhören?“

Kurt gab ihm ein Zeichen der Bejahung, und nun fing Daniel an dem jungen Edlen eine Erzählung zu machen, die nach einander in der Bruſt deſſelben alle Gefühle des ſchrecklichſten Staunens und tiefſten Schmerzes, des grimmigſten Zornes und der Wuth,

der Verachtung und der blutigſten Rache erwachen und aufflammen ließ.

„Ihr wißt, mein junger gnädiger Herr,“ begann der getreue und über jeden Zweifel erhabene alte Mann, „oder Ihr wißt es vielleicht auch nicht, daß meine Tochter an den Leibdiener Eures Bruders verheirathet und zugleich im Schloſſe auf Philippsburg als Silberſchließerin angeſtellt iſt. Sie lebt mit ihrem ränkevollen und heimtückiſchen Manne in ziemlich unglücklicher, wenigſtens gleichgültiger Ehe, iſt aber ſelber eine brave Frau, erzieht ihre beiden Knaben in Gottesfurcht und Ehren, und hat mir, ihrem alten grauen Vater, ſtets die kindlichſte Liebe bewahrt.“

„Weiter!“ preßte es Kurt aus ſeiner beängſtigten Bruſt hervor.

„Ich flehe Euch an, edler Herr,“ ſprach der Alte weiter, „Euch ſo viele Ruhe, als möglich, zu gewinnen, und Euch mit aller erdenklichen Faſſung zu waffnen, denn Ihr werdet ſie ſehr nöthig haben! — Stets hat mir meine Tochter das höchſte Vertrauen bezeigt, und ſo vermochte ſie denn auch endlich bei unſerer letzten Anweſenheit auf der Philippsburg nicht länger, mir einen ſchändlichen Betrug zu verbergen, der Euch geſpielt worden iſt, denn, ſagte ſie, obgleich ſie auch nicht den geringſten Theil an dieſem Betruge genommen habe oder habe nehmen können, ſo belaſte die Wiſſenſchaft deſſelben ihre Seele doch ſchon ſeit lange gar ſchwer, da ſie bis dahin keinen gehabt, dem ſie das fürchterliche Geheimniß anzuvertrauen gewagt habe: denn zu dem Schloßkaplan, durch den der Verrath an Euch

gleichsam geheiligt worden sei, könne sie unmöglich noch Vertrauen und Ehrfurcht hegen."

„Weiter! weiter!" rief der ungeduldige Jüngling in fürchterlicher Bewegung. „Du siehst mich auf der Folter und kommst doch so lansam zu Ende! Keine Mittheilung, welcher entsetzlichen Art sie auch immerhin sein möge, kann in ihrer Qual derjenigen Qual gleichkommen, welche ich augenblicklich in der Ungewißheit empfinde, worin Du mich noch immer läßest. Sprich! Mach' ein Ende! und das allerkürzeste.

Daniel folgte diesem Gebote und erzählte in der ihm möglichsten Kürze weiter:

„Schon einige Tage nach Eurer ersten Ankunft auf Philippsburg mit Eurer Braut von Prag spann sich dort der teufelische Verrath gegen Euch und das schändliche Verhältniß zwischen Eurem Bruder und Eurer Braut an. Ritter Wulf war sogleich beim ersten Anblicke des Fräulein Bertha zu derselben in brünstiger Liebe entbrannt. Er beschloß sogleich, deren Besitz um jeden Preis zu erwerben, und Ihr wißt ebenso gut als ich, daß er niemals dasjenige aufgiebt, was er einmal beschlossen und sich vorgenommen hat, und daß er überhaupt ein Mann ist der rasch, furchtlos und entschieden stets auf ein Ziel los geht, das er sich steckte. Diese zuversichtliche dreiste Art des Auftretens mochte dem Fräulein vielleicht insbesondere gefallen, auch mochte seine kräftigmännliche Gestalt sie auenehmend ansprechen, oder — was es nun auch gewesen: gewiß ist es, daß, nach der gewissenhaften Aussage meiner Anna, bereits drei Tage nach Eurer Anwesenheit auf dem Schlosse

Euer Bruder und das Fräulein ſich ſchon auf's Beſte verſtanden hatten, und daß, als Ihr bald darauf Eure zweite Prager Reiſe antratet, und während Eurer ſo ſehr verlängerten Abweſenheit vom Stammſchloſſe, Alles zwiſchen Wulf und dem Fräulein in letzte Richtigkeit gekommen, denn der Burgkaplan gab eines Abends in der Schloßkapelle die Hände Eures Bruders und Eurer Braut ganz in der Stille zuſammen, und niemand anders war bei der Trauung zugegen, als des Ritters Wulf Leibdiener, mein Schwiegerſohn, und deſſen Frau, meine Tochter Anna; letztere nur auf beſtimmten Befehl ihres rückſichtsloſen Mannes."

Kurt hörte dieſer Erzählung mit bald erbleichendem, bald roth erglühendem Antlitze zu, ſagte kein Sterbenswort, ſondern preßte nur die Zähne ſo feſt zuſammen, als wären ſie in einander genietet, und rollte die blitzeſprühenden Augen, die demnach anzuſehen waren wie ein paar Feuerräder; da der Alte aber eben hochaufathmend eine Pauſe in ſeiner Mittheilung machte, ſo winkte der Ritter ihm mit einer raſchen Handbewegung, ohne Säumen dieſelbe fortzuſetzen, und ſogleich gehorchte Daniel in folgender Weiſe:

„Als Ihr Eure bevorſtehende Ankunft nach einer leider ſo ſehr lange verzögerten Abweſenheit zu Prag nach der Philippsburg gemeldet hattet, war man auf dem Schloſſe allerdings in einer großen Verlegenheit und einigermaßen in der beunruhigendſten Sorge, allein Euer Bruder Wulf und ſeine jetzige gewiß genugſam liſtige Gemahlin erſannen bald einen Plan, von dem ſie ſich das Beſte verſprachen, und welcher denn

auch bis dahin genugsam vorgehalten hat, hinlänglich sein, Euch zu täuschen; allein endlich reißen einmal alle Schleier.

„Die junge Herrin ward plötzlich für todt ausgegeben; man sagte, sie sei am Schlage gestorben, und es ward ein mit Steinen beschwerter leerer Sarg auf's Feierlichste im Erbbegräbnisse als derjenige beigesetzt, welcher die sterblichen Ueberreste „Eurer Braut“ umschlösse. Auf der Burg wurde der angeblich Verstorbenen wegen große Trauer angelegt, und in dieser erschien Euch Euer Bruder ja auch nach Eurer zweiten Zurückkunft mit der Miene eines recht schwer Leidtragenden. Pater Ambrosius, welcher um den ganzen Betrug wußte und denselben nach besten geistlichen Kräften unterstützte, weil sein Säckel sich dabei ganz vortrefflich und sein Magen vielleicht noch vortrefflicher stand, las für die Seele der so plötzlich und unerwartet Abgeschiedenen eine Unzahl von Seelenmessen, und heulte und weinte dabei manchmal ganz natürlich, während Eure Braut, oder vielmehr Eure Schwägerin, die „Verstorbene“, in dem, wie ihr wißt, schon seit langen Jahren gänzlich unbewohnten rechten Flügel des Schlosses sich verborgen hielt, und dort eine Reihe der schönsten Zimmer bewohnend, fröhlich und guter Dinge lebte, sich nichts abgehen ließ, und allnächtlich von ihrem Gemahl Besuche so wie Tröstungen hinsichtlich ihrer Einsamkeit, zugleich auch die festen Versicherungen erhielt, daß es damit nicht lange dauern dürfte, da Ihr Euch in Eurem Kummer gewiß bald wieder auf den Weg machen und hoffentlich für immer das Schloß verlassen würdet.

„Man hatte dies gar nicht übel ausgerechnet und Eure Liebe zu der treulosen Braut, und Euren ungeheueren Kummer über deren Ableben nur allzurichtig in Anschlag gebracht. Ihr wußtet Euch wirklich über Euren Verlust nicht zu trösten, Ihr wißt es ja bis jetzt noch nicht; Ihr verließet, bald vom zehrendsten Grame zerfressen, Euren Stammsitz, und durchirrtet in aufrichtigster Verzweiflung bis zu dieser Stunde die Welt, Heilung umsonst, und den Tod vergebens in manchem Kriege suchend, unterdessen der Verräther und die Verrätherin Eurer vielleicht höhnen, in vollem Jubel leben, in jedem Freudengenusse schwelgen und von keinem Kummer, von keinem Grame wissen. O, wie entsetzlich und ungerecht muß es doch einmal in der Welt hergehen!“

Mit diesem etwas trivialen Ausruf schloß der Alte, indem er seine dürren Hände zusammenschlug und mit den trüben Augen gen Himmel blickte.

Wir haben es uns erlaubt bereits im Voraus anzudeuten, auf welche verschiedene Weise diese Eröffnung des alten Dieners auf den jungen Edlen ihre Einwirkung geübt, und welche Gefühle sich während derselben seiner Seele nach einander bemächtigten. Wir haben also darüber nun nichts mehr zu verlautbaren. Als indessen jetzt die schauderhafte Mittheilung Daniels beendigt, vielleicht auch nur in ihrer weitern Fortführung durch eine hastige Bewegung des Ritters verhindert worden war, welcher dieser nicht länger Herr zu sein fühlte, sagte Kurt mit unterdrücktem Grimme zu dem Alten:

„Sattle dein Roß auf das Eiligſte, reite ſo ſchnell Du es vermagſt und melde auf der Philippsburg auf's Glaubwürdigſte, daß ich hier im fremden Lande geſtorben ſei.“

Der Alte erſchrak zwar über dieſen plötzlichen und wunderbaren Befehl, er wollte auch wohl gegen denſelben Einwendungen oder Erinnerungen machen, wie er es ſich zu Zeiten wohl erlaubte und Kurt es in der Regel verzieh: allein ein Blick auf die gefurchte Stirn in das dunkelglühende Auge ſeines ſonſt ſo ſanften und gütigen Herrn, den er allzu genau kannte, ſagte ihm ſogleich, daß er hier nur zu gehorſamen habe; er ſäumte darum auch keinen Augenblick, dem empfangenen Gebote nachzukommen und trat ſofort ſeine Heimreiſe an, nachdem ihm ſein junger Gebieter mit ernſter Beſonnenheit zuvor erſt noch einige beſondere Aufträge und Befehle zugefertigt hatte. Dieſe beſtanden übrigens in nichts Anderm als darin, daß der Alte vier in der Burg befindlichen Knappen, welche ihm der Ritter mit Namen bezeichnete und auf die er ſich gänzlich verlaſſen konnte und rechnen durfte, es anvertrauen und ſammt dieſen in der letzten Mitternacht des eben begonnenen Monats heimlich und ohne Argwohn dafür ſorgen ſollte, daß er, Kurt, das Burgthor geöffnet und die Brücke heruntergelaſſen finde, weil er geſonnen ſei, die Philippsburg zu überrumpeln und einzunehmen, da er durchaus ſeine treuloſe Braut und ſeinen verrätheriſchen Bruder nach Verdienſt ſtrafen müſſe, wenn er irgend eine Beruhigung finden wolle, indem der Durſt nach Rache ihn ſonſt verzehre. In jener bezeichneten

Nacht werde er dann in Begleitung einer gehörigen Anzahl bewaffneter Bauern seines Stammbesitzes, welche ihm alle, wie er wisse, mit Leib und Leben zugethan, zur Stelle sein, um ein fürchterliches Gericht über die Schuldigen zu halten. Zuletzt empfahl er dem Alten noch einmal Verschwiegenheit und Vorsicht.

II.

Der unbrüderliche Wulf und seine verworfene, wenn auch so schöne Gattin, lebten, derweile der unglückliche Kurt seinen tiefen Herzensgram durch fremde Länder schleppen mußte, ohne sich von demselben befreien zu können, auf der Philippsburg in lauter Lust und Freude und machten sich keinen Kummer des bedauernswerthen Bruders wegen; keine schauerliche Mahnung regte sich in ihnen, sie fühlten nichts von Gewissensbissen und unterredeten sich nur dann und wann in einiger Sorge, wenn auch sonst in aller Ruhe darüber, was anzufangen sein dürfte, wenn Kurt endlich einmal doch auf den unglücklichen Einfall kommen sollte, zurückzukehren auf seine Stammburg. Das allein gab ihnen unterweilen einiges ernstes Bedenken. Bald jedoch setzten sie sich auch über diese Furcht wieder hinweg, obgleich sie noch für jenen Fall kein Gegenmittel gefunden, und trösteten sich in der Regel mit dem untauglichsten Gemeinplatz, den es nur in der Welt geben kann, nämlich mit dem verwerflichen Sprichworte: „Kommt Zeit, kommt Rath!“ Als daher nun der

alte Daniel mit der überraschenden Nachricht auf dem Schlosse anlangte, daß sein junger Gebieter im fernen Frankreich seinen plötzlichen Tod gefunden habe, da waren die Beiden, Sünder und Sünderin, weit entfernt davon, sich über diese Kunde zu betrüben, sondern Gegentheils in ihrem innersten Herzen sehr erfreut über diesen Trauerfall, denn er befreite sie ja mit einem Male von einer jeden unbequemen Sorge, von einer jeden beängstigenden Furcht, und ließ sie nun vollkommen frei athmen. Ihr Aeußeres mußte freilich des leidigen Anstands halber ein anderes Gepräge zeigen und Betrübniß und Trauer heucheln, allein das durfte ja nicht von gar langer Dauer sein und war ja dann endlich auch die letzte Unbequemlichkeit, welche ihnen der Bruder machte, der, ihrer Meinung nach, nun am besten aufgehoben sei.

Daniel durchschaute diese verächtliche Heuchelei gar wohl, und er hätte blutige Thränen darüber weinen mögen, daß Alles gerade so stand, wie es eben der Fall war; er sah auch mit Angst und Zagen, ja mit Schaudern und Graus in die nahe Zukunft, die sich nun bald, vielleicht gar blutig und morddustend, aufrollen sollte, meinte aber dennoch kein Bedenken tragen zu dürfen, die Befehle des jungen Ritters auf's Genaueste zu erfüllen. Er zog demnach die vier Knappen unverzüglich in das Geheimniß, indem er sie mit Kurt's Willen bekannt machte, und die Getreuen ließen sich auch sogleich bereit finden, dem jungen Ritter zu gehorchen und nach seinem Befehle zu handeln.

So erschien endlich mit den schwindenden Tagen

die letzte Nacht des laufenden Monats September, welche eine Nacht des Trübsals für das sündige Ehepaar werden sollte auf der Philippsburg, und der alte Daniel schaute von den Mauern der Burg in tiefer Betrachtung und mit gefalteten Händen dem Scheiden der Sonne nach und seufzte hoch auf, als sie den Horizont verließ und sich mit ihrem goldenen Lockenhaupte in das ewige Meer tauchte.

„Da geht sie hin," sagte er vor sich leise und unbehorcht, „da geht sie hin, auszuruhen von ihrer strahlenden Wanderung, und unbekümmert um Menschenwohl und Wehe, und läßt uns zurück in Noth, Zweifel und Nacht! Sie freilich wird morgen gewiß ihre flammende Umfahrt wieder beginnen, und sie mag es wissen und sich darauf freuen; allein wie Viele von uns deckt nicht muthmaßlich morgen ein ewiges Dunkel! Für wie Viele wird morgen diese glühende Umfahrt eine verlorene sein!"

In solchen Gedanken verließ der alte Getreue die Burgmauern und stieg sinnend wieder in den Schloßhof hinunter, um am abgelegenen Orte mit den vier Knappen für diesmal eine letzte Unterredung zu halten über des jungen Herrn Plan, dessen Geheimniß nicht sicherer verwahrt sein konnte, als in der Brust und in der klugen Vorsicht dieser fünf Wackern. —

Es mochte vielleicht noch keine Stunde vergangen sein, seitdem der edle Burgherr und die jetzt ganz und gar beruhigte Burgfrau sich zu Bette gelegt hatten; eben genossen sie nur erst des frischesten und darum so köstlichen Schlummers, und zwar so sanft und ruhig,

als hätten sie nun und nimmer ein Wässerchen getrübt, als wären sie frei von jeder Schuld und ächte Kinder der reinsten Tugend. Plötzlich jedoch wurden sie von einem verworrenen Getümmel, von lautem Geschrei und dumpfem Geheul gestört in ihren Träumen und geweckt aus dem ersten Schlafe. Schildgeklirr und Schwerdtgerassel machte sie völlig wach, und das schnelle Näherkommen dieses räthselhaften, jeden Augenblick sich verstärkenden Tumultes ermunterte sie zur That. Beide sprangen bestürzt vom Lager auf und riefen, so laut sie es vermochten, nach Dienern und Dienerinnen; Wulf aber ergriff sein Schwerdt mit nerviger Faust, und eilte zu gleicher Zeit der Thür seines Schlafzimmers zu, um selber nachzusehen, was es um Mitternacht draußen gäbe.

Allein die Burg war schon in den Händen Kurt's; jeder Widerstand, der sich auch nur sehr schwach gezeigt, da man den jungen Ritter erkannt hatte, war bereits zurückgeworfen, war besiegt, und als Wulf noch kaum die Thür seines Zimmers erreicht haben mochte, sprang diese schon, von Außen mit kräftigen Tritten gesprengt, auf und herein stürzte eine Menge Bewaffneter, welche sich sogleich auf Ritter Wulf warf, ihm sein breites und gewichtiges Schwerdt entrang, ihn band und sofort in ein für ihn schon zum Voraus bestimmtes Gefängniß schleppte, wo er einem alten rothhaarigen Kerkerknecht vom verdächtigsten Aussehen überlassen blieb, der ihn nicht anders als jeden Andern in seine scheußliche Hut nahm.

Alles dieses war Sache einiger weniger Augen-

blicke, nach welchen Alles als abgemacht erſchien. Mit der laut ſchreienden, jammernden und endlich ſich wie raſend geberdenden Burgfrau wurden ebenfalls nicht mehr Umſtände gemacht, als mit ihrem Gemahl: auch auch ſie wurde rückſichtslos gebunden und in einen Kerker gebracht, der für ſie nicht weniger im Voraus erſehen war, was die liebe Dame natürlich ebenſo unhöflich als unbequem und endlich ſehr langweilig fand.

Auf eine ſolche Weiſe war dann der Rachеplan des bis in die tiefſte Tiefe ſeiner Seele ſo grauſam verletzten jungen Edlen aufs Beſte und Glücklichſte gelungen, ſo weit er ſich ihn ausgeſonnen, und in der erſten glühenden Aufwallung des Gefühles ſeiner befriedigten Rache empfand er wirklich eine gewiſſe innere Beruhigung, welche ſich aber nur während weniger kurzen Tage von Dauer zeigte, denn ſchon nach Verlauf dieſer kehrten ſeine alten, gar nicht zurückzuweiſenden Herzensqualen, ſeine peinlichen Beunruhigungen wieder zurück, und auch er mußte die traurige, allein darum nicht weniger wahre und vor ihm ſchon von Vielen erprobte Schmerzenserfahrung machen, daß die Rache nur eine armſelige und täuſchende Tröſterin genannt werden darf für ein angethanes blutiges Herzeleid. Ueberdies vermochte er, wie lange er bei ſich auch hin und her ſann und überlegte, und hier und dort endlich den Ausſchlag ſeiner Abwägung zu finden hoffte, doch nicht mit ſich ſelber zu einer vereinbarlichen Entſchließung zu kommen, was er nun eigentlich weiter beginnen ſollte mit den Schuldigen, denen er einzig und allein es zuzuſchreiben hatte, daß er ſich ganz in

seinem innersten Wesen so gar zerrüttet und umgewandelt fand. Er konnte nun und nimmer mit sich selber darüber aufs Reine kommen, ob er sein Strafgericht, zu welchem er sich nach göttlichem und menschlichem Rechte berufen fühlte, noch weiter fortsetzen, ob er die Gefangenen ewig im verdienten Kerker belassen, oder ob er sie aus Gnade nur mit Schimpf und Schande von der Philippsburg jagen und aller Welt ihre abscheuliche Freveltat mit allen Umständen bekannt machen sollte. Diese Zweifel seines Innern waren eine neue Seelenqual für ihn.

Während der junge Ritter indessen noch immer und immer wieder mit sich selber über Lösung dieser peinlichen Zweifel zu Rathe ging, erhielt er in einer Morgenfrühe, da er noch auf dem Bette lag, von einem hochbestürzten Diener die Kunde, daß sein Bruder Wulf im Schutze der Nacht, sammt dem rothhaarigen Gefangenwärter, dem er betraut gewesen, und sammt seinem listigen Leibdiener, Anna's Mann, durch einen geheimen Gang der Burg entflohen sei, zu welchem also noch durchaus ein anderer Schlüssel vorhanden und in seines Bruders Händen gewesen sein mußte, als der, welcher Kurt selber besaß.

Der junge Ritter hörte die überraschende Botschaft des Dieners mit verfinstertem Ernste an, und ertheilte sogleich die ihm in dieser Angelegenheit als nothwendig erscheinenden Anweisungen: allein im Geheimen mußte er es sich gestehen, daß ihm Wulf's Flucht im Grunde gar nicht so ganz ungelegen gekommen, da sie ihn auf ein Mal von aller Sorge befreite, welche ihm der

Zweifel gemacht hatte, was er mit demſelben anfangen ſollte, der doch immer und ewig und trotz ſeines geübten abſcheulichen Verrathes, ſein Bruder blieb, wenn er auch niemals ihm verzeihen zu können meinte, was er verbrochen. Mochte er Alles noch einmal hin und her ventiliren, ſo mußte er ſich doch ſtets zuletzt geſtehen, daß dieſe Flucht ihm aus aller weitern Beunruhigung geholfen habe, und daß er dem Zufall, der Schlauheit ſeines Bruders, dem Verrathe des Rothhaarigen und der Liſt des Leibdieners einen großen Dank ſchuldig geworden ſei.

Mit Bertha gedachte er ſchon leichtern Herzens fertig werden zu können, als mit dem Sohne ſeiner Mutter, obgleich er ſich darin ſehr irren mochte. Das Schickſal dieſes Weibes hatte er bald bei ſich beſtimmt, und beſchloſſen, dieſelbe nach einer längeren Strafhaft, unter bewaffneter Begleitung einiger Getreuen, wieder nach Prag zu ihrer alten drachenartigen Verwandten zurück zu ſchicken, wo ſie es muthmaßlich in Zukunft auch nicht viel beſſer haben werde, als im Gefängniſſe auf der Philippsburg. In ſeiner angeborenen Großmuth nahm er es ſich aber auch zu gleicher Zeit vor, für die Treuloſe an den verwandtſchaftlichen Drachen ein gewiſſes Jährliches nach Prag zu zahlen, damit jene es denn doch nicht all zu ſchlecht künftig habe.

Was wir nun auch immer ſagen und dagegen einzuwenden haben mögen, ſo bleibt der alte Spruch doch immer unumſtößlich, welcher beſagt: „Der Menſch denkt, Gott lenkt!“ und ſo ſollte ſich derſelbe auch hier be-

währen, und so sollte auch hier Alles anders kommen, als es sich Kurt ausgesonnen und vorgestellt hatte.

Ob Kurt seinen Bruder ganz und gar mit allen Hoffnungen auf eine verbessernde Zukunft zerfallen glaubte, ob er ihn zur thatverschmähenden Reue und Buße gebracht zu haben meinte, oder ob er nur in übermüthiger Selbstvergessenheit des doch immer keineswegs zu mindachtenden Feindes nicht mehr gedachte — wir können es nicht sagen, wir vermögen nur hin zu stellen, daß der junge Edle nie und nirgendswo Furcht verrieth, wenn er auch für die Sicherheit der Burg stets mit aller Umsicht wachte und sorgsam darauf Acht gab, daß niemand aus dem ihm angewiesenen Kreise seiner Pflicht auch nur um ein Haar wich, und die Eifrigen belobte, und die Nachlässigen schalt.

Der eisenkräftige Wulf aber, dessen Charakter wir schon skizzirt haben, welcher demnach einen unbeugsamen Willen und einen bis zur Verwegenheit — besonders in ungünstigen und verzweifelten Lagen — gesteigerten Muth besaß, war keineswegs gewilligt, sein widerwärtiges Schicksal in verzichtender Geduld, leidend und müssig zu ertragen, für immer dem Stammsitze seiner Altvordern den Rücken zu kehren, und arm und mittellos, kaum von einem gewöhnlichen Bettler unterschieden, die Welt zu durchirren; im Gegentheil dachte er an nichts anderes, als wie und auf welche Weise er sich die schöne Philippsburg wiedergewinne, machte zu dem Ende auch alle mögliche Anstrengungen und spart[illegible] nichts, was ihn diesem Ziele näher bringen konnte. Wirklich gelang es ihm auch, trotz seines Man-

gels an hinlänglichen materiellen Mitteln, in Kurzem, unter großen Versprechungen und der lockenden Aussicht auf eine goldene Zukunft, einen nicht unbedeutenden Haufen fremder, erst eben aus nun überflüssig gewordenen Kriegsdiensten des Auslandes entlassenen Reisigen anzuwerben und an sein Interesse zu knüpfen. Mit diesem, unter welchem sich mancher verwegene Teufelskerl befand, der sich mit dem Tode schon zehnmal herumgeschlagen, allein noch niemals von ihm besiegt worden war, rückte er jetzt vor die Philippsburg, um sie, wo möglich, durch einen Handstreich zu gewinnen und seine saubere Gemahlin zu befreien. Im Grunde verachtete er die Kriegsfähigkeiten seines Bruders sehr und zweifelte darum um so weniger, daß ihm sein Vorhaben nicht allzu schwer gelingen werde. Er fand jedoch die Burgbesatzung zu seinem großen Erstaunen auf ihrer Hut, wach und zu jedem Widerstande gerüstet, woher ihm denn auch eine im nächtlichen Schleier gehüllte und schlau genug versuchte Ueberrumpelung durchaus nicht so gut gelang, wie sie seinem Bruder gelungen war, sondern zu seinem großen Verdrusse vollständig vereitelt ward.

Kluge Geduld, das berechnende Erwarten der günstigsten Umstände, war niemals die Sache Wulf's gewesen; Gegentheils konnte ihm niemals, wenn er erst einmal einen Vorsatz gefaßt hatte, irgend etwas rasch genug gehen, was ihn, seiner Meinung nach, zum Ziele zu führen im Stande war. Er beschloß daher, ohne Zögern und sogleich nach jenem unglücklich ausgeschlagenen Ueberrumpelungsversuche, die, wie er

vermuthete, doch keineswegs ſtark beſetzte Burg mit ſtürmender Hand zu nehmen, und gab dazu augenblicklich die nöthigen Befehle, worauf denn auch der Sturm mit großer Wuth ohne Weiteres begann.

Allein die Vertheidiger des feſten Platzes, viel zahlreicher, als ſie ſich Wulf in ſeinem ungefähren Ueberſchlage gedacht hatte, ließen ſich durch dieſen ungeſtümen Angriff der Belagerer auf denſelben weder einſchüchtern, noch verwirren, ſondern ſchlugen ihn tapfern Armes und muthigen Herzens glücklich zurück, und Mancher der tollkühnen und zuverſichtlichen Angreifer mußte auch dieſen verunglückten Verſuch auf die Bezwingung des Platzes mit ſeinem Blute, ja mit ſeinem Leben bezahlen, worauf man diesmal wieder von ſolchem Vornehmen abzuſtehen ſich gezwungen ſah, obgleich Wulf über das Mißlingen des Sturmes wie ein verwundeter Eber ſich gebehrdete und raſete und tollte.

Die Zurückgeſchlagenen hatten wirklich alles Menſchen Mögliche gethan, um ſich und ihrem Herrn den Sieg zu gewinnen, und nur an der Ueberzahl der Vertheidiger des Platzes und an deren beiſpielloſer Tapferkeit waren alle ihre Anſtrengungen geſcheitert; dennoch aber gönnte der ungeduldige Wulf kaum bis zum Abende des folgenden Tages ſeinen reiſigen Mannen eine kurze, jedoch ihnen ſo nothwendige Ruhe. Als die Sonne eben noch nicht einmal völlig vom Horizonte verſchwunden, ertheilte er ſchon wieder zum Stürmen den Befehl, und feuerte während deſſelben unabläſſig die Seinigen an, nicht zu ermüden in ihrer blutigen

Arbeit, sondern diesmal um jeden Preis den Platz zu nehmen, wobei er ihnen goldene Berge versprach, im Falle sie nicht ablassen wollten, bis der Sieg ihnen gelungen sei.

Indessen auch diesmal gelang den Angreifenden der Sieg nicht. An der Festigkeit der Burgmauern und an dem besonnenen Heldenmuthe ihrer tapfern Vertheidiger scheiterte auch diesmal die rasende Wuth Wulf's und seiner Mannen, und sie mußten endlich nach langen, allein stets vergeblichen Anstrengungen wiederum ablassen vom Sturme, gänzlich ermattet vom Kampfe und mit so recht eigentlich gebrochenem Muthe, wie einen solchen mehrfache fruchtlose Versuche manchmal wohl zurückzulassen pflegen.

Dies wurde der gleich seinem Bruder kriegsverständige Kurt nicht sobald gewahr, als er auch sogleich nach einem für diesen Fall vorausberechneten und seinen Leuten im Voraus mitgetheilten Plane, nun seinerseits die Offensive zu ergreifen, entschlossen war. Unverzüglich zog er den größten Theil der Besatzung zusammen und an sich, setzte sich an die Spitze desselben und machte damit einen wüthenden Ausfall aus der Burg, indem er sich, von seinen tapfern Mannen gefolgt, mit dem verwegensten Muthe und unter einem erschrecklichen Kriegsgeschrei auf die ermüdeten, bestürzten, eines solchen Angriffs gär nicht gewärtigen und darum sehr zerstreuten Feinde stürzte, unter denen die Schwerdter, Piken und Sensen der Philippsburger ein wahrhaft entsetzliches Blutbad anrichteten und die nur schwach Widerstehenden nach kurzem Kampfe in die Flucht

trieben. Aber noch weithin über das Blachfeld verfolgte die Fliehenden Kurt, und noch Mancher derselben mußte an diesem Abende sein blutiges Todesloos ziehen. Endlich brach das Dunkel der Nacht ein und hinderte ihn an jeder weitern Verfolgung. Er sah sich daher von der Nothwendigkeit wider seinen Willen veranlaßt, abzulassen und nach der Burg zurückzukehren, wo er als vollkommener Sieger wieder einzog und von allgemeinem Jubel empfangen ward.

Als am andern Frühmorgen die goldene Sonne auf's Neue in ihrer Strahlenpracht über den wolkenlosen Horizont emporstieg, war von den hohen Burgmauern, ja selber von den himmelanstrebenden Wachtthürmen, so weit das Auge nur über die Ebene zu reichen vermochte, auch nicht ein einziger lebendiger Feind mehr zu schauen, allein eine um so größere Menge Leichen bedeckte ringsum das Gefilde und gewährte einen sehr bedauerlichen Anblick für jedes fühlende Herz, wenn sich die Philippsburger freilich auch Glück wünschen durften, durch ihres Ritters sowie durch ihre eigene Tapferkeit eine so große und augenscheinliche Gefahr besiegt zu haben.

Kurt stand lange in wehmüthiger Betrachtung das Leichenfeld überblickend; allein was in diesem Augenblick sein eben so großes als gutes Herz empfinden mochte, so blieb seine Lippe doch eben so lange stumm, bis er endlich Befehl ertheilte, alle nöthigen Anstalten zu treffen, um die Gefallenen zu bestatten. Er ging demnächst selber mit hinaus auf das Feld, um in eigener Person an Ort und Stelle alles diese Bestattung

Betreffende anzuordnen, und durchwanderte die Ebene, mit klopfendem Herzen faſt eine jede Leiche einzeln anſchauend. Da plötzlich gewahrte er unter den Erſchlagenen auch ſeinen Bruder! Und er faltete die Hände und ſchlug den Blick gen Himmel, und wie tief ihn im Leben der Todte gekränkt und verletzt haben mochte, ſo vermochte er beim Anblicke der mit Blut überſtrömten Leiche Wulf's ſich doch der Thräne nicht zu erwehren, welche langſam über ſeine Wange niederrann, und ein unbeſchreibliches Weh zuckte durch ſeine Bruſt, und ein tiefer Seufzer, der faſt wie Grabesſtöhnen klang, rang ſich aus derſelben hervor, und lange verſagte ihm die Rede, und als er ſich wieder nothdürftig geſammelt hatte und nun von ihm Alles, auch das Begräbniß ſeines Bruders angeordnet worden war, auf deſſen Todtenhügel er ein Kreuz zu errichten befahl, da ging er allein, ſtumm und in ſich gekehrt, nach der Philippsburg zurück und verſchloß ſich für den ganzen Tag in ſein einſames Kämmerlein, und weinte dort im Stillen noch viel, und betete brünſtig und lange für die Seele ſeines gefallenen Bruders; denn mit deſſen Tode war in Kurt's Herzen auch aller Haß und aller Groll gegen Wulf erloſchen. Auch der gefangenen Bertha gedachte er nun mit milderer Geſinnung, wenn auch unter namenloſem Schmerz, und er beſchloß bei ſich, ſie nicht länger im Kerker ſchmachten zu laſſen trotz ihrer ungeheuren Schuld, ſondern ſie andern Tages unverzüglich zu befreien und in Begleitung zweier ſeiner Leute nach Prag zu ſenden, ihr auch ein namhaftes Jahrgeld, das Dreifache deſſen, was er für

an ihn, hinsichtlich des Zustandes seines Herrn, gerichtete Fragen aber stumm und kopfschüttelnd von sich wies, im Auge Thränen.

Nur allein seiner Tochter Anna, welche während der blutigen Katastrophe, die dem letzten Sturme auf die Burg folgte und die wir eben erzählt haben, zur Wittwe geworden war, und deren Knaben den Vater verloren hatten, nur ihr sagte der Alte mit fast versagender Stimme:

„Unser guter Herr leidet unaussprech[illegible] viel! Der Himmel weiß, wohinaus das noch endlich will und soll! Bald vielleicht wird er uns gar auf immer verlassen und wir werden den guten Ritter niemals wiedersehen."

„Ihr erschreckt mich grausam, Vater," sagte die Tochter erblassend. „Das wäre ja sehr traurig, wenn wir den lieben Herrn auf ewig missen sollten. Wer würde dann in Zukunft hier regieren?"

„Ach, Anna, wenn der Ritter bei seinem Sinne verharrt und uns verläßt so wird es hier nichts weiter zu regieren geben, und ich fürchte sehr, daß er sein Vorhaben zur Ausführung bringt, denn vergebens habe ich ihn schon hundert Mal beschworen, davon abzustehen; vergebens habe ich auf den Knieen in meinem Jammer ihn angefleht, seinen Entschluß zu ändern! Es hat mir Alles bis dahin nichts geholfen, und ich fürchte sehr, daß mir auch ferner alle Vorstellungen, alles Bitten und Flehen eben so wenig etwas helfen wird. Der zerstörendste Grimm hält ihn gänzlich unterjocht, und er meint in seinem frommen Glauben, der

Tod seines Bruders und seiner ehemaligen Braut bedürfe einer großen Sühne. — Bete in Deiner stillen Kammer zu der Barmherzigkeit Gottes, daß er mich würdige, unsern Herrn bei uns zurückzuhalten auf der Burg seiner Väter, die sonst bis auf den Namen vergessen sein wird!“ —

Wir glauben von Herzen gerne, daß die brave Tochter nach dem wohlgemeinten Rathe ihres Vaters nicht ermangelt haben wird, recht eifrig für die Erfüllung seines innigsten Wunsches zu Gott zu beten; allein leider finden nicht immer alle frommen Gebete Erhörung.

Nach einer mehrwöchigen freiwilligen Absperrung seiner Person, erschien Kurt eines Morgens wieder unter den Seinen, die ihn so lange schmerzlich vermißt hatten. Allein kaum war er wieder zu erkennen, der Arme, vor der Zeit zum hinschwindenden Greise geworden! Die Haltung seiner einst so hohen und edlen Gestalt war gebückt und zusammengesunken; seine Wangen waren eingefallen und von Todesblässe bedeckt; sein vordem so volles und braunes Haar zeigte sich dünne und vollständig ergraut; seine Augen lagen tief und glanzlos in ihren Höhlen; sein Gang war langsam, matt und unsicher; er mußte sich außerordentlich schwach und hinfällig fühlen, denn unterweilen stützte er sich in sichtbarer Nothwendigkeit auf den treuen Daniel. Wirklich bot er einen Anblick zum Erbarmen dar. Im Uebrigen erschien er wo möglich fast noch milder und gütiger, als er nur jemals gewesen war, und seine von Natur ganz besonders me-

lodiſche Stimme klang bis zur Rührung ſanft, wenn in allen ſeinen Anordnungen, welche er eben traf, ſich auch eine feſte und unwandelbare Beſtimmtheit kund gab.

Zuerſt verſchenkte er alle ſeine bewegliche Habe, welchen Namen ſie auch hatte, in Gemäßheit eines von ihm ſelber auf Pergament aufgezeichneten Dokuments, und nach einer zweckmäßigen und genauen, je nach den Umſtänden des Einzelnen ſich richtenden Vertheilung, an ſeine ſämmtlichen Leute auf der Philippsburg, indeſſen blieben auch viele andere ſeiner Unterthanen nicht ausgeſchloſſen, und als dies geſchehen und alles Deſſallſige in ſichere Ordnung gebracht worden, befahl er zum Erſtaunen, zum Schrecken Aller, die es hörten, unverzüglich die Burg zu ſchleifen und der Erde gleich zu machen.

Da Viele, vielleicht durch den ängſtlichen Mittheilungsdrang der guten Anna, davon gehört haben mußten, daß Daniel ſich lange auf's Aeußerſte bemüht, den Ritter von einem unſeligen Vorhaben abzuhalten, alle Vorſtellungen und Bitten aber unzureichend geweſen ſeien, ſo wagte es nun Keiner mehr, auch nur mit einem einzigen Worte dem fürchterlichen Gebote bittend entgegen zu treten, um das traurige Schickſal von der geliebten Burg abzuwenden, und da Alles, wenn auch mit tiefer Wehmuth und hie und da mit Thränen der Erbitterung, Hand an's Werk legen mußte, Kurt auch die Arbeiter ſtets zur möglichſten Eile trieb, ſo dauerte es nicht allzu lange mit dieſer Demolirung, und bald ſah man von der einſt ſo ſchön und ſtolz emporragenden Burg, von ihrem reichen und

prächtigen Schloſſe oberhalb der Erde auch nicht die geringſte Spur mehr.

Jetzt ließ der Ritter eines Tages in der Frühe den alten Daniel und jene vier Knappen zu ſich kommen, welche ſich ihm zu aller Zeit ſo beſonders treu, anhänglich und gehorſam bewieſen hatten, und gab einem Jeden von ihnen ein Pergament in die Hände, wie er andeutete, zum Lohne für ihre bethätigten redlichen Geſinnungen gegen ihn. Nach dieſen Pergamenten hatte er ſich nun auch aller ſeiner unbeweglichen Güter gänzlich begeben und ſeinen angeerbten, die Burg in nächſter Nähe umgebenden Land-Beſitz in fünf Theile getheilt, von denen dem alten Daniel und den vier vielgetreuen Knappen Jedem ein Fünftel für ewige Zeiten als unabſtreitbares Eigenthum in beſter Form zugewendet ward.

Dies ſind die fünf Höfe, welche noch heutigen Tages im Sundewitt um den Hügel herum liegen, worauf vereinſt, der Sage nach, die Philippsburg geſtanden.

Seine übrigen unbeweglichen Beſitzthümer, deren er noch viele beſaß, verſchenkte Kurt an milde Stifter und Klöſter, ſelbſt auch an ſehr entfernte, und behielt auf dieſe Weiſe endlich von allem ſeinen großen Reichthume nichts mehr übrig, als Armuth und einen Wanderſtab.

Plötzlich an einem Morgen war der Ritter zum großen Schrecken aller Seinen verſchwunden; Keiner wußte wohin, ſelbſt Daniel nicht. Einige wollten ihn am ſpäten Abende im Pilgergewande haben ſcheiden

ſchen von der Stätte, wo ſeine Väter ſeit Jahrhunderten in Glanz und Pracht gelebt; doch Niemand hätte die Sache beſchwören mögen. Alle jedoch trauerten noch lange Zeit tief im Herzen um den Verluſt des guten Herrn. —

Niemals hörte man wieder etwas vom Ritter Kurt; man vermuthete nur, mit Grund oder Ungrund, daß er nach dem heiligen Grabe gewandert ſei und dort ſein Leben in einem Kloſter beſchloſſen habe, denn eben ein ſolches Kloſter zu Jeruſalem hatte er in ſeinen letzten Verfügungen auf's Reichſte bedacht.

Adolph IV., Graf zu Holstein.

Was rauschet durch die Haide
Bornhöv'des für eine Mähr,
Zu Herzens Lust und Freude
Aus grauer Zeit daher? —

Der Holsten Adolph, muthig
Schlug er der Dänen Macht,
Bis spät zum Abend blutig
In einer Siegesschlacht.

Es war die Schlacht geschlagen,
Der Feind entfloh voll Graus;
Nur, die gefallen lagen,
Sie hielten ehrlich aus.

Und auf des Schlachtfelds Syrte
Allein, in Noth und Fahr,
Zu Fuß, im Dunkel irrte
Der König Waldemar.

Kein Pfad will ihm sich weisen,
Da sprengt ein Reitersmann,
Gehüllt in graues Eisen,
Den Dänenkönig an.

„Halt, Halt!“ ruft der. „Halt inne!
Weil ich der König bin.
Und bring', Dir zum Gewinne,
Nach Kiel mich eilig hin.“

Der Graue ſinnt ein wenig;
Dann winkt er ſtumm: „ſitz' auf!“
Hui! ſaß auch auf der König;
Fort ging's im raſchen Lauf.

Fort ging es, immer weiter,
Fort, durch die Haide fort.
Der König ſpricht zum Reiter;
Der Reiter ſpricht kein Wort.

Und als es nun wird tagen,
Da hat das brave Roß
Auch Beide ſchon getragen
Bis auf das Kieler Schloß.

Da ſpringt auf beide Füße
Zur Erde Waldemar
Und ſpricht: „wohlan, erſchließe
Denn jetzt Dein Lippenpaar!“

„Jetzt ſag' mir, was zum Lohn,
Mag wünſchenswerth Dir ſein,
Und iſt's nicht meine Krone,
So ſchwör' ich, es ſei Dein.

„Du ſollſt zu allen Tagen
Noch ſagen, daß Dein Roß
Mich nicht umſonſt getragen
Bis auf das Kieler Schloß.

„Du ſollſt mir Zeugniß geben
Von einer Großmuth, wie
Graf Adolph ſie im Leben
Gewiß noch übte nie.“

Da ſchließet auf der Ritter
Die ſtummen Lippen nicht,
Jedoch des Helmes Gitter
Und — zeigt ſein Angeſicht.

Dann ſich zum Gruß verneigend
Mit einem Siegerblick,
Wend't er ſein Schlachtroß ſchweigend
Und ſprengt des Wegs zurück. —

Getroffen wie vom Wetter
Der König aber ſtand:
Er hatt' in ſeinem Retter
Den Grafen ſelbſt erkannt.

Die Sage von dem heldenmüthigen Offa und der schönen Hygd.

In dem reich gesegneten Lande der Angler, das man, wie sein Schwesterland Schwansen, den Fruchtgarten des Herzogthums Schleswig mit bestem Fug nennen dürfte, an dem entzückenden Ufer der fischreichen Schlei, wo im Mondenscheine Hunderte der theils erschrecklichsten, theils rührendsten Sagen spazieren gehen: in dem reich gesegneten Lande der Angler herrschte zu einer Zeit, wo bei uns Völkern des dem Süden ziemlich unbekannten oder gleichgültigen Nordens, das Christenthum sich noch hatte keine Bahn zu brechen vermocht, im fünften Jahrhundert, wie uns sagenhaft überliefert worden ist, ein in der Zeit seiner Jugend stark und mächtig gewesener Fürst, Namens Wermud.

Mochte indessen der endlich alt und kümmerlich gewordene Herr immerhin noch so klug, verständig und weise sein, so machte er doch zuletzt die Erfahrung vieler Andern auch gerade nicht dumm zu scheltenden Leute, daß die Weisheit wenigstens durchaus nicht das Glück bis an's Ende des Lebens bedinge. Der „weise" Fürst Warmud war nämlich zuletzt den Gesetzen der

Natur nach, die noch älter ſind als die des Chriſtenthums, in die Jahre gekommen, von denen es häufig mit Recht heißt: „ſie gefallen mir nicht!“ Er war alt geworden, und hatte ſich allzu ſpät vermählt. Er war aber auch vor Alter nun blind geworden, und beſaß nur einen einzigen Sohn im beginnenden Jünglingsalter, und derſelbe war ſtumm und gelähmt an allen Gliedern, und, gekrümmten Rückgrats, eine wahrhaft erbärmliche Erſcheinung. Und es ward dieſer unglückliche Fürſtenſohn von Keinem der wahrhaften Edlen des Landes angeſehen und geachtet, wie andere Fürſtenſöhne, ſondern geringſchätzt und verachtet, und der alte ergreiſte Vater mußte ſich wohl ſehr darüber betrüben, da er gar nichts daran zu ändern vermochte.

Eben zu derſelben Zeit aber, da der alte Warmud in Angeln regierte, herrſchte ein Fürſt über das Volk der Holſten, welcher, vielleicht aus einer gewiſſen Art von Langerweile, wie ſolche unglücklicherweiſe Fürſten manchmal empfinden ſollen, auf nichts Anderes ſann, als auf Fehde, Krieg und Eroberungen, obgleich er die Ausführung ſeiner damit verknüpften Pläne lediglich ſeinen Söhnen überließ, und ruhig auf ſeiner Hofburg beim Becher ſitzen blieb, während Jene und deren Mannen kämpfen mußten.

Dieſer wohlfeile fürſtliche Held, deſſen Gleichen auch die nicht fabelhafte, authentiſche Geſchichte eine Menge aufzuzählen weiß und naiv genug aufzählt, hatte eben auch vernommen, daß das Land der Angler unter ſeinem ergreiſten und blinden Herrſcher ſich ſo ziemlich im wehrloſen Zuſtande befinde, und nach einiger

Berechnung verschiedener Wahrscheinlichkeiten, betrachtete er in Kurzem Angeln, das ihm als sehr reizend und werthvoll geschildert worden war, als seine sichere und gewisse Beute, worauf er denn, dieser fürstlichen Betrachtung gemäß, auch unverzüglich Boten über die Eider an den alten Warmud sendete mit dem Auftrage, dem „Weisen" zu sagen, daß er ihm fortan Tribut zahlen und sich ihm unterwerfen müsse, widrigenfalls möge er sich mit seinem Sohne zum Kampfe stellen, und er, der Holstenfürst, werde seine beiden Söhne dann ebenfalls zu einem solchen schicken.

In finsterm Schweigen und ergriffen vom tiefsten Schmerze hörte der alte blinde Warmud diese hochfahrende Anmuthung des Holstenfürsten aus dem Munde von dessen Boten an, und große Heldenthränen rannen über seine gefurchten Wangen ihm in den Bart. Er fühlte mit unendlichem Grame seine gänzliche Ohnmacht, und er fühlte sie doppelt, da alle seine erschrockenen Mannen und Edlen bei Anhörung dieser frechen Botschaft schwiegen, und auch nicht einen einzigen Laut des Unwillens, des Zornes oder der Wuth von sich gaben. Er selber aber war ja kampfunfähig, alt und blind; er hatte keine Macht mehr gegen irgend einen Feind, und sein unglücklicher Sohn Offa war stumm, gelähmt an allen Gliedern, und vermochte nicht einmal sich gerade empor zu richten mit seinem gekrümmten Rückgrad!

Aber dieser vielgeprüfte Fürstensohn Offa befand sich unter den schweigenden Edlen des Landes eben auch in der Halle des weiten Schlosses, als die über-

müthigen Abgesandten des Holstenfürsten ihre Botschaft verkündeten, und als sie diese Verkündigung nun zu Ende gebracht hatten, und mit triumphirendem Hohn, eine Antwort erwartend dastanden, und ringsum eine Grabesstille herrschte, und nicht ein Einziger reden wollte: da erhob sich zum ungeheuersten Erstaunen Aller der zur vollkommenen Mißgestalt zusammengewachsene Jüngling mit einem Male, und erwachte aus einem lethargischen Schlummer, in welchem er viele Jahre gelegen, und dehnte plötzlich seine Glieder aus, daß man das widerstrebende Nachgeben ihrer Bänder deutlich zu vernehmen im Stande war, und aus seiner bisherigen Gelähmheit stand er mit einem Male als ein kräftiger Mann auf, und der gekrümmte Rücken richtete sich hoch empor, und Offa, der bis dahin stumm gewesen, fing nun an zu reden, laut wie der Donner, und seine bis dahin matten und blöden Augen waren auf ein Mal wie zwei feurige Kugeln anzusehen und strahlten in sonnigem Feuer, und damit blitzte er nun auf die unverschämten Boten des Holsten-Fürsten Unwillen und Zorn, und rasselte ihnen die Antwort zu:

„Macht, daß Ihr fortkommt, Ihr ungebührlichen Buben! Sagt aber Eurem eben so tückischen als übermüthigen Gebieter, daß Offa jederzeit bereit, den Kampf mit ihm aufzunehmen, daß Offa Mann genug sei, sein angeerbtes Reich tapfer zu vertheidigen gegen jeden Angriff, und daß er sich nur einstellen möge, um sein Heil zu versuchen. Wir werden uns über Ort und Zeit des Kampfes schon verständigen können!“

Die entsetzten Boten entfernten sich eilig und wußten, zu Hause angelangt, dem Holstenfürsten nicht genug Wunderbares zu erzählen, obwohl sie zum Lohne für ihre Erzählungen nur ausgelacht, verspottet und verhöhnt wurden.

Der blinde Warmud aber war gleichsam ganz außer sich gesetzt durch das unerhörte Wunder, das so eben mit seinem Sohne vorgegangen; er wußte nicht, was er sagen sollte, und saß auf seinem Fürstenstuhle wie festgebannt. Dann, einigermaßen wieder zu sich selber gekommen, hieß er in unbeschreiblicher Freude Offa nahe an sich herankommen und betastete ihn, da er ihn nicht sehen konnte, und als er nun alle dessen Glieder, Brust, Arme, Rücken- und Schenkel, lange und prüfend betastet hatte, da reckte er seinen welken Arm hoch empor gen Himmel und rief dankbar:

„Gelobt und gepriesen seien die ewigen Götter! Denn sie haben mir heute einen Sohn gegeben, der eben dasselbe geworden ist, was ich vereinst gewesen bin in den herrlichsten Jahren meiner Jugend!“ —

Jetzt sendete Offa Boten an den Fürsten des Volkes der Holsten, und mittelst dieser wurden zunächst die Vereinbarungen über den bevorstehenden Kampf getroffen, die Zeit desselben ward festgesetzt, und zum Platze seiner Ausfechtung erlies'te man eine kleine Insel in der Eider.

Diese Insel kann nach allem uns Ueberkommenen aller Wahrscheinlichkeit nach keine andere als diejenige gewesen sein, worauf jetzt die Altstadt von Rendsburg steht, von dem damals noch nicht existirenden Damme

vor dem Schleswiger Thore an, bis zu dem zu jener Zeit gleichfalls noch nicht existirenden Damme vor dem Holsteinischen Thore.

Offa ließ es sich nun vor Allem angelegen sein, ein tüchtiges Panzerhemd in seines Vaters wohlversehener Rüstkammer heraus zu finden. Er vermochte jedoch nicht damit zu Stande zu kommen, denn ein jedes Panzerhemd, das er sich anpassen ließ, barst im Augenblicke, wo er sich reckte oder auch nur hochauf athmete, selbst wenn es vom besten Stahle geflochten war. Darum mußte endlich der alte Vater sein eigenes bringen lassen, das er, als der Heldlichste seiner Zeit, in seiner kraftvollen Jugend getragen. Allein auch dieses fand sich nun für den jungen Recken Offa nach seiner Umgestaltung zu eng, wenn dessen Stahlglieder freilich auch durch des Jünglings Athmen und Gliederdehnen nicht gesprengt wurden. Man war deshalb genöthigt, das Hemd an der linken Seite, die durch den Schild geschützt ward, aufzutrennen und demnächst wieder mit den dicksten Riemen von der Haut eines Büffels von Neuem zusammen zu heften.

Jetzt bedurfte es aber auch noch eines tüchtigen Schwerdtes, und ein jedes, das man dem jungen Helden reichte, zerbrach wie ein dünnes Rohr, wenn er es schwang und einen Hieb damit führte. Kein einziges von allen ihm aus der Rüstkammer überbrachten wollte halten in der nervigen Faust Offa's. Da gebot der blinde Fürst, daß man sein eigenes Schwerdt herbeibringe, das vortrefflichste von allen Schwerdtern, welche es jemals gegeben haben mochte, das jedes

Mal, wann er es geschwungen, ihm den Sieg verschafft und mit Ruhm und Ehre ihn gekrönt hatte. Dies Schwerdt aber war von ihm, da er alt und blind geworden und die Götter ihm hatten einen schwächlichen und krüppelhaften Sohn geboren werden lassen, in einem aus Steinen gewölbten Hügel verborgen und niedergelegt, in der Absicht, daß Niemand dasselbe jemals schwingen solle, der weniger kräftig und tapfer sei als er.

Dies Heldenschwerdt ward jetzt ausgegraben und dem Offa überbracht. Es war sehr lang, breit und zweischneidig, außerdem aber ziemlich geroſtet und voller Scharten. Es war in hohem Maße schwer; Offa indessen schwang es mit Leichtigkeit über den Kopf und zersplitterte damit sogleich einen Pfahl von achtzehn Zoll bis auf sein letztes Ende.

Endlich brach der wichtige Tag, der den Kampf und mit ihm das Schicksal des Landes Angeln entscheiden sollte, an. Offa zog fröhlich aus zu dem blutigen Waffentanze. In seiner Begleitung befanden sich Angelns erste Edle, die jetzt wieder Muth geschöpft hatten, und eine Menge anderer Mannen, welche diesseits der Eider stehen blieben, als man das Ziel seiner Bestimmung erreichte. Die Holsten waren schon auf dem Platze, als die Angler ankamen, und erhuben ein lautes Geschrei, daß diese zu erwidern nicht versäumten. Allein, da Offa auf der Eider-Insel anlangte, sah er mit Ueberraschung sich plötzlich zweien Kämpfern, den beiden Söhnen des Holstenfürsten, gegenüber, und auf seine laut ausgesprochene

Rüge über ein solches Verfahren der Treulosigkeit, wurde ihm lachend entgegnet, sein Vater dürfe ja auch nur noch einen zweiten Sohn oder sich selber zum Kampfe stellen, so gleiche sich die Sache aus.

Da erglühte Offa im heftigsten Unwillen und rief: „Ihr wißt recht gut, daß mein Vater nur einen Sohn besitzt, und daß er alt und blind ist, unfähig zu kämpfen. Ein solches Verlangen verräth darum nur Eure Heimtücke und Hinterlist. Aber es soll mir nicht darauf ankommen, mit Euch beiden zu kämpfen, und ich werde auch wohl mit Euch beiden fertig werden. Heran denn ihr Verräther!“

Jetzt begann der grimmigste Kampf, indem die Söhne des Holstenfürsten sich vereint und zu gleicher Zeit, hocherbittert durch die eben gehörten Worte, auf den heldenmüthigen Offa warfen, welcher sie jedoch standhaft und mit unverzagter Seele empfing, und sich ihrer kräftig erwehrte.

Der alte König Warmud jedoch hatte sich auf eine Brücke führen lassen, welche mit einer viel kleinern Insel in der Eider in Verbindung stand, und welche die jetzige sogenannte „Bleiche“ der Altstadt Rendsburgs gewesen sein mag. Er war des Sinnes, falls Offa in diesem Kampfe fallen sollte, sich in die Fluthen der Eider zu stürzen, um wenigstens nicht den Verlust seines Sohnes, den Fall seiner Herrschaft und die Schmach seines gebeugten grauen Hauptes, wie den Siegesjubel seines Feindes erleben zu müssen.

Sorgen- und kummervoll stand der blinde Fürst, eine Ruine aus vergangener Zeit, da auf der Brücke,

und seine dünnen Silberlocken flatterten weithin, ein Spiel der rauschenden Winde.

Unterdessen währte der Kampf ununterbrochen fort. Allein Offa that im Anfange kaum mehr, als daß er sich vertheidigungsweise verhielt, sich mit seinem großen Schilde deckte, und die Hiebe seiner beiden wüthenden Feinde auffing; eigentlich aber erwartete er nur den Augenblick, wo sich ihm eine günstige Gelegenheit bieten werde, diesen Wüthenden, Einem nach dem Andern, den Todesstreich zu versetzen, denn auf diese Weise nur meinte er beide überwinden zu können.

Der blinde Fürst, der den bekannten Klang seines alten Heldenschwertes gar nicht vernahm, fing an im Herzen zu zagen, denn er zweifelte schon an seines Sohnes Geschicklichkeit, Kraft und Muth; er trat näher an den Rand der Brücke, jede Secunde bereit sich in die fluthenden Wogen der Eider zu werfen, wenn seine Feinde das Siegsgeschrei erheben würden.

Offa versuchte nun den ältern der wider ihn streitenden Brüder mit den empfindlichsten Worten des Spottes und Hohnes zu immer größerer Wuth aufzustacheln, und es gelang ihm auch, denselben endlich dahin zu bringen, daß er wie ein toller Stier auf ihn losstürzte. Offa jedoch wich diesem Angriffe aus, und eilig weiter und weiter zurück, und sein Gegner sprang hastiger ihm nach. Dadurch indessen hatte er sich von seinem Bruder getrennt, indem er weit vorausgekommen war. Diesen ersehnten Moment nahm der kluge Offa wahr, hielt im Weichen ein, stand plötzlich, wendete sich schnell um, erhub sein fürchterliches Schwert,

und ließ es dann so tüchtig rasselnd auf das Haupt seines Gegners niederfallen, daß er diesem Helm und Kopf auf einen einzigen Hieb spaltete.

Da trat der blinde Fürst wieder von dem Rande der Brücke zurück, denn er hatte mit seeliger Wollust das Klingen seines Schwertes vernommen, und er wußte, daß es nicht siegeslos geklungen, er schöpfte neue Hoffnung, vertraute wieder dem Muthe und der Kraft seines Sohnes, und glaubte an einen für Offa siegreichen Ausgang des Kampfes.

Nun wendete sich das Schwert Offa's gegen den jüngern Sohn des Holstenfürsten, und forderte ihn mit tief verletzender Rede auf, den schmählichen Tod seines Bruders nach Weise wackerer Helden zu rächen. Und toll und blind, jede Vorsicht außer Acht lassend, stürzte der so kränkend Herausgeforderte auf den verhaßten Feind, und zwischen Beiden entwickelte sich nun ein Kampf, von dem unser entnervtes und abgeschwächtes Jahrhundert kaum einen Begriff hat. Rasch wendete Offa die Klinge des zweischneidigen Schwertes in seiner Faust und schwang es wuchtig, und es rasselte auf das Haupt des zweiten Feindes, wie auf das des ersten nieder, und es dröhnte und klang, und wie der ältere Bruder niedergeschmettert worden war in den Graus des Todes, so sank auch der Jüngere dahin in das blutbenetzte Gras der Wiese, und schloß für immer die Augen.

Der greise Warmud hörte mit innerm Jubel zum andern Male den Klang seines guten Schwerdtes und er dankte seinen Göttern mit hochaufgehobenen Armen

und Thränen der Freunde entstürzten seinen blinden Augen, denn er wußte nun, daß sein Sohn Sieger geblieben war in dem ungleichen Kampfe. Er drückte Offa an sein Herz, segnete ihn und starb dann von dessen Armen umfangen, in der Ueberfülle der Siegesfreudigkeit, und Offa folgte ihm in der Herrschaft über das reiche Land der Angler.

Noch manche und glänzende Siege erkämpfte der heldenmüthige Offa sich weiterhin gegen das Volk der Holsten und ebensowohl gegen die Dänen, deren König Alewig geheißen ward, wußte er sich und sein Land allezeit kraftvoll zu erwähren, und sein Ruhm stieg, wie sein Ansehen, überall bei nähern und entferntern Nachbarn, denn es gab kaum Seinesgleichen.

Allein der heldenmüthige Offa hatte noch nirgendwo, wie weit er auch schon auf seinen Kriegsfahrten in der Welt herumgekommen war, ein Weib gefunden, das er seiner Liebe würdig gehalten hätte. Dennoch aber lagen seine Edlen und sein Volk ihn täglich auf's dringendste an, eine eheliche Verbindung zum Segen des Landes zu schließen, damit der Heldenstamm unter dessen Herrschaft Angeln sich so glücklich und wohl befinde, nicht aussterbe und Unruhe und Schwäche nach Innen und Außen hinterlasse. Niemals hatte sich der junge Fürst noch entschließen können, diesem billigen Verlangen zu genügen, bis endlich einem Zufalle gelang, was der berechnetsten Beredsamkeit nicht hatte gelingen wollen.

Eines Tages zog Offa auf die Jagd aus und kam in allzuhitziger Verfolgung eines stattlichen Edel-

wildes von seinem Jagdgefolge ab. Ohne das Wild erreicht zu haben, hatte er sich endlich so tief in den Wald hinein verirrt, daß er weder mehr aus noch ein wußte, und trotz aller Versuche und männlichen Anstrengungen nicht im Stande war, sich wieder zu den Seinen zu finden. Er verwünschte jetzt das Edelwild, das ihn zu einer so unsinnigen Verfolgung verführt, er fluchte auf seine Jagdbegierde, er schalt seinen eigenen Unverstand: allein das half ihm natürlich Alles nichts, und zu seinem noch größern Unglücke ward das Wetter so rauh und stürmisch, daß er gern ein gutes Stück Land für das geringe Obdach der kleinsten Hütte gegeben haben würde. Ein solches jedoch war nirgends zu ersehen, wie aufmerksam der Fürst auch überall herumlugte. Jetzt verdunkelte sich der Tag immer mehr und mehr, und es stellte sich ein so entsetzliches Schlossenwetter ein, daß er vor Ungeduld hätte rasend werden mögen.

Weil der Wald noch immer dichter und mit Gestrüppe noch immer hindernder durchwachsen erschien, so mußte sich Offa zuletzt gar entschließen, vom Rosse zu steigen und es hinter sich her am Zügel zu führen, um nur durch das Dickicht zu dringen. Plötzlich vernahm er eine laut klagende weibliche Stimme, und als er diesen Lauten der erbärmlichsten Klagen nachzugehen sich mitleidig bewogen gefunden hatte, und nach ein paar hundert Schritten eine kleine freiere Niederung erreichte, traf er auf ein überaus schönes Mädchen, das unter den breiten Aesten einer dichtbelaubten tausendjährigen Eiche einigen Schutz gegen das abscheu-

liche Wetter gesucht und gefunden zu haben schien, denn an dessen Stamme stand sie weinend, mit von Thränen beflutetem Antlitze.

Die Erscheinung dieses wunderschönen Mädchens hier mitten im dichtesten, nur von wilden Thieren bewohnten Walde durfte dem Fürsten wohl sehr seltsam vorkommen und seine Neugierde erregen, weshalb er sie über den Grund ihres einsamen Hierseins und ihres lauten Jammers mit höchster Theilnahme befragte. Sie nahm nicht den geringsten Anstand, die Neugierde des Fragers zufrieden zu stellen, und theilte ihm Alles, was er nur zu wissen verlangen mochte, in Kürze mit, indem sie mit sanfter und lieblicher Stimme also ihre Erzählung begann, nicht ohne dann und wann auf's Neue wieder in Thränen auszubrechen.

„Ich heiße Hygd und bin die Tochter des reichen und mächtigen Königs Hygelak, von welchem Ihr sicherlich gehört haben werdet. Er ist eigentlich nur mein Stiefvater, allein das darf gewiß keine Entschuldigung sein für den Gräuel, den ich Euch mitzutheilen gezwungen bin. Jeder Sitte hohnsprechend und jeder Wollust fröhnend, hatte ich auch schon bei meiner Mutter Lebzeiten Unsägliches von ihm auszustehen, denn er war in unnatürlicher Liebe zu mir entbrannt und verfolgte mich mit seinen entsetzlichen Wünschen, wo ich ging und stand. Nachdem meine Mutter, welche nie etwas anderes als die Sklavin ihres Gatten gewesen war, vor Leid und Kummer endlich starb, stand ich ganz allein, ohne Rath und Beistand, und die abscheulichen Verfolgungen meines Vaters gegen

mich erreichten den höchsten Grad. Wie ich jedoch immer seine sträflichen Begierden zurückgewiesen hatte mit Verachtung und Schaudern, so geschah es auch jetzt, und mit gesteigerter Energie. Alles versuchte der Schändliche vergebens, Geschenke, Bitten, Schmeicheleien und Drohungen: nichts konnte ihn seinem unnatürlichen Ziele näher bringen; vergebens mußte er sich um meine Liebe bewerben, die nur eine sündhafte hätte sein können; standhaft wies ich jedes Glück zurück, das er bestrebt war, mir vorzuheucheln. Da, als er endlich einzusehen gezwungen wurde, daß jeder Angriff auf mein Herz und meine Liebe nur ein vergeblicher sein werde, da, als er sich immer und immer wieder zurückgewiesen sah mit seinen schändlichen Anträgen: da verkehrte sich seine Liebe in Haß, Wuth und Rache. Jetzt befahl er, mich weit weg und in einen unwegsamen Wald zu bringen und mich dort zu tödten."

„Ich habe allerdings von diesem Könige gehört und auch von seiner Grausamkeit und seinen andern üblen Eigenschaften," redete Offa der Erzählenden darein, „jedoch die Kunde von seiner unnatürlichen Liebe zu seiner Stieftochter ist bis dahin meinen Ohren fremd geblieben."

„Ich wurde" — fuhr die schöne Hygd fort — diesem Befehle zufolge einigen Leuten übergeben, welche mich auch weit weg und endlich in diesen Wald brachten. Allein aus Mitleid mit meinem traurigen Schicksale und wie sie sagten, aus Rücksicht für meine Herzensgüte, Jugend und Schönheit, konnten sie es nicht

über sich vermögen, mir das Leben zu nehmen; sie kamen darum mit einander überein, mich hier der Gnade der Götter und der wilden Thiere zu überlassen, und entfernten sich, indem sie mir einige Lebensmittel hinterließen, welche indeß nur einige Tage ausreichen konnten. Seit der Zeit ernähre ich mich mit Beeren, Wurzeln und Kräutern, wie sie der Wald beut, und die wilden Thiere haben meiner bis dahin noch geschont, obgleich der Tod für mich gewiß das Wünschenswerthe sein möchte, weil ich nichts mehr in der Welt zu hoffen habe!"

Hier schloß die schöne Hygd ihre Erzählung und bethaute sie reichlich mit neuen Thränen.

Offa glaubte, in Betracht der Schönheit des Mädchens, ihres fürstlichen Anstandes, ihrer wohlgewählten Sprache, der gediegenen Pracht ihrer, wenn freilich auch jetzt etwas verwitterten Kleidung, und endlich in Betracht all des Uebles, was er von dem grausamen und schwelgerischen Könige Hygelak vernommen hatte, an der Wahrheit der eben vernommenen Erzählung keinen Augenblick zweifeln zu dürfen, und er that es um so weniger, da sich sogleich bei dem ersten Anblicke der schönen Königstochter die unauslöschbarste Liebe zu derselben in sein junges, solcher Gefühle bisher noch unerfahrenes Herz geschlichen hatte. Er gab sich der Unglücklichen zu erkennen und verhieß ihr seinen Schutz und Beistand bis zum letzten Blutstropfen seines Lebens, und sie, die wohl merken mochte, wieviel die Uhr in Offa's Herzen geschlagen, nahm, einigermaßen getröstet, beides mit allem Danke

an, den sie für jetzt ihrem guten Engel zu geben nur im Stande sich befand.

Für jetzt aber mußte demnächst beiden Theilen am Meisten daran gelegen sein, aus dem unheimlichen Walde zu kommen. Der heldenmüthige Offa ergriff darum die Hand der schönen Hygd, um sie zu führen, und Beide wanderten weiter.

Sie mochten, gewiß unter manchen nicht immer ganz langweiligen Gesprächen, bereits schon länger als eine Stunde auf's Gerathewohl so fortgewandert sein, aber immer wollte sich ihnen noch kein Pfad zeigen, mittelst dessen sie hätten hoffen dürfen, aus dem Walde zu gelangen. Jetzt wollte es schon völlig Nacht werden, als sie zu ihrem Glücke eine Höhle antrafen, aus der ihnen ein schwaches Licht entgegendämmerte, und als sie hineintraten, gewahrten sie drinnen einen Einsiedler von zwar etwas verwittertem und verschrumpftem, sonst aber doch ganz ehrwürdigem und nahbarem Aussehen, der beim Scheine einer Kienfackel auf einer Moosbank saß und las.

Der Einsiedler schien bei dem Eintritte der beiden Verirrten weniger überrascht, als diese selber, welche ihn um ein Nachtlager baten, das ihnen auch in freundlichster Weise zugesagt ward. Außerdem erhielten sie Speise und einige Becher des herrlichsten Wassers, welches beides ihnen sehr mundete. So waren sie für diesmal aller weiter Fahr entgangen, und andern Tags versprach ihnen der ehrwürdige Alte, sie auf einen gebahnten und sichern Pfad zu bringen, auf welchem

denſelben nur immer verfolgen würden, ohne weder rechts noch links zu weichen.

Am andern Morgen hielt auch der Einſiedler gewiſſenhaft ſein am Abend gegebenes Verſprechen und führte ſie auf einen gebahnten Weg. Hier beſtieg Offa wieder ſein gutes Roß, Hygd mußte ſich hinter ihn aufſchwingen, und bevor die Sonne noch im Mittag ſtand hatte der Fürſt mit ſeiner ſchönen Jagdbeute ſein ſtattliches Schloß erreicht, wo man ſich ſeinetwegen die ganze Nacht bis zu dem Augenblicke ſeiner Ankunft in der größten Sorge befunden, weil es unmöglich geweſen war eine Spur, von ihm zu entdecken.

Wir hätten hier in der That eine recht ſchöne Gelegenheit, dieſe einfache Sage in einen ziemlich weitſchweifigen Roman umzuwandeln. Allein es liegt dies zu weit aus unſerm Wege, den wir uns vorgezeichnet haben, und ſo erzählen wir denn nur, unſerer Ueberlieferung getreulich folgend, daß Offa in Hygd ganz und gar das Weſen gefunden zu haben meinte, das alle Wünſche ſeines Herzens zu befriedigen im Stande ſei, daß Hygd ihn bald im ſelben Maße, wie er ſie, liebte, daß ſich ihrer Verbindung auch nicht das kleinſte Hinderniß entgegenſtellte, und daß es kaum einige Wochen dauerte, bis Offa und Hygd Mann und Frau genannt werden durften.

Die Edlen und das ganze Land zeigten ſich mit dieſer Verbindung überaus zufrieden, da die nunmehrige Fürſtin ſich eben ſo gut als ſchön, ebenſo adlichen als wohlwollenden Gemüthes, ebenſo wirthſchaftlich als freigebig zeigte, und Offa verlebte an der Seite ſeiner

vortrefflichen Gemahlin eine Reihe so glücklicher Jahre, wie sie sicherlich kaum ein Ehemann unserer betrübten Zeit aufzuzählen vermögend ist. Sie gebar ihm Söhne und Töchter von ganz besonderer geistiger und körperlicher Bevorzugung, und nichts in der Welt schien das Glück der beiden Gatten mehr stören zu können. Aber Keiner baue allzu fest auf den Bestand seines Glückes! Das Schicksal haßt ein solches Vertrauen, und scheint es für frevelhaften Uebermuth zu halten; es will, daß wir unser Glück mit Zittern und Zagen genießen sollen, als ob ein mit Furcht vermischtes Glück wirklich noch eins wäre! Ungerechtes Schicksal!

Nach Verfluß dieser Reihe von Jahren, worauf wir eben angespielt haben, traf es sich einmal, daß Offa von einem entfernte Länder beherrschenden und ihm befreundeten Fürsten aufgefordert ward, ihm Waffenhülfe in einem Kriege zu leisten, zu welchem er von einem übermüthigen Feinde gezwungen worden, und der heldenmüthige Offa säumte keinen Augenblick, dieser Aufforderung genug zu thun, da er es für eine unabweichliche Pflicht halten mußte, derselben nachzukommen, selber aber auch des Kriegeshandwerks gerne froh war, wenn es, wie hier, eine gerechte Sache auszufechten gab. Demnach verließ er mit einer nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von mannhaften Kriegern Angeln, die Regierung des Landes bis zu seiner Rückkunft dreien der vornehmsten Edlingen anvertrauend, auf deren unbedingte Treue er sich zu verlassen durchaus gemeint sein durfte, und von seiner geliebten Gemahlin und seinen theuren Kindern schied er nach

hundert Umarmungen und Küssen nicht ohne eine tiefe Herzenswehmuth, die möglichst baldige Wiederkehr verheißend.

Gerade zur rechten Zeit langte der heldenmüthige Offa an bei seinem fürstlichen Freunde, dem seine übermüthigen Widersacher so hart bedrängten, daß er sich kaum noch zu halten vermochte. Alles nahm aber nun nach Offa's und seiner Mannen Ankunft eine andere Wendung, und schon wenige Tage darnach ward der Feind in einer entscheidenden Schlacht geschlagen. Bei diesem einen Siege blieb es indessen nicht; ihm folgten in Kurzem mehrere, und endlich war das ganze Land von Feinden gereinigt, welche nach allen Seiten flohen. Damit glaubte man jedoch es noch nicht bewenden lassen zu dürfen, wenn man anders auch für die Zukunft sich Ruhe, Frieden und Sicherheit gewonnen haben wollte. Man verfolgte darum nun den Feind tief in sein eigenes Land, ungeachtet mancher nicht geahnter Schwierigkeiten, welche viele Zeit hinwegnahmen, denn man stieß hier oft auf einen verzweifelten Widerstand, der nur durch die ausgezeichnetste Tapferkeit überwunden werden konnte; man durfte deshalb vermuthen, daß sich dieser Krieg noch etwas in die Länge ziehen werde. Offa hielt es darum für gerathen, einen Abgesandten oder Boten nach Angeln mit einem Briefe an die mit der Landesregierung betrauten Edlinge zu senden. In diesem Briefe zeigte er ihnen sein vermuthlich noch längeres Ausbleiben an, ließ verschiedene Befehle, das Wohl des Landes und seiner Unterthanen betreffend, an sie ergehen, ertheilte

einige, bestimmte Fälle angehende Verordnungen, gab ihnen ein Paar seine eigene Person zunächst betreffende Aufträge, und schloß zuletzt mit tausend herzlichen Grüßen an seine geliebte Gemahlin Hygd und an seine lieben und theuren Kinder. — Mit diesem Briefe begab sich der Abgesandte alsbald auf die Reise, und nichts ließ an eine glückliche Ueberbringung dieser Botschaft zweifeln.

Das tückische Schicksal jedoch, das öfters gar nicht ruhen und rasten zu können scheint, wenn es einmal die äußerste Verfolgung irgend eines unschuldigen Opfers beschlossen hat, bediente sich statt dessen dieser Gelegenheit, die so lange Jahre hindurch von ihm verfolgten Offa und Hygd von Neuem seine mitleidlose Faust fühlen zu lassen. So mußte es sich fügen, daß Offa's Gesandter eines Abends spät gezwungen ward, auf einem Schlosse Obdach zu suchen, wo, ohne daß er es ahnen konnte, der Stiefvater Hygd's eben zur Zeit seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Hier ward er nun zwar nicht sogar übel aufgenommen, allein der schlaue, arglistige, durch und durch diplomatische Hygelak war, wie alle Diplomaten, der Ueberzeugung, daß alle Geheimnisse für ihn gehörten, und da er nun in Kurzem von dem einfachen und arglosen Abgesandten herausgebracht hatte, daß derselbe mit einer besondern Botschaft von Offa an die drei Edlinge in Angeln betraut sei, die wir nach heutigem Sprachgebrauche wohl ohne anzustoßen „die Regentschaft“ nennen dürfen, so verdoppelte der diplomatische Fürst seine Freundlichkeit, und ließ alle möglichen Zauberkünste der Diplomatie

ſpielen, um von dem Boten noch ein Mehreres zu entlocken, und ſo erfuhr er denn, daß derſelbe in eigener Perſon eigentlich gar nichts wiſſe, ſondern die Geheimniſſe ſeiner Sendung in einem Briefe bei ſich trage.

Jetzt hatte der fürſtliche Sünder ſogleich ſeinen Plan gemacht, den abſcheulichſten, den es nur geben konnte. Er bewirthete den Boten immer beſſer und reichlicher, ſchenkte ihm immer häufiger ein, und machte ihn auf dieſe Weiſe ſo total betrunken, daß derſelbe endlich von der Bank fiel, in tiefen Schlaf ſank, und gar nichts mehr von ſich wußte, was auch immer mit ihm geſchehen mochte, und zu geſchehen nicht unterblieb.

Welch einen herrlichen Triumph genoß nicht der fürſtliche Sünder, da jetzt Offa's Bote wie leblos am Boden lag!

Daß Hygd wunderbarerweiſe noch am Leben, obgleich die zu ihrem Morde erwählten Perſonen ihm ihr Herz — oder doch ein Herz — überbracht hatten, daß ſie Offa's Gemahlin geworden war, und in ungetrübtem Glücke, im Kreiſe ſchöner Kinder lebte, das Alles wußte er längſt, und wühlte darüber. Allein ſie befand ſich außer den Gränzen ſeiner boshaften Macht; er vermochte kein Mittel zu erfinden, mit dem Haſſe, den er gegen ſie fühlte, und in welcher ſich ſeine unnatürliche Neigung zu ihr verwandelt hatte, zu ihr zu dringen, ihr zeitheriges Glück zu zerſtören und ihr Leben, ſammt dem ihrer Kinder und, wo möglich, auch Offa's, zu vernichten. Der Durſt nach einer fürchterlichen Rache, welche er ſo gerne für ſeine verſchmähten Triebe an der glücklichen Tochter genommen

hätte, hatte ihn nun schon eine Reihe Jahre hindurch unabläſſig gequält und beinahe ſein Eingeweide verbrannt, da ſich ihm nimmer und nirgends eine Ausſicht hatte bieten wollen, denſelben in dem Blute des erſehnten Opfers zu kühlen. Jetzt aber war die Ausſicht, ja die Gewißheit da, die arme Hygd in's Verderben zu ſtürzen; der längſt erharrte Augenblick, ſeinen Durſt nach Rache zu befriedigen, war gekommen, und er eilte, denſelben zu benutzen.

Sogleich bemächtigte er ſich mit vor Freude zitternden Händen des Briefes, den der gänzlich trunkene und in Schlaf gefallene Bote bei ſich trug, öffnete ihn ohne alle Gewiſſensbiſſe, und las ihn mit triumphirendem Ausdrucke ſeines ſcheuslichen Geſichtes; dann — warf er ihn in's Feuer, und machte, in der Runenſchrift ſelber nicht unerfahren, ſich daran, einen andern Brief zu ſchreiben. Als dieſer zu Stande gebracht worden war, der die unerhörteſte Teufelei in ſich ſchloß, beförderte der König ihn wieder an dieſelbe Stelle, woher er den ächten genommen, und ſeines Werkes überaus froh, trank er noch einige Becher Meth vom ſtärkeſten, und gab ſich ſelber Beifall, indem er halb trunken rief: „Hygelak, Du haſt eine königliche Rache genommen!“ —

Ohne ein jegliches weiteres unglaubliches Abentheuer langte der betraute Bote mit ſeinem Briefe, den er, ſeiner Meinung nach ſtets auf's Beſte verwahrt gehalten hatte, im Lande Angeln, auf dem Schloſſe ſeines Fürſten an, und übergab ſeine ohne ſein Wiſſen gefälſchte Depeſche geziemend und im guten Glauben

den Händen der „Regentschaft," welche dieselbe ebenso geziemend empfingen.

Aber die drei Edlinge erschracken sehr und erblaßten, als sie den unglücklichen Brief geöffnet und gelesen hatten, und ein Schauder drang ihnen durch Mark und Bein, und sie standen beinahe erstarrt, und es dauerte lange, bevor sie sich auch nur einigermaßen zu sammeln im Stande waren. Anfangs meinten sie, von *einem* bösen Hexentrug geäfft worden zu sein, und hielten Alles für Teufelsspuk; aber endlich behielten sie doch einmal die gewisse Wahrheit in der Hand; denn der Brief war da, und sein schauderhafter Inhalt ließ sich nicht wegleugnen, obgleich sie nun und nimmer es begreifen konnten, wie Offa dazu gekommen, einen solchen zu schreiben und einen so entsetzlichen Befehl zu geben.

Dieser entsetzliche Brief nämlich enthielt in möglichster Kürze nichts Anderes, als das strenge, gemessene und unausweichliche Gebot, sogleich nach Empfang desselben die Fürstin Hygd nebst ihren sämmtlichen Kindern in die Tiefe des Waldes führen, erstere dort an Händen und Füßen verstümmeln, und letztere gänzlich in Stücken zerhauen zu lassen; Alles, im Unterlassungsfalle, unter Androhung der verdienten, den Umständen angemessenen grausamen Strafen.

Es waren nun freilich diese Edlinge, diese „Herren vom Adel," wirklich und in der That auch sehr edle, brave und gute Leute, was sich von unsern heutigen „Edlingen" nicht zu jeder Zeit sagen lassen möchte, sie gingen auch selber wohl unter einander

mit sich über diesen gräßlichen Brief zu Rathe, und ihr Herz empörte sich gegen die Ausführung der ihnen gewordenen „Ordonnanz;“ allein es ging ihnen wie vielen weit elendern Ministern neuerer Zeit, sie konnten es nicht über sich gewinnen, sie wagten es nicht, sich ihr zu widersetzen; sie glaubten, ihr gehorchen zu müssen, wie noch zu unserer Zeit die Sklaven in Sammetröcken und Kitteln. Sie übergaben demzufolge die unglückliche Fürstin sammt ihren schönen Kindern einigen Henkern, und ließen die Erbarmungswürdigen durch diese in die Tiefe des Waldes führen, damit sie alle dort ihr grausames Schicksal erduldeten, dem ein Jeder eine Thräne nachweinte.

Die Henker hatten nur mit innerstem Beben ihren grausenvollen Auftrag übernehmen können, und als sie ihre ihnen überlassenen Schlachtopfer in die Tiefe des Waldes gebracht, vermochten sie nicht, den Befehl der „Regentschaft“ in seinem ganzen Umfange auszuführen. Auch dies Mal schien wieder ein guter Stern einigen Einfluß noch auf die unglückliche Hygd ausüben zu wollen, trotz der Tücke des Schicksals; denn diese Henker begnügten sich, um doch einigermaßen ihrer Pflicht nachzukommen, die Kinder der Fürstin zu tödten, an die allgeliebte Fürstin wagten sie es nicht die Hand zu legen, sie wagten es nicht, sie zu verstümmeln, nahmen indessen doch zum Lohne ihrer Enthaltsamkeit allen werthvollen Schmuck ihr ab, mit welchem sie sich dann entfernten, überzeugt gewiß auf's Aeußerste brav gehandelt zu haben.

Die arme Hygd, als sie sich auf diese Weise so

zum zweiten Male in den fürchterlichen Wald allein und hülflos versetzt sah, der ihr an sich schon so manche erschütternde Erinnerungen in die gequälte Seele trieb, als sie ringsum mit den Augen der liebenden Mutter nichts Anderes erblickte, als die Leichname ihrer schönen und guten Kinder: vermochte die arme Hygd nur ein markdurchbebendes Geschrei auszustoßen. Eine Tröstung gab es, allem Anscheine nach, für ihr so verletztes Mutterherz nicht mehr. Tief wühlte sie, außer sich vor Schmerz, ihr schönes Antlitz in den Rasen ein, und bat die Götter um den Tod.

Da trat sie, auch zum andern Male, der ehrwürdige Einsiedler wieder an, der ihr und Offa schon vor einer Reihe von Jahren Schutz gegeben hatte. Er mochte wohl ein von Gott berufener christlicher Sendling sein, der hier in Waldes Einöde der Stunde warten sollte, wo er nach ewigem Rathschlusse berufen werde, hervorzutreten aus seiner Einsamkeit, um dem Willen des Allmächtigen zu genügen, und aufzupflanzen das Kreuz des Heils in dem Lande der blinden Götzen.

Der greise Einsiedler hob die Verzweifelnde vom Boden auf, und schloß sie in seine Arme, und suchte sie zu beruhigen, und hauchte ihr Worte eines höhern Trostes ein; und sie richtete sich auf unter seinen herrlichen Tröstungen, und er führte die Gebeugte in seine Höhle und erquickte sie auch mit leiblicher Speise.

Allein der Mann Gottes und der Wunder ließ es keineswegs bei diesen Tröstungen und Erquickungen bewenden; denn da die arme, sonst so reichgewesene, nun kinderlose Mutter gar nicht aufhören wollte zu

klagen und zu jammern um ihre lieben verlorenen Kleinen, und sich das Haar zerraufte, und wieder und wieder doch nicht zu trösten war, und in den heftigsten Ausbrüchen ihres Schmerzes allein noch einigen Trost finden zu wollen schien: da vermochte der graue Einsiedler diesen herzzerreißenden Jammer nicht länger anzusehen, denn er zerschnitt ihm schier seine Seele, und er betete still für sich auf seinen Knieen, vor ein Kreuz hingesunken, daß in seiner Höhle aufgerichtet stand, und er blickte seelenvoll dazu bald gen Himmel, bald auf das Kreuz, und dann stand er auf und legte seine Hand auf Hygd's Haupt, die in ihrer Schwäche neben ihm auf die Kniee gesunken war, und, eben wie er, ihre Hände gefaltet hielt, und sagte dabei mit Weihe:

„Weib, Dir soll geholfen werden!"

Und nachdem er dies gesagt, hob er die knieende Fürstin vom Boden auf, und nahm sie bei der Hand, und führte sie aus der Höhle. Dort aber berührte der Greis unter lauten Gebeten und Ausrufungen, unter vielen in einer der Fürstin ganz und gar unverständlichen Sprache, gleichsam gesungenen Sprüchen oder Beschwörungen, die Leichname der Fürstenkinder, und hauchte ihnen durch seinen Athem wieder neues Leben ein, und rief in überirdischer Begeisterung, wir müssen sagen, in himmlischer Verzückung:

„Der Name des Herrn sei gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit, und die ganze Erde neige sich vor ihm und seinem Sohne anbetend in den Staub!"

Da liefen alle Kindlein, als sei ihnen gar nichts Uebles widerfahren gewesen, jauchzend auf ihre Mutter,

zu, und umhalſ'ten und küßten ſie, und riefen ſie bei tauſend ſüßen Namen. Und Hygd ſank, von tauſend ſeligen Gefühlen bewältigt und zu Boden geworfen, nieder auf ihre Kniee und rief in unverſtandener, aber frömmſter Begeiſterung gleich dem Einſiedler:

„Der Name des Herrn ſei gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er ſei gelobt, der mir meine Kinder wiedergegeben hat!“

Siegumkränzt und ruhmgekrönt, mit fröhlichem, hoffnungsreichem Herzen kehrte Offa endlich von ſeinem Heldenzuge zurück, und ſeine wackern Mannen ſangen auf der Heimkehr begeiſternde Kampfweiſen zu Ehren ihres tapfern und heldenmüthigen Fürſten, und hatten ihre Helme geſchmückt mit grünen Eichenzweigen, und ſchlugen jauchzend Schilde und Schwerdter zuſammen, als ſie die Heimath und endlich die ſtolze Fürſtenburg erreichten.

Aber Offa betrat die Burg mit Beſtürzung und bange Ahnungen überkamen ihn; denn von keinem freudigen Jubel, von keinen heitern Klängen der ſchmetternden Hörner, von keinen froh grüßenden Geſängen ward er bewillkommt. Alles erſchien öde, todt und ſtill, als läge es in einem ewigen Grabe von Trauer. Und als ihm ſeine Edlinge alle, an der Spitze die „Regentſchaft,“ entgegentraten, gebückt und bleich, mit verhärmten Geſichtern und wankenden Schritten, als ſie ſich kaum aufzurichten vermochten, und ihm nun mit naſſen Blicken in's Auge ſahen; da fühlte er zum erſten Male in ſeinem Leben ſeine Bruſt von einer fürchterlichen Angſt umklammert, und ihm wollte der

Athem ſtocken, denn es mußte ihm wohl zur Gewißheit werden, daß während ſeiner Abweſenheit ein großes Unglück eingebrochen ſei, von welchem er noch bis dahin nicht unterrichtet geweſen war.

„Wo iſt meine Gemahlin? Wo ſind meine Kinder?“ fragte er bebend und ſelber erbleichend. „Warum kommen mir dieſe nicht entgegen? Redet! Sprecht! Wo ſind ſie? Was iſt hier geſchehen, während ich die Bahn des Sieges wandelte?“

Alle Edlinge jedoch, an welche dieſe Frage gerichtet war, ſchwiegen ohne Ausnahme unter dem ſchmerzvollſten Bezeigen, betrübt und niedergeſchlagen, ja in manchem auf ihn gerichteten kummervollen Blick meinte er ſogar eine Art von Vorwurf leſen zu müſſen. Dies mußte natürlich ſeine Beſtürzung nur ſteigern, und faſt in einem Aufſchrei fragte er wieder:

„Wo ſind mein Weib und meine Kinder?“

Da reichte man ihm, ohne ein Wort zu ſagen, den unglückſeligen Brief, welchen der Bote gebracht hatte, und er ergriff ihn haſtig, und er verſchlang deſſen Schrift mit den Augen, und als er zu Ende geleſen, da ſchrie er außer ſich vor Schreck, Grauen, Wuth und Entſetzen, Schmerz und Pein:

„Abſcheulicher, teufliſcher Betrug, der mich um alle meine Lebensſeligkeit gebracht hat und in's Grab ziehen wird!“

Nach dieſen Worten aber ſank der ſtarke Mann, zum erſten Male nach ſeiner ihm wieder gewordenen Manneskraft beſiegt, in ſich ſelbſt zuſammen und mußte auf ſein Lager getragen werden, das er lange Zeit hindurch nicht zu verlaſſen vermochte.

Als endlich nach mancher verfließenden Woche Offa's Riesennatur doch den Sieg über seine Krankheit davontragen mußte, da hatte sich doch, wie es schien, für ewig, eine tiefe Trauer, ein unauslöschlicher Gram über seine Seele gelegt, deren Opfer er zu werden drohte. — Durch genaue und öftere Vernehmung des Boten, welcher jenen Uriasbrief überbrachte, war man des Urhebers jenes fürchterlichen Betruges doch nicht eigentlich vollständig gewiß geworden, wenn man auch eine Spur zu haben meinen durfte und laut den König Hygelak, wo der Bote übernachtet hatte, als den Betrüger nannte. Offa selbst mochte im Herzen wohl daran glauben, allein er war zu gerecht, als daß er hätte auf diesen Glauben hin zu einem Werke der Rache oder Strafe schreiten können; es war indessen, müssen wir gerechterweise zu gleicher Zeit bemerken, durch das unerhörte Unglück, das ihn betroffen, Offa in diesem Augenblicke so niedergebeugt, daß der alte in ihm entschlummert zu sein schien, denn unter andern Umständen glauben wir, daß er keineswegs gegen seinen Glauben und gegen dessen Forderungen so schwierig gewesen wäre. Er konnte nur in Waffen „der Heldenmüthige" heißen, und anders erging es keinem Helden alter Zeit. Was ihre Waffen nicht zu besiegen vermochten, das besiegte sie. Ist es noch anders mit Menschen unserer Zeit, welche mit ihrer Bildung des Herzens und des Verstandes keineswegs weiter gekommen sind, als diejenige war, worauf ein Angler Fürst in jenen grauen Jahren stand? Wir glauben nicht.

Immer tiefer versank der einst so heldenmüthige Fürst in eine Art von dumpfer Verzweiflung, und wer mochte ihn deshalb anklagen? Denn so plötzlich durch einen abscheulichen Verrath eine so theure Gemahlin und so liebe Kinder auf ein Mal zu verlieren, war gewiß Veranlassung genug, um die schrecklichste Seelenstimmung rechtfertigen zu dürfen, und Offa konnte und konnte ja nun nicht anders mehr glauben, als daß die schöne Hygd sammt allen ihren und seinen Kindern umgekommen sei auf die jämmerlichste Weise. Er konnte es um so weniger, als alle mit diesem Gesammtmorde betraut gewesenen Männer davongeflohen waren in Furcht, wegen Verschonung der Fürstin — wenn es vielleicht an den Tag kommen dürfte, daß sie sich in diesem Theile ihres Auftrages menschlich bewiesen hätten — zur strengsten Strafe gezogen zu werden.

Jene berührte schreckliche Seelenstimmung Offa's jedoch, welche immer gefährlicher werden und endlich den Fürsten in's Grab ziehen zu müssen schien, beunruhigte seine nächste Umgebung, seine Edlinge, das ganze Land und das Volk, welche alle ihn so sehr liebten, endlich auf's Allerhöchste, denn er gab sich zuletzt nur ganz allein der maßlosesten Klage und dem herzzerreißendsten Jammer hin, und von diesem Stadium seiner Verzweiflung fiel er in eine so schwarze, stumme Melancholie, daß es beinahe unmöglich war, ihn aus derselben auch nur auf Augenblicke zu erwecken.

Das konnte nach der Besorgniß seiner Getreuen und nach dem apodiktischen Ausspruche seiner Aerzte unmöglich länger so fortgehen. Aus dieser düstern

Melancholie mußte ſich durchaus in nächſter Zeit der vollſtändige Wahnſinn entwickeln, wenn man nicht noch zeitig genug Mittel auffand, ihn den Armen derſelben zu entreißen. Man ſann daher von allen Seiten beſtändig hin und her, ſolche Mittel in Thätigkeit zu ſetzen; man ſtellte alle möglichen Verſuche an, den geliebten Fürſten ſeinem ſtummen Hinbrüten dann und wann zu entreißen und ſeine Seele zu zerſtreuen, ſie auf andere Gedanken zu bringen und ſolche in ſich aufnehmen zu laſſen: jedoch in der Regel war alles dies ganz vergeblich. Man durfte wohl nicht ohne Grund fürchten, daß Oſſa bereits zum Theile dem Wahnſinn, Dumpfſinn oder Stumpfſinn angehöre; etwas war gewiß daran.

Selber die Jagd, die, wie wir ſchon angedeutet zu haben glauben, früher eine Hauptbeluſtigung geweſen, der er ſonſt mit einem ſo gewaltigen Eifer obgelegen geweſen, übte jetzt nie oder ſelten noch eine Anziehungskraft auf ihn; für ihn ſchien ſie allen Reiz verloren zu haben, und er mußte ſelber dazu manchmal gezwungen, gedrängt, wenigſtens auf's Ernſteſte überredet werden: denn er mochte kein Roß mehr beſteigen. Und dennoch hatte man in der Jagd nur das einzige Mittel gefunden — oder glaubte es wenigſtens — in dem finſtern Trübſinn des Herrn unterweilen einige Klarheit zu bringen.

Eines Tages, da es ſeinen beſtellten und unbeſtellten Aerzten glücklich einmal wieder gelungen war, den trübſinnigen König zu Roß, auf die Jagd, in den Wald und auf die Fährte zu bringen, fühlten ſie ſich

ſehr glücklich und ſuchten den lieben Herrn mit mancherlei Erzählungen und Mittheilungen zu zerſtreuen, welche die guten Seelen für ihren Zweck wohl eben angemeſſen halten mochten, in Wahrheit aber wohl am Ende nichts weiter bezweckt haben durften, als in Offa's Seele eigene und ſeinem Zuſtande natürliche Gedanken zu erwecken: denn plötzlich verließ er im raſchen, ungezügelten Ritte ſeine Jagdgefolge, winkte es zurück und ſprengte wie raſend in das Dickicht des Waldes hinein ohne Bahn und Pfad. Das beſtürzte Jagdgefolge hielt zwar einen Augenblick an, nach dem Winke ſeines Herrn; dann aber flog ihm Alles nach, weil Alle meinen durften, Alles befürchten zu können.

Dies Gefolge indeſſen, ſo ſchnell es auch ritt, verfehlte doch ſeinen Zweck, es vermochte ſeinen Herrn in dem Dickicht des Waldes nicht mehr aufzufinden; es war ihnen Offa ganz verloren, der noch ſchneller ritt als ſie, und deſſen Verfolgung ſie eben aus Gehorſamkeit ſeines Winkes zu lange ausgeſetzt hatten.

Was Offa zu ſeinem ſchnellen Ritte plötzlich bewegt hatte, war aber nichts Anderes als der in ſeinem ermüdeten Gehirne aufgeſtiegene Gedanke geweſen, die geliebte Stelle einmal wieder aufzuſuchen und aufzufinden, wo er zuerſt ſeine theure Hygd zu erblicken ſo glücklich geweſen war. Er hatte nichts Anderes im Sinne, und ſelber dieſer Gedanke mochte in der Dunkelheit ſeines Gehirnes noch nicht zur völligen Klarheit gelangt ſein, denn er ritt, ohne auf Dies oder Das Acht zu geben, wie es eben ſeinem Roſſe gefiel, weiter auf den unwegſamſten Pfaden.

Daß er auf dieſe Weiſe, nur von ſeinem ungezügelten Roſſe und von ſeiner durchweg gewiß ſehr beeinträchtigten Erinnerungskraft geleitet, wohl ſchwerlich große Ausſicht haben durfte, jene ſüße Stelle ſeiner ſüßeſten Erinnerungen in dem unwegſamen Walde, aus dem er ſich damals nicht einmal herauszufinden vermögend geweſen war, wieder aufzufinden, wäre jedem Andern, als eben Oſſa, gewiß bald klar und deutlich geworden; gerade aber weil es dieſem nicht klar und deutlich vor der Seele ſtand, ſo ritt auch derſelbe unausgeſetzt auf's Gerathewohl wie toll und blind, immer tiefer in den Wald hinein.

Plötzlich nun, als der Fürſt ſo darauf los ſprengte, ſtutzte ſein Roß, und bäumte ſich, und wäre bald mit ſeinem Reiter hinübergeſchlagen, und Oſſa ſah vor ſich den greiſen Einſiedler, in deſſen Höhle er mit ſeiner Hygd eine Nacht verbracht, und der ihm wieder auf ſeinen Weg geholfen hatte. Derſelbe ſtand da mit weit ausgerecktem rechten Arme, gleichſam den Reiter drohend hinwegweiſend von dem eingeſchlagenen Wege, und rief mit tiefer Stimme:

„Zurück von hier, Mörder Deiner Gattin und Deiner Kinder! Weiche von meiner friedlichen Höhle und halte Dich zu den wilden Thieren des Waldes, denen Du allein angehörſt, deren grauſame Gefühle Du ganz und gar theilſt!“

Oſſa erſchrak bei dieſer Erſcheinung, und ein kalter Schauder rieſelte ihm bei deren Rede durch ſein ganzes Gebein und lähmte ſeine Zunge. Der Einſiedler aber fuhr mit noch drohenderer Stimme fort:

„Weiche von hier, Du großer Sünder! Weiche von hier in Namen des Allmächtigen, des einzigen und alleinigen Gottes, den Du nicht erkennst in Deiner Blindheit, siebenfacher Mörder!“

Da stürzten dem unglücklichen Fürsten die hellen Thränen aus den Augen, wie er sie noch nie geweint hatte, und er erwiderte:

„Also auch Du in dieser Oede hast bereits von meinem unseligen Schicksale schon gehört!“

„Von Deinem Morde habe ich gehört, Unseliger!“ warf es ihm der Eremit strenge und zürnend entgegen, „von Deinem **Morde!** Hebe Dich weg von mir und von meinem friedlichen Aufenthalte, wo ich dem einzigen und alleinigen Gotte diene!“

Da rannen noch ein Mal die hellen Thränen aus den glänzenden Augen des treuen Ossa's und er sagte jetzt:

„Du zürnest auf mich ungerecht: denn ich bin keine Schuld an dem grausamen Tode der armen Hygd und meiner unschuldigen Kinder! Ich beklage deren Tod genugsam, und ich werde es bis an mein Ende!“

Jetzt fing er an dem Eremiten zu erzählen, was wir schon Alles wissen, und der Eremit lächelte immer zufriedener und freundlicher, je weiter der Fürst in seiner Erzählung fortschritt, und als dieser nun geendet, da sagte der greise Mann:

„Ich habe Dir freilich Unrecht gethan, allein ich habe zum Glücke auch Tröstung für Dich. Steige ab von Deinem Pferde und folge mir mit demselben nur getrost, und verlasse Dich auf den großen Gott, dem

ich diene in Demuth. Er ist Allererbarmer und führt Alles zum Guten, zum Besten, selber die Anschläge der Feinde."

Und der Fürst gehorchte dem Gebote des Gottesmannes gleichsam als sei aus dessen Munde das Gebot eines noch größern Fürsten gekommen, als welcher Offa selber einer war, und er folgte zu Fuße, am Arme das Pferd, dem greisen Alten hindurch fast noch eine Stunde, während dieser viel Erbauliches mit ihm redete, und endlich langten die Beiden vor der Offa'n noch sehr wohlbekannten Höhle an.

„Hier," sagte der Einsiedler zu dem Fürsten, verziehe ein wenig, bis ich wieder zurückgekommen sein werde; Gott überschüttet Dich mit Gnade, und ließ mich zu seiner Ehre ein Wunder thun."

Damit ging der Greis in seine Höhle und ließ den Fürsten in der gespanntesten Erwartung zurück, denn derselbe verstand durchaus nicht zu ahnen, was nun weiter geschehen sollte, oder was der Ehrwürdige vor hatte, ebenso wenig, mit welchem Glücke er überschüttet, oder welches Wunder durch Jenen gethan sei. Da jedoch kam, wie wir wohl vorausgesehen haben sammt und sonders, nach einigem längern Verweilen in seiner unterirdischen Behausung, plötzlich der Gottesmann aus derselben wieder hervor, an der Hand die schöne Hygd und ihre sechs Kinder, und ging mit denselben dem erstaunten Fürsten entgegen, und sagte, ihm sie übergebend:

„Nimm sie entgegen zum andern Male von dem allbarmherzigen großen Gotte, welcher größer ist als

alle Deine Götter, und danke ihm dafür durch Erkenntniß und Annahme des rechten und wahren Glaubens, dem sich Deine Hygd schon zugetheilt hat.“

In unaussprechlichem Jubel fielen sich die Wiedergefundenen in die Arme, und Alles hing sich um den Hals, und des Erklärens gab es fast kein Ende, und des Verzeihens, und des Abbittens.

Offa verweilte noch einige Tage bei dem Eremiten in dessen Höhle, und als darnach er und seine Hygd nebst ihren Kindern wieder plötzlich auf ihrem Fürstensitze erschienen, da wurde auch dort lauter Jubel und laute Lust laut, und viele Jahre verflossen den Glücklichen von nun an noch in nie getrübter Heiterkeit, in ununterbrochener Freude, die selber nicht einmal durch Hygd's unnatürlichen Vater mehr gestört werden konnte, da derselbe kurz nach der wunderbaren Wiedervereinigung der Gatten, und der Wiedererstehung deren Kinder, von seinen eigenen Leuten erschlagen worden war, die seine Tyrannei nicht länger ertragen wollten.

Offa und Hygd besuchten während ihrer Lebenszeit stetig den frommen Anachoreten in seiner Höhle, bis endlich dessen Lebensbahn sich beschloß, worauf derselbe vom Fürsten unter Ceremonien begraben ward, die den Anwesenden sehr fremd erschienen. Wir schließen daraus, gewiß mit einigem Rechte, daß schon damals die heidnischen Angler einen christlichen Fürsten besaßen, wenn dieser „in Waffen heldenmüthige Offa“ auch noch nicht den christlichen Muth neben dem christlichen Glauben besessen haben muß, das heilige Kreuz aufzuschlagen in den Marken

seiner Herrschaft, denn es dauerte bekanntlich noch länger als fünfhundert Jahre, bevor das Christenthum sich hier auszubreiten im Stande war, und mit dieser Ausbreitung ging es auch noch sehr langsam und spärlich, was man nicht hätte von dem Glauben denken sollen, der vom Sohne Gottes ausgeht. Allein Alles nach dem Willen Gottes!

Die verwünschte Prinzessin des Nobiskruger Gehölzes.

Wenn man von Kiel nach Rendsburg geradeswegs reis't, zu welcher Reise man freilich nicht immer, und zur Zeit vielleicht am Wenigsten, Veranlassung finden dürfte, so findet man, als das letzte Wirthshaus auf diesem Wege, rechts ein solches, welches der „Nobiskrug" geheißen wird, und wo endlich und zuletzt noch ein Mal einzukehren, eine gewöhnliche Weise der Fuhrleute oder auch der Reisenden ist. Man darf weder den einen noch den andern diese Einkehrung groß verdenken, denn man befindet sich in der That in dem Nobiskruge nicht so ganz übel, und Wirth und Wirthin sind gefällige und artige Leute, die es in keiner Art an guter Bewirthung fehlen lassen, wenn man gut bezahlt, was sich ja denn auch überall von selbst versteht.

Wenn man von diesem „Nobiskrug" nun weiter seinem Ziele entgegenfährt, so liegt fast unmittelbar und hart an der Landstraße, gleich wieder rechts und kaum eine kleine halbe Stunde von der Festung Rendsburg, welche nun bald keine Festung mehr sein wird, entfernt, das „Nobiskruger Gehölz."

Es ist dies nicht allzu große Gehölz ein recht artiger Bezirk von Bäumen aller Art, und ein Vergnügungsort, den die genügsamen Rendsburger Bürger welche gern auf höhere und daher kostbarere Freude verzichten, häufig mit ihren Familien zum Ziele ihrer Wanderung nehmen, um sich dort, so gut es gehen will, zu belustigen, und sich mit selbst mitgebrachten Speisen und Getränken, so gut sie sich eben versorgt haben, zu erquicken. Abends zieht dann je so eine kleine Karavane heim und hat gewiß einen sehr fröhlichen Tag erlebt. Später scheuen sich Viele noch dort zu verweilen, und vielleicht mit Recht: denn die Sage will wissen, daß es später, und bei Mondenschein, dort nicht immer ganz geheuer ist, indem zu gewissen Zeiten dort eine geisterische Erscheinung in Gestalt einer verwünschten Prinzessin umgeht, und es ist nicht Jedermanns Sache, mit einem dergleichen Spuk sich einzulassen.

Eigentlich besteht das „Nobiskruger Gehölz" aus zweien Gehölzen, dem sogenannten „kleinen" und dem sogenannten „großen Holze," welche beiden von einander durch eine eben nicht allzu umfangreiche Wiese, die zu Zeiten sehr unangenehm feucht und schlüpferig ist, getrennt werden. Manchmal dürfte man sie sogar mit einigem Rechte einen „Sumpf" heißen.

Eben auf dieser Wiese oder auf der Stelle, die jetzt zuweilen ein „Sumpf" einnimmt, stand vor altergrauer, nicht mehr zu erinnernder und mit keiner Jahreszahl zu bezeichnender Zeit ein großes und stattliches Schloß, viel stattlicher und größer, als die alte

„Reinboldsburg“ jemals gewesen, oder als das „Gouvernementshaus“ in Rendsburg, das man auch wohl manchmal zu Ehren seiner Bewohner ein „Schloß“ geheißen hat, zu sein sich noch heutigen Tages einbilden darf. In diesem prächtigen Schlosse residirte damals eine Prinzessin, die an Schönheit gar ihres Gleichen nicht finden konnte, und nebenbei, was doch auch gewiß nicht zu verachten war, ganz ungeheure Schätze in den Kellern ihres Schloßes aufgehäuft liegen hatte. Da dürfte es denn freilich nichts Unglaubliches sein, daß sie, da sie noch keinen Mann besaß, von einem ganzen Heere von Freiern belagert ward, unter denen die schönsten, reichsten und anmuthigsten Prinzen sich befanden, welche es in der weiten, bis dahin entdeckten Welt nur geben konnte. Unglaublicher erscheint es allerdings, daß die schöne Prinzessin unter all diesen schönen, reichen und ihr ebenbürtigen Freiern keine Wahl treffen mochte und wollte, sondern statt dessen alle ohne Unterschied von ihr mit der beleidigendsten Kälte sich behandelt sahen, wie sehr sich Alle auch anstrengten, der spröden Dame junges Herz zu Feuer und Flammen zu setzen. Das Unglaublichste bei der Sache war indessen ohne Zweifel die sonderbare Richtung, die ein für alle Mal der Schönen Herzensneigung genommen hatte, wenn freilich die Erfahrung es auch nicht ableugnen läßt, daß in der Liebe der Geschmack öfters etwas abgeschmackt zur Erscheinung kommt, selber unterweilen bei Damen.

In der Nähe des Schlosses oder wenigstens nicht allzuweit von demselben entfernt, lebte nämlich ein

durchaus roher, recht ungeschlachter, tölpelhafter Bauerbursche, der zum Ueberflusse noch rothes Haar und einen rothen Bart besaß, mit dem rechten Fuß zufällig etwas kurz trat, und mit dem linken Auge etwas schielte; außerdem war er wohlgewachsen und von kolossalem und vielversprechendem Gliederbau. Zu diesem aber eben neigte sich ein für alle Mal die Herzensgunst der wunderschönen, reizenden, fast ätherisch gewachsenen, mit den bezaubernsten Gaben des Herzens und des Geistes ausgestatteten Prinzessin unwiderstehlich hin. Sie konnte sich diesen Banden, welche sie einmal allmächtig zu dem schielenden und hinkenden Rothkopf hinzogen, nicht entwinden: sie wollte es auch nicht: denn wenn es auch ein Zauber sein mußte, der eine so unerhörte Gestaltung nur allein zu veranlassen im Stande gewesen, so war dieser mit ihrer ganzen Organisation doch zu eng verbunden, als daß gerade sie vermögend gewesen hätte sein dürfen, diesen Zauber zu zerstören.

Das war, wie gesagt, bei der ganzen Sache das Unglaublichste, allein immer noch nicht das Allerunglaublichste, denn dazu kommen wir erst jetzt, und wollen es sogleich den erstaunten Lesern mittheilen. Das Allerunglaublichste bestand — und die schönen Leserinnen mögen über diesen abscheulichen Thatbestand aus voller Seele und gerechterweise zürnen — bestand, kurz und runt aus nichts Anderem, als daß der besagte, rohe und ungeschlachte Bauerlümmel, der nicht mehr Gehirn als ein Sperling im Kopfe barg und lauter Fleisch- und Knochenmasse war, wie ein Zucht-

stier, ohne Umstände und geradeweg die Liebe der fürstlichen Sylphide — verschmähte und von sich wies. Vergebens bot ihm die Schöne Herz und Hand an, vergebens legte sie ihm ihren Rang und ihre Reichthümer zu seinen Elephantenfüßen, vergebens verschwendete sie die süßesten Worte und die zärtlichsten Liebkosungen an ihn, und vergebens weinte und klagte sie bitterlich über seine Hartherzigkeit: es half ihr Alles nichts, denn der Bursche konnte einmal durch und durch ein Tölpel heißen. Darum erklärte er ihr auch ganz unumwunden und ohne eine jede manierliche Einkleidung, daß er — sie mal nicht leiden möge, daß sie ihm viel zu blaß und schmächtig, keineswegs „durabel“ genug erscheine, daß er bereits eine recht stämmige Bauerdirne sich zur Braut ersehen, welche sie an tüchtiger Schönheit weit überrage, da sie Backen wie eine Bauerrose, das Gebein einer Riesin besitze, und in einem Athem eine ganze Scheundiele hinunter zu dreschen vermögend wäre, und daß er nach andern großen Schätzen als nur allein nur diesem Schatz im Geringsten nicht verlange, weil er zur Zufriedenheit besitze, genügend für seine geringen Bedürfnisse.

Möchte dies nicht leicht das Allerunglaublichste sein von dem, was wir bisher in diesen Zeilen den Lesern und Leserinnen mitgetheilt haben? —

Die schöne Prinzessin fühlte sich über Alles unglücklich über die „Erspriesslosigkeit ihrer ersten glühenden Liebe, und sie versuchte es noch öfters den Liebessinn des geliebten Flegels auf sich hinzuwenden, und ging ihm im Sonnenschein und Mondenschein nach auf

Schritten und Tritten, und versandte wieder und wieder an ihn Seufzer, Liebesblicke, Thränen, Klagen und Bitten; dieser Herkules blieb, wie aus Stein gehauen oder aus Eis, gegen alles Dies kalt und gefühllos; ja, was noch mehr war, und uns aufbringen könnte, wie ein Frauenzimmer, da wir verpflichtet sind, es niederzuschreiben: er — lachte darüber in den Armen seiner riesenhaften rothbackigen Lena.

War die wunderschöne Prinzessin über Alles unglücklich, so waren die prinzlichen Freier im Schlosse über Alles wüthend, da ihnen die unbegreifliche Liebe der Dame, um die sie nun schon so lange umsonst bublten, unmöglich hatte lange ein Geheimniß bleiben können, und dies um so weniger, da die Prinzessin es gar nicht einmal darauf anlegte, ihre glühende Neigung zu verbergen, und dieselbe ein Geheimniß bleiben zu lassen. Die Wuth der Freier war aber um so größer, als es sie auf's Höchste beleidigen durfte, sich einem so dummen und unschönen Bauerburschen nachgesetzt zu sehen. Sie brüteten darum Rache, während die Prinzessin sich ganz ihrem Schmerze überließ, und so kam es denn, daß man auf dem prächtigen Schlosse unter allem Glanz und Reichthum im Grunde ein sehr ungemüthliches, fast unheimliches Leben führte, wie es denn unter Glanz und Reichthum wohl noch manchmal heut zu Tage da und dort geführt werden mag.

Eines Morgens aber sollte der Schmerz und die Trauer, ja die Verzweiflung der schönen Liebenden auf den höchsten Gipfel getrieben werden, da die Freier ihrem Grimm gegen den bevorzugten Bauerburschen

endlich hatten vollständig den Zügel schießen lassen, und nicht länger im Stande gewesen waren, ihrer flammenden Rache, die nun in That übergehen mußte, zu gebieten. In der Nacht hatten sie sich sammt und sonders über den riesigen Nebenbuhler hergemacht und ihn, nach einem fürchterlichen Widerstande von dessen Seite, erschlagen, nächstdem aber ihn bei den Beinen an einem Baume, dem Schlafzimmer der Dame gerade gegenüber, aufgehangen. Dies war der schauerliche Anblick, welcher sich der Prinzessin eines Morgens frühe zuerst darbot, als sie wie gewöhnlich aus ihrem Fenster in den Wald schaute; dies war der Anblick, der sie mit Entsetzen erfüllte, zuerst ohnmächtig niederwarf, und dann ihren Schmerz, ihre Trauer auf den höchsten Gipfel trieb, sie zuletzt zur Verzweiflung brachte. Sie zerraufte sich ihr schönes langes Haar, sie zerrang ihre Hände wund, sie zerschlug sich ihren weißen Schwanenbusen, sie weinte ganze Bäche von Thränen und gebot ihnen noch immer nicht halt. Allein sie hatte auch Zorn neben ihrem ungeheuren Schmerz in der Brust, und dieser mußte sich wohl gegen die Freier kehren, welche durchaus nicht ihren Todtschlag verbargen, sondern anstatt dessen sich noch ihrer That ohne Scheu zu rühmen wagten, und durchaus laut kundgaben, daß der Bauerbursche nichts Anderes als seinen gerechten Lohn erhalten habe. Gerne hätte sie diese ihr verhaßten Freier bis zum Tode bestraft, allein das ging nicht, weil alle Söhne mächtiger Fürsten waren, denen die Zauberkunst nicht fremd war, von welcher freilich die Prinzessin auch ein wenig, wenn

auch nicht der Ausführung jedes Dinges zur Genüge verstand. Sie mußte sich demnach begnügen, die Ueberlästigen für immer aus ihrem Pallaste zu bannen, was sie auch sogleich vollführte, darauf aber auch eben so hastig gebot, den Geliebten vom Baume zu nehmen, und ihr denselben säuberlich und sacht auf's Zimmer zu bringen.

Nachdem dieser Befehl von ihren Dienern auf's Prompteste vollzogen worden war, und die rothhaarige, schielende Leiche nun vor ihr da auf dem seidenen Divan lag, befluthete sie ihn natürlich zuerst mit dem unversiegbaren Bache ihrer Thränen, dann jedoch stellte sie sofort unter Anwendung aller ihrer Zauberkunst alle denkbare Versuche an, um den Todten wieder in's Leben zurückzurufen, was ihr indessen nun und nimmer gelingen wollte, obgleich sie sich dabei im Schweiße ihres Angesichtes bis zur vollständigen Ermattung abquälte. Der Todte war und blieb wie im Leben, so auch im Tode, ein widerhaariger Flegel; vergebens waren alle Zauberformeln und Hexensprüche, vergebens alle Ceremonien höherer geistiger Befähigung, der Bengel war und blieb todt, und man hätte denken sollen, er thäte dies aus Trotz, um nur der ungeliebten Schönen kein Leben verdanken zu müssen: denn Bauerntrotz kann wie Adelsdünkel zu einer unglaublichen Höhe gesteigert werden oder, besser gesagt — sich steigern.

Jetzt war der schönen Prinzessin auch das Leben so eine Qual, die Welt war ihr so verhaßt, alle Menschen waren ihr in dem Grade verhaßt, daß sie endlich meinte, es auf der Erde gar nicht länger aus-

halten und vertragen zu können; sie wollte daher auch auf der Erde fortan gar nicht mehr leben, und sie nahm daher alle ihre Zauberkunst zu Hülfe, und verwünschte für immer sich, ihr Schloß und Alles, was es enthielt, in die Tiefe der Erde, und so weit reichte denn auch in der That die Macht ihrer Zaubergewalt: denn kaum nur, daß sie in üblichen Formeln diese Selbstverwünschung ausgesprochen hatte, so senkte sich auch sogleich ihr köstliches Schloß mit allen darin enthaltenen Schätzen, mit ihr selber in die unergründliche Tiefe der Erde.

Auf diesem „unergründlichen Grunde“ steht noch immer der köstliche Pallast der verwünschten Prinzessin; darin residirt sie noch immer jetzt, nach vielleicht länger als manches Tausend von Jahren. Wir sagen: noch jetzt residirt sie daselbst, denn noch jetzt steigt sie unterweilen herauf aus der Tiefe zu uns, gewöhnlich in Nächten des hellen Vollmonds, und wandelt umher auf dieser Oberwelt, immer traurig und von Thränen bethaut. Was der Zweck dieser ihrer Mondschein-Wanderungen sein dürfte, das dürfte sich schwerlich entscheiden lassen. Uebrigens ist sie auf denselben immer und ewig angethan mit einem hellgrünen sammtenen und in Kostbarkeit gestickten Jagdkleide, das von einem goldenen Gürtel, der reich mit schimmernden Rubinen besetzt ist, zusammengehalten wird, silberne Strümpfe trägt sie, und goldene Schuhe umschließen ihren kleinen Fuß. Ihr Haupt bedeckt ein ebenfalls hellgrüner Federhut, dessen Feder mit Edelsteinen von mancherlei Farben geschmückt erscheint, und wovon man eine diamantne

Agraffe erblickt, die von unschätzbarem Werthe sein dürfte. So, nach der Aussage Derjenigen, die uns auf's Heiligste versicherten, sie selber gesehen zu haben, durchstreift sie nicht selten das Gehölz und die dasselbe begränzenden Felder. Sie soll noch ganz unverfallen sein, und sich für die ihr verflossenen Jahrtausende noch sehr wohl konservirt haben, das heißt, noch in unnachahmlicher Schönheit strahlen, so weit jahrtausendlange Trauer dies zugiebt. Gewöhnlich geht ihre nächtliche Mondschein-Wanderung bis zu einem nahe an der Landstraße stehenden Apfelbaum der wildesten Sorte, denn er blüht in der Regel Sommers sehr reichlich, trägt aber niemals Früchte, und so oft man ihn auch schon abgehauen hat, treibt er doch immer wieder einen Schößling, der zum Baum wird. In diesen wilden Apfelbaum setzt sie sich nun, und klagt, weint und jammert auf das Erbärmlichste, aller Wahrscheinlichkeit nach um ihren spröden Bauerburschen. — Es soll sehr kläglich anzuhören sein.

Ob sie noch immer auf unserer Oberwelt so übel zu sprechen ist, ob sie noch immer die Menschen so sehr haßt, als ehemals, können wir gewiß nicht sagen, wir glauben es aber nicht, da sie in späterer Zeit sich Einzelnen oftmals genähert, mit solchen verkehrt und geredet, ja Manche derselben schon mit in ihr Schloß genommen haben soll, von denen freilich kein Einziger wieder zu uns zurückgekehrt ist, der uns einen recht genügenden Aufschluß über die ganze mit vielen Zweifeln durchwirkte Sache hätte geben können; wir sind daher nicht einmal im Stande, den Lesern zu

ſagen, ob es dieſen Beſuchern des prinzeßlichen Pallaſtes in der Tiefe dort wohl oder übel gefallen haben mag, ob ſie ſich noch dort befinden oder — anderswo.

Von einem gewiſſen jetzt längſt verſtorbenen, uns weitläufig verwandten kleinen Rendsburger Mann, wir können ihn gerne Harguens nenner, welcher ſich, eben wie die verwünſchte Prinzeſſin, auch nie anders als im grünen Kleide und mit einem grünen Hute ſehen ließ, welcher dabei alltäglich und unausgeſetzt das Nobiskruger Gehölz beſuchte und daſelbſt öfters bis in die tiefe Nacht verweilt haben ſoll, behauptet man in Rendsburg noch bis auf dieſe Stunde, daß er mit der verwünſchten Prinzeſſin bis an ſein, will's Gott! ſeliges Ende in den intimſten Verhältniſſen geſtanden habe, zum Trotze ſeines weit vorgeſchrittenen Alters und ſeiner Zwerglichkeit. Ob etwas Wahres an der Sache, wollen wir nicht entſcheiden, da unſer grüner Vetter auf dergleichen Fragen uns nur immer durch eine lächelnde Schweigſamkeit zu antworten für gut fand. Wir laſſen es daher dahin geſtellt ſein, und laſſen dies Rendsburger Gerede durchaus auf ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen. Wir haben die „verwünſchte Prinzeſſin“ während unſers acht und zwanzigjährigen Aufenthaltes in Rendsburg nun und nimmer zu Geſichte bekommen können, obwohl wir mehr als hundert Mal im Mondenſchein das „Nobiskruger Gehölz“ und ſeine Umgebung durchwanderten, um mit ihr in Verbindung zu treten, oder doch wenigſtens bei ihr Audienz zu erhalten.